Stadt. Bibliothek
Regensburg

Angl. 625

804

Bi[illegible]rdnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, [illegible]in Buch entlehnt, ist [illegible]rpflichtet, dasselbe längstens nach Verlau[illegible]Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Ve[illegible]ist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vere[illegible] zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zu Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

SBR 069027206027

Die

Wanderer am Rheine.

Aus dem Englischen

des

E. L. Bulwer.

„Wirst du der sel'gen Stunden je vergessen,
Die in der Liebe süßem Haine wir
Begruben, über ihren kalten Leichnam
Nur Kränz' und Blüthen haufend, statt der Erde?"

Shelley.

„Du lässest vor meinen Augen die ganze Reihe der lebendigen Wesen vorübergehen und lehrest mich meine Bruder kennen in dem stillem Walde, in der Luft und in dem Wasser.

Hayward's Faust.

GEWERBE-VEREIN

Stuttgart,

Julius Weise.

1834.

Gedruckt bei Carl Hoffmann in Stuttgart.

G 10° 257 h

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Nachricht des Verfassers.

Dürfte ich der Kritik und dem Publikum vorschreiben, so wäre mein Wunsch, dieß Werk mehr nach den Regeln der Poesie, als nach denen der Prosa beurtheilt zu sehen, denn jene Regeln leiteten mich bei der Erfindung wie bei der Ausführung desselben; — und ich fühle, daß ein gewisses Eingehen in die Absichten des Verfassers unerläßlich ist, um sich auszusöhnen mit dem Aberglauben, den er seiner Erzählung einverleibte, mit der Blüthe seines Styles und der Ueberfülle seiner Beschreibungen. Vielleicht möchte es in der That gar nicht möglich seyn, ein Gemälde der Rheinufer und der ihnen angehörenden Sagen zu entwerfen, ohne dabei die Zügel der Phantasie etwas nachzulassen (hier mag es zu viel geschehen seyn) oder sich

dem leicht anerblichen Einflusse jenes deutschen Geistes hinzugeben, dessen Abschweifungen ich in eine kältere Sprache zu übertragen strebte.

Ich habe versucht, für das Hauptinteresse meines Werks die einfachsten Materialien auszuwählen, und diese mit dem Schmucke zu durchflechten, welchen mir eine idealere und mehr dichterische Welt darbot. Ich weiß nicht, wie weit mein Streben mir gelungen; aber mehrfache Umstände haben zusammengewirkt, um das Werk zu demjenigen zu gestalten, dessen Ausarbeitung vor allen andern, welche ich schrieb, den größten Genuß (wenn auch einen Genuß, der nicht frei ist von Schwermuth) mir gewährte, und welches, wie keines früher, aus der Fülle meiner Seele kam. Aber oft steht der Eifer des Verfassers weit über dem Verdienste seines Werks, und das Publikum ahndet zuweilen — und nicht mit Unrecht — die Vergessenheit seines Daseyns, — eine Vergessenheit, welche für den Verfasser der hauptsächlichste Zauber der Zurückgezogenheit ist, und wenigstens die glücklichste, wenn auch nicht die am meisten weise Begeisterung seiner Träume.

Inhalt.

Seite.

Prolog.

An das Ideal.

Erstes Kapitel,
worin der Leser bei der Königin Nymphalin eingeführt wird 1

Zweites Kapitel.
Die Liebenden 9

Drittes Kapitel.
Gefühle 18

Viertes Kapitel.
Das Mädchen von Malines 25

Fünftes Kapitel.
Rotterdam 72

Sechstes Kapitel.
Gorcum. — Die Reise der Tugenden 85

Siebentes Kapitel.
Köln 104

Seite.

Achtes Kapitel.

Die Seele im Fegfeuer, oder Liebe, stärker als der Tod 110

Neuntes Kapitel.

Der Charakter der Rheingegend, entsprechend dem Charakter der deutschen Litteratur. — Der Drachenfels 118

Zehntes Kapitel.

Die Rolandssage. — Abenteuer der Königin Nymphalin auf der Insel Nonnenwörth. — Ihr Gesang. — Der Verfall des Feeenglaubens in England 122

Eilftes Kapitel,

worin der Leser mit den englischen Feeen das Innere der Erde und die Wesen darin kennen lernt 132

Zwölftes Kapitel.

Die Freierei des Meisters Fuchs 139

Dreizehntes Kapitel.

Das Grabmal eines Vaters vieler Kinder 181

Vierzehntes Kapitel.

Der Fee Wunsch 184

Fünfzehntes Kapitel.

Die Rheinufer von Drachenfels bis Brohl; ein Ereigniß als Wendepunkt dieser Erzählung 187

Sechszehntes Kapitel.

Gertrude. — Der Ausflug auf den Hammerstein. — Gedanken 195

Siebenzehntes Kapitel.

Brief Trevylyan's an — 199

Achtzehntes Kapitel.

Coblenz. — Ausflug auf das Taunusgebirge. — Römischer Thurm in dem Thale von Ehrenbreitstein. — Die Freuden der Reise, verschieden der Jugend und dem Alter. — Der Heidelberger Student; seine Kritik über die deutsche Litteratur 204

Seite.

Neunzehntes Kapitel.

Der gefallene Stern, oder die Geschichte einer falschen Religion 211

Zwanzigstes Kapitel.

Gelnhausen. — Die Gewalt der Liebe an geheiligten Orten. — Ein Bild Friedrich's Barbarossa. — Der Ehrgeiz der Männer findet bei den Frauen nicht die entsprechende Theilnahme 265

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ansicht von Ehrenbreitstein. — Neue Bestürzung über Gertrudens Zustand. — Trarbach 269

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das gedoppelte Leben. — Trevylyan's Schicksal. — Sorge, die Mutter des Ruhmes. — Niederlahnstein. — Träume 273

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Traumleben 379

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Brüder 288

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Unsterblichkeit der Seele. — Ein gewöhnlicher Umstand, der noch nie zuvor beschrieben wurde. — Trevylyan und Gertrude 330

Sechsundzwanzigstes Kapitel,

worin der Leser erfahren wird, wie die Feeen von den Beherrschern der Minen aufgenommen wurden. — Die Klage des letzten Faun's. — Der rothe Jäger. — Der Sturm. — Der Tod 336

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Thurmberg. — Ein Sturm auf dem Rheine. — Die Ruinen von Rheinfels. — Die Liebe macht fühllos gegen die Gefahr. — Das Echo des Lurleyfelsens. —

Seite.

St. Goar. — Kaub, Gutenfels und Pfalzgrafenstein. — Geistesgröße der ersten Einsiedler. — Die Scenerie des Rheins bei Bacharach 349

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Reise nach Bingen. — Entschuldigung für die Einfachheit dieser Erzählung. — Zustand und Charakter Gertrudens. — Die Unterredung der Liebenden in dem Tempel. — Gedanken, welche ein Narrenhaus in einer der schönsten Landschaften des Rheins veranlaßt 356

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ellfeld. — Mainz. — Heidelberg. — Eine Unterhaltung zwischen Vane und dem deutschen Studenten. — Die Ruinen des Schlosses von Heidelberg und ihr einsamer Bewohner 366

Dreißigstes Kapitel.

Keine Stelle auf Erden ist in Wahrheit völlig einsam. — Der Gesang der Feeen. — Die heilige Stätte. — Die Hexe der unheilvollen Winde. — Der Zauber und die Pflicht der Feeen 376

Einunddreißigstes Kapitel.

Gertrude und Trevylyan, als in jener das Vorgefühl ihres nahen Todes erwachte 381

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine Stätte, wie man zum Grabmale sie wünscht . . 386

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Schluß dieser Erzählung 390

Prolog.

An das Ideal.

1.

Unsichtbar, doch allsehend, zieht ein Geist,
Ein Kind des Sanges, gleich der süßen Nymphe,
Von der das schöne Hellas einst geträumt,
Tief durch des Lebens dunkle Strömung hin,
Ein göttlich Bild, die Sonne uns'res Daseyns,
Ein Geist, der mild die Wellen tönen läßt,
Der rauhen Nachtwind schlägt in Silberfesseln,
Der Hybla's Thymian, Tempe's Veilchen zaubert
Um seiner mondbesuchten Grotte Grün;
Das Ideal ist's, in der Wahrheit Schacht,
Mit Götterjugend schmückt es aus das All!

Bulwer.

2.

O Engel, der der lichtberaubten Erde
Entfernte Welten nebelgleich enthüllt,
Der Zeit und Sorge Sieger, du entstammst
Dem Morgen — und die fleischgewordne Liebe,
Ja jene Macht, die einst, als wildumbraust
Das Schifflein schwankt' auf Galiläa's Meer,
Das grimme Ungewitter schweigen hieß
Und glättete der Tiefe breiten Busen —
Sie lebt in deinem lichten Wesen fort,
Im Sturme freundlich, trostreich in der Nacht.

3.

Jenseits vom Hier ist eine Welt, wo glänzend
Erinnerung der Hoffnung Farben trägt;
Flackernd, doch innig, Leidenschaft und Traum
Scheint dieses Leben erstem Jugendblick.
Dorthin, wenn uns es dämmert, gleiten wir,
Sanft haucht die Luft und golden glüht der Tag,
Die Blumen blüh'n, im Haine ruft der Vogel, —
Laut lacht der Mittag durch den Wasserfall.
Kein Mensch ist dort, doch immer kannst du schau'n,
Die Nymphe, ihre Ambralocken schlichtend,
Oft auch, wann sich der Tag neigt, und durch's Zwielicht,
In das der Himmel taucht, die Sterne blinken,
Magst du, in schimmernder Entfernung, weit
Die Feeen auf lichtem Rasen tanzen seh'n;
Oft, wann die ros'ge Urne frischen Thau

Verspendet, und die erste Himmelslerche
Ein wildes Sanggewebe schlingt, kommt flötend
Der bärt'ge, munt're Faun durch duft'ges Laub;
Dann decken Nebel den krystall'nen Quell
Und durch die Schlucht zerfließt die Dreade.
Dieß ist dein Werk, dein All, du lichter Gast
In unsern Herzen; jedes Glaubens Kinder,
Schön oder wunderbar, sind es die deinen,
Unsterbliche Geschöpfe! jeder Drang
Von uns'rer tiefen Sehnsucht, Himmelssaaten,
Gepflanzt auf dieser rauhen Erde Beet,
Erhab'ne Wünsche, hehre Hoffnungen,
Die Thränen, nicht des Grams, das Lächeln, nicht
Der Freude, — eine Saat, — wenn du nicht wärst,
Begraben bis zu unser'm Grab, — entspringt
Aus deinem Hauch, erblüht auf dein Geheiß.

4.

Wir lieben, liebend täuschen wir uns selbst;
Was Schicksal schont, verdumpft Alltäglichkeit,
Und stets, wenn Leidenschaft ernüchtert weicht,
Erlischt der Engel auf des Menschen Stirn.

Vergebens müh'n wir uns, des Herzens Bild,
Der Kindheit Traum auf Erden zu erjagen:
Du, die Egeria der innern Welt,
Geschöpf des Westwinds und des Sonnenstrahls,
Verkörperte Musik der süß'sten Regung;
Du scheinst, doch bist du nicht in jeder Liebe;
Du glänzest sternig auf dieß Meer hienieden,

Und sternig wohnst du droben, unnahbar.
Stets wenden wir von deinem Licht den Blick,
Der Erde Jammer um so mehr zu fühlen,
Um hohles Meinen, eitlen Wunsch zu seufzen,
Und himmlisch Wissen von dem Staub zu sieh'n.

So bleibt der Sehnsucht Schmerz noch deine Lust,
Des Zaubers Klang schmilzt in des Weinens Ton,
Doch wenn der Gram, ist der Ersatz auch dein,
Und Phantasie besiegt den Pfeil der Schmerzen.
Stets haucht, wie einst der Dichter Persiens sang,
Die Rose ihren Duft der Erde ein *),
Wenn auch für uns nicht blüht die ew'ge Blume,
Weht doch ein Himmelsduft um unsern Staub;
Erhöhtes Irdisches wird dran erkannt,
Und wächst von fremdem Hauch zu würd'ger Höhe.
Unsterblichkeit gab Manchem deine Macht,
Deß' tiefste Schwäche seine Zeit gekost,
Entlockte Weihethränen aus dem Schmerz,
Lieh Rousseau's wildem Geist Prophetenfeuer.

Und Er, der irre Große, trübe Weise,
Ob dem die strenge Richt'rin seufzen muß,

---

*) Eines Tages ergetzte mich der Duft einer Erdscholle. Bist du Moschus? fragte ich. Bist du Ambra? Sie antwortete: ich bin nur gemeine Erde, aber die Rose wuchs aus mir; ihre wohlthätige Kraft durchdrang meine Natur. Ohne die Rose wäre ich nur gemeine Erde.

Saadi.

„Der Junge, Herrliche," der überall
Ein Echo ließ, wenn fern sein Schatten schwand,
Mit tiefer, zorn'ger Kunst das stumme Herz
Der Welt an seine Pilgerheimath band,
War er nicht dein, mit seiner Macht und Schwäche,
Mit seinen Fehlern, seinem Ruhm, mit allem,
Was sein Gedächtniß für uns ewig macht!
Er lebte nicht in dieser Welt, er lebt
In einer eig'nen Atmosphäre, wo
Dein Hoffen Licht, wo Dunst war dein Verzweifeln:
Wenn Leidenschaft dort wühlte, Schlangen gleich,
Wenn Mißtrau'n dort unwürd'ge Sünden zog,
Wenn seinen Geist ein Fiebertraum umspann,
Bis sein Idol und Held es selber ward —
Hört er uns schelten, klagt sein düst'rer Schatten,
Daß freundliches Gedächtniß wir getrübt?
Wie Mondlicht an die wilden Fluthen rührt,
So rührtest du die Seele, wilder Dichter,
Und bliebst uns treu, als gält's gemeine Sache;
Und als dein müdes Herz nun Ruhe fand,
Da schien der ew'ge Lauf der Welt zu steh'n,
Erschüttert bebten wir: dein Leben war
Ein Theil, die Kraft, das Wesen unsres Lebens!

Wer sagt, wie vieler Trost aus dir geklungen,
In stiller Nacht des unbewachten Geist's,
Da du gestanden bei des Rheines Rauschen,
Durch Nero's Thurm des Windes Klagen hörend,
Da, jünger, du den lichten Mond bewacht,
Wie er den träumerisch erhellten Strahl
Auf den gesunkenen Ilyssus goß.
Opfer des Ideals und Priester! — Keiner

Soll messen deine Lust, noch deinen Schmerz ergründen!
Zertrümmert ist die Harfe, hin der Geist,
Und an dem Aether schwand der halbe Himmel!

Stets soll im Rauschen Adria's sich mischen
Mit Tasso's Lied dein wilder Klang; dein Schatten
Wird düster gleiten ob Ravenna's Grund,
„Bis Beten selbst des Waldes Laub erregt";
Und wann die Zukunft, neidisch auf die Vorzeit,
Den ehr'nen Schlummer des Argiver's bricht,
Dann wird dein Nam' Albaniens Jüngling fesseln,
Dein Bild des jon'schen Mädchens Traum besuchen,
Dein Lied der Dreade Berg umzieh'n,
Der Liebe Insel, des Gesanges Quelle;
In blauem Schimmer, ungeseh'n zuvor,
Wird dann sich Missolunghi's Schutt verklären!

5.

Doch nicht Apollo's Söhnen ist allein
Das Himmelslicht des Ideals vergönnt,
Auch ernste Geister waffnet deine Macht,
Und jede Wahrheit trinkt aus deiner Urne.
In dunkler Zelle, wo der hohe Sidney
Die Stunden noch verbrachte vor dem Tag,
An dem sein Geist mit festem, kühnen Tritt
Die Brücke ging zu uns'rem ew'gen Ziel,
Die alte pfeilerlose, die den Schlund,
Den unsichtbaren, grausend überwölbt,
Wo der Vergangenheit Geheimniß wohnt —
In jener stillen Zelle, welche Bilder,
Welch' lichtumglänzte Träume hielten Wacht,

Vestalen gleich, um die geweihte Glut,
Den hellen Altar seiner hehren Sehnsucht!
Du, unerreichtes Ideal, deß' Glanz
Durch Erdenschranken auf den Beter fiel,
Du, seine Liebe, seine Anbetung,
Du, sein Geschöpf und auch sein Schöpfer — Freiheit!
Du, die um des Athener's Eisen wob
Die Weihekränze, da Hipparchus fiel, —
Warst du nicht bei ihm in der heil'gen Zelle?
Erfülltest du das Dunkel nicht mit Glanz,
Mit mächtiger Weissagung künft'ger Dinge?
Dein Lieben schlug die Fesseln, Adlerflügel
Gabst du dazu, die keine Kette hemmt!
Du gabst den Kerker — und den Himmelsschlüssel,
Den Tod — und der den Tod besiegt, den Ruhm:
Der Donner rollte rings, doch durch zerriss'ne
Und stürm'sche Wolken kam der Zukunft Engel,
Und in der Kammer des verlor'nen Mann's
Sprach er des Menschenschicksals Lichtbahn aus!
Ja! wenn des Lebens letzte Hoffnung sinkt,
Und von dem Ufer blaß die Seele schifft,
In weiter, ew'ger, tiefer Finsterniß
Entflammest du des einz'gen Sternes Leuchte
Und führst den ruderlosen Nachen hin.
Auf dem Schafott, den Nacken unter'm Beil,
Erhebt der Patriot sein furchtlos Auge
Zu dir, merkt nicht die Menge, nicht den Henker,
Das Gaffen, Schweigen, Mitgefühl und Furcht.
Hell strahlt die Feuersäule durch die Wüste
Und zeigt ihm seiner Träume Kanaan.
Der Freiheit Blut macht frei die künft'ge Zeit
Und jeder Tropfen zeugt die Drachensaat!

6.

Ist nicht dein Name Trösterin? Wenn wir
Dich bitten, stillst du uns mit gold'nem Schein!
In süßen Traum dein müdes Kind, das Leben,
Zu wiegen, ist dein mütterlich Geschäft. —
Du tröstest und erhebest: baust du nicht
Im Herzen dem Erhabenen Altäre?
Wär' nicht dein Tempel, was wär' unser Denken?
Dieß dunkle Eiland in der Zeiten See,
Umhegt von schwachen Wünschen, nied'rem Wollen,
Wenn deine Lehre nicht den Himmel gäbe,
Du große Zaub'rin in der Sterne Reich!
Dein Dienst haucht Menschen alles Edle ein:
Dichtung und Glauben, Ruhm, — des Geist's Erzengel,
Der Freiheit unbesiegbar Gut, den Wunsch
Nach bess'rem, glänzenderem Loos, den Anspruch,
Die Menschheit zu erheben und zu segnen,
Und zu erreichen Götterähnlichkeit,
Das Streben, aus dem Staube zum Olymp
Zu steigen — gabst nicht alles dieß du uns,
Du, du allein? Die Sehnsucht, den Orakeln,
Die unsern Staub erschüttern, zu gehorchen,
Das Unsichtbare schön zur That zu reifen,
Das Ideal zum Leben zu erwecken!
Dein sind die Träum' in dem Epheupallast,
Die zahllos von der dunkeln Nacht geboren,
Die freundlichen Despoten, immerdar
Verbündet gegen dieses Lebens Sorgen,
Mit wunderbarer, ja mit größ'rer Macht,
Als das zermalmende Gesetz des Menschen,

Bewachen sie selbst Thränen, mit dem Schleier
Des Lächelns decken sie ein weinend Herz,
Die Liebe zaubern sie vom Grab zurück,
Mit uns'res Herzens Jugendfarben, mit
Verwelktem Roth bemahlen sie die Stunden,
Wie eine Amme pflegt ihr schlaflos Kind,
So leiten, zwingen sie die Seele sanft:
Die uns're Herrscher sind, gehorchen dir,
Was Wunder, daß die süßen, milden Stimmen
Die Vorzeit mit prophet'schem Spruch getäuscht?

7.

Sieh Oesterreichs entkrönten Jüngling dort
Auf seinem Lager, der Skamandrius
Der hingestürzten Troja — sein Geburtstag,
Nach welchen hohen Planen deutet er!
Auf immer festgestützte Fürstenthrone!
Da lachten Frankreichs veilchenblaue Thäler,
Und seine Reben nickten, hoch auf schwoll
Die Harfe, jubelnd brauste der Gesang.
Weiber, benarbte Kämpfer, jene Sieger
Von Austerlitz, die alten Schaaren noch,
Die über die gespalt'nen Alpen nieder
Die Rache trugen in's uralte Land
Des schwarzen Siegesadlers, — drängten sich;
„Heil, Mutter Frankreich! Du hast einen Sohn!"

Horch, wie von Nord zu Süden mürbe Macht
Auf schwankendem, ererbtem Throne zittert
Bei diesem Laut, und Wittwen schon vom Tag
Des künft'gen Mords den Wiegenkindern singen!

„Wie, ist zum Blut nur dieß Geschlecht bestimmt?
„Hat Ate ew'ges Erbschaftsrecht an uns?
„Sind diese stolzen Loose nicht zu schütteln?" —
Die Jahre flieh'n — tritt, bleicher Frager, her,
Hier lerne, sieh!
Auf jenem Felsen stirbt der Adlerfürst,
Sieh, wie im Sohn der Vater wird gestraft!
Was wissen wir von dir, du armer Knabe,
Ob tüchtig, ob du träg warst, ob dein Geist
Sich hob, ob ihn gemeine Lust vergnügte?
Ob diese schöne Stirne Weisheit barg,
Ob Stumpfsinn unter'm Zwang verschlossen lag
Von eines Hofes Kerkersitten? Ob
Dein Blut durch stolze Adern flammend sprang,
Ob zögernd aus dem matten Herzen rann?
Ob, wie in mildern Zügen dein Gesicht
Bezeugte, etwas dir vom Vater war
Geschrieben in dein Wesen, zu verkünden,
Daß von dem Holzstoß auf St. Helena,
Schnitt nicht die Parze deinen Faden ab,
Ein Phönix aus der Asche wär' gestiegen.
Ob jene Sclavenjungen, Laueraugen,
Eunuchen=Ueppigkeit, die einen Wall
Zwischen den Hof und die Gedanken setzt,
Die deinen Vater einst so frisch entflammten, —
Ob die vielleicht den Funken löschten, der
Napoleon's letzten, scepterlosen Sohn
Zum Kampf getrieben hätte, noch einmal
Den Beuteadler hätte aufgereizt,
Die Thürme dieser Erbherr'n zu bestürmen;
Wer sagt, wer mißt es? — Diese dunkle Nacht
Des Schicksals schließt selbst alle Träume aus

Von deinem Grabe, das kein Lorbeer deckt.
Ein dünn' Gewebe feiler Schmeicheleien,
Des Vorsaals Klatscherei'n, Lakaienlügen,
Verschwenderische Hofversprechungen,
Gleich wohlgesinnt für Bordeaux wie für dich,
Sind dein Archiv! So geht hinab der Lauf
Vom weltbegrüßten Sohn des großen Korsen!

Doch dürfen wir noch denken, daß bei Nacht
In des Gedankens unberaubtem Reiche,
Im Schlaf der Welt, ein Traum des Ideals
Flog an dein unbewachtes Bett, ein Glanz
Die Zukunft, die man dir entriß, bestrahlte.
Denn gütig ist die Jugend gegen alle:
Du, Sohn des Schwerts, das Kön'ge adelte,
Mocht'st das Gebilde pflegen, das Gelübde,
Die Phantasie, die nach dem Großen strebt, —
Der ew'ge Segen einer solchen Jugend.
Dann flammtest du vor der erbleichten Welt,
Erfüllt war das Versprechen der Geburt,
Der schlaffe Aar war wieder ausgespannt,
Ein Königsruf verkündete Verderben,
Ein neu Philippi nahm ein zweites Rom,
Der Sohn ward Rächer eines größern Cäsar!

8.

Ja du, der Seele zaub'rische Armida,
Du lachest ob der Kön'ge Kunst und Wehr;
Sie theilen sichtbar Land, bewachen ängstlich
Die Wasser dieser Erde; — tief'rer Quell

Und höh'rer Aether, ja bis zu den Sternen,
Der schrankenlosen Hoffnung lichte Welt,
Der Himmel selbst ist dein! Nicht Pfeil, nicht Schranke,
Nicht Hof und nicht Gesetz mißt dieses Reich!
Kein Schicksal knickt ein Laub in deinem Garten,
Dem Winterlosen, und vergebens klopfen
Die grausen Drei an deinen Pforten an!
Gram, der am Herzen nagt, und falsche Liebe,
Das Glück mit seinem Rad, die bitt're Scham,
Armsel'gen Stolz verfolgend, Eifersucht
(Der Schatten heißer Leidenschaft) sie schleichen
Sich nicht in deine Hütten! —

Als der Herr
Die Menschen trieb aus dem verwirkten Eden,
Ließ er — im Geiste — einen heil'gen Ort
(Dich, hehres Ideal des öden Lebens),
Vom Flammenschwert des Heeres nicht bewacht,
Ein Bild, ein Schatten vom verlor'nen Eden!

9.

Du, Seraph in mir, labender! Apostel,
Der nur von Heil'gem und vom Himmel predigt!
Zwar ist der Irrthum dieses Lebens Loos,
Doch mag ein edler Irrthum Gnade finden;
Ein nied'rer Wunsch treibt von der Wacht den Engel.
So nähr' ich den Altar mit einer Glut,
Die zu bewahren der Gedanke trägt
Ein priesterlich Gewand, mit festlich reinem Sinn
Die Nebel vor der Flamme flieh'n zu seh'n;

Denn zu dem Schönen neig' ich betend mich,
Auf Erden oder in dem Menschenherzen,
Und pflücke Blumen dieses schatt'gen Thals,
Worin ich lern' die holde Kunst, nach oben
Süßer Gedanken Weihrauch aufzuströmen;
So mahlt' ich Tugend als ein göttlich Bild,
Sichtbar, empfunden und mit Lieb' erfüllt,
So wie ich glaube, daß uns Gott will, — Quellen,
In welchen sich das All belebt und tränkt.

Sieh, wie ich schreibe, wiegt vor meinem Gitter
Den wilden Wald der Wind der Mitternacht,
Die stillen Sterne schauen in den Bach,
Der grünen Rand mit Geisterklage spült;
Das Alles weiht mir deine Gegenwart,
Es ist nicht bloßer Boden, Himmel, Welle,
In jedem Kraut seh' ich dein heilig Weben,
In jedem Lüftchen tönt dein leiser Hauch.
Mein Herz neigt sich zur Trauer, und mein Wesen
Kehrt sich von meiner frühern Jahre Kraft,
Was einst zu nennen mich entzückt', hat jetzt,
Zu spät erreicht, nicht Macht mehr mich zu stillen;
Doch du, nicht von dem Wurm der Zeit zerstört,
Schmückst stets mit Grün die winterliche Erde!
Bleib stets denn mein, und auf des Kampfes Pfad,
In öffentlichem Thun — Mißthun vielleicht —
An das ich meines Lebens Letztes setze,
Erheb' mit heil'gem Sange meinen Geist,
Dem Ehrgeiz zeig' ein edler Ziel, — Gebeugte
Erheben und der Nacken Trotz nicht scheu'n;
O laß mich hoffen, einen freien Namen
Mit meiner Heimath stolzern Hoffnungen,

Nicht los verbunden, einst zu hinterlassen,
Dann mag auf meinem Grabe steh'n: „Laß ruh'n,
Was er gefehlt; er war im Dienst der Menschheit."

10.

Genug, zu Ende geht mein Lied, und dir,
O Land des Nordens, weih' ich seinen Klang,
Wie ich die schlichte Mähre dir geweiht,
Das Drama dieses Vorspiels.

Fern dahin
Rollt in des Mondes Strahl der schnelle Rhein,
Doch lauscht mein Ohr, mein träumend Auge sieht
Die Kiefern weh'n, die blaue Welle plätschern,
Durch's rebenschöne Rheingau mit dem Wind
Seh' ich wohl dunkle Schattenbilder streichen,
Ich hör' der Lurley wilden Klaggesang
Und wandl' in Rolands eingestürzten Hallen.
Schlicht ist und einfach traurig meine Mähr',
Gewebt aus hoffender Erinnerung,
Die nicht darf klanglos sterben. — Sterben? nein,
Die Stolle, die aus tiefem Schacht zu Tage
Gedankenströhme führt, so lang
Die Erde steht, wird sie so trübe Bilder
Nicht überleben, und wenn denn der Geist
Unsterblich ist, trag' ich in Ewigkeit,
Im Grabe noch, das meine Jugend einschließt,
Gedanken aus dem Geiste, deren Kraft
Dem Untergange trotzt, die mit dem Geist
Hoch triumphiren werden über'm Grabe!

11.

Schlicht ist die Mähr' und sollte nicht das Ohr
Auch kurz nur locken vom Geräusch der Erde,
Wenn Phantasie nicht, von der Wirklichkeit,
Erhöbe ihre Regenbogenbilder,
Die Sage schmückend mit des Ideales Glanz,
Das Treuen gerne seine Farben leiht,
Auch wenn sie nah'n mit unharmon'scher Stimme.
Von einer schönen Maid spricht meine Mähr';
Im jungen Mai des Lebens riß der Sturm
Die Blume ab, der Hoffnung Blühten welkten,
Verlassen blieb ein einsam Herz zurück
In einer Welt, die nur ein Grab ihm war.
Dieß nehm' ich aus der Wahrheit, aber du
Gibst mildern Wind zu meiner Pilgerfahrt,
Den weiten Weg verkürzest du mit Sagen,
Schmückst selbst den Tod mit ew'ger Liebe Lächeln.
Der Duld'rin bringt ein dienend Feeenheer
Dein Zauber zu aus Ob'ron's Rasenhallen.
Sanft schwindet unter ihrer Hand das Leben,
Mit holden Träumen überdecken sie
Die welke Blume, machen licht den Pfad,
Sie halten treue Wache über'm Herzen
Und stehlen endlich von dem Pfeil das Gift;
Den letzten, freien Odem haucht die Liebe,
Und lieblich Farbenlicht leiht Schlaf dem Tod.
Und wie das Herz nun stumm liegt, um das Grab
Pflanzt wilde Blumen noch der Feeenreih'n,
Vermählt das duft'ge Gras mit mildem Mondschein,
Und läßt die Wellen klingen wie sie zieh'n;

Wer dieſe zarten Blumen ſieht, in dem,
Sagt Phantaſie, iſt deine Macht lebendig.
Strahlt' über ſein Geſchäft dein Engelglanz,
Hat ſeine Seele nicht Magie getrunken?
Nicht Zauberkraft, die angſtbefliſſ'ne Welt
Von hohlem Drang zum ſüßen Schein zu zieh'n,
Zu ſtrahlen in des zorn'gen Streites Nacht
Das kurze Mondlicht eines ſchönern Lebens?

Erstes Kapitel,

worin der Leser bei der Königin Nymphalin eingeführt wird.

In einem jener grünen Wälder, die unserm Eilande so eigenthümlich sind (das Festland hat seine Forsten, aber England seine Wälder), dort lebte vor nicht gar langer Zeit eine liebliche, kleine Fee, mit Namen Nymphalin. Ich glaube, sie stammte aus einem der jüngeren Zweige des Hauses Mab; doch vielleicht ist dieses nur eine genealogische Fabel, denn die Feeen sind für den Ahnenstolz sehr empfänglich, und es läßt sich nicht läugnen, daß sie nur mit einigem Widerstreben sich den liberalen Ansichten anschließen, deren heut zu Tage so viele in der Mode sind.

Wie dieß auch seyn mag, so viel ist wenigstens gewiß, daß alle Höflinge in Nymphalin's Gebiet (denn sie war eine Feeenkönigin), sich darin gefielen, das

Recht ihrer Gebieterin auf diesen erlauchten Stammbaum laut zu versichern, und dem gemäß die Königin selbst auch das Mab'sche Wappen mit dem ihrigen vereinigte — drei Eichenblätter mit dem springenden Grashüpfer. Es war ein so fröhlicher, kleiner Hof, als sich nur irgend denken läßt, und in einer milden Sommernacht müßte es ein herrlicher Zeitvertreib gewesen seyn, einem der Bälle der Königin anzuwohnen — vorausgesetzt nämlich, daß man sich eine Karte zu verschaffen gewußt hätte; eine Begünstigung, welche ohne die einflußreichsten Verbindungen nicht leicht zu erlangen war.

Aber, leider! beide, Menschen und Feeen, so lange sie nicht dem Vorschlage des trefflichen Mstr. Owen nachkommen und in Parallelogrammen leben, werden stets die Opfer der Langeweile seyn. Und Nymphalin, in der Liebe getäuscht und noch unverheirathet, war seit den letzten fünf oder sechs Monaten selbst der Bälle unendlich überdrüssig. Sie gähnte, und folglich ward das Gähnen zur Mode.

„Aber warum haben wir nicht auch einige neue Tänze, meine Pipalee?" sagte Nymphalin zu ihrer Favorit-Ehrendame; „diese Walzer sind gar zu altmodisch."

„Gar zu altmodisch," sagte Pipalee.

Die Königin gähnte — und Pipalee that desgleichen.

Es war eine Galanacht; — der Hof hatte sich in einem einsamen, lieblichen Grunde versammelt, von wildem Gebüsche rings umschlossen, so daß nicht leicht ein Men-

schenfuß der Stelle sich nahen konnte. Wo nur ein Schatten das Gebüsch traf, brüstete sich ein Glühwurm in seinem eigenen Schimmer, und der helle Augustmond, langsam oben vorübersegelnd, sah erfreut auf diese zauberische Scene froher Lust herab; denn, wer behauptet, der Mond fliehe die Fröhlichkeit, der thut ihm sehr unrecht — solche Feeenlust erweckt sein ganzes Mitgefühl. Hier und dort in dem Dickicht senkte ein seltenes Geißblatt — im August hat das Geißblatt schon abgeblüht — seine reichen Blumengewinde herab, und war jetzt von den alten Feeen besetzt, welche, dem Tanze entsagend, in Klatschereien ihre Unterhaltung suchten. Neben dem Geißblatt glänzte das Habichtskraut und die weiße Winde bunt aus dem sanften Grün des Dickichts hervor, und Pilze ohne Zahl waren rings im Kreise aufgeschossen, blinkend im silbernen Mondlichte und den Tanzenden über die Maßen angenehm; Jedermann weiß ja, wie willkommen alles Zeltartige bei einer fête champêtre ist! Ich war im Irrthume, wenn ich oben sagte, daß das Gesträuch von allen Seiten den Kreis umschloß; es war noch eine Lücke da, welche, für Sterbliche wohl kaum bemerkbar, die Blicke einer Fee jedoch leicht zu dem nahen Bache gelangen ließ, auf dessen Wellen der Widerschein der Sterne schimmerte und hier und dort ein reiches Grün trieb, untermischt mit lieblichem Pfeilkraut und dem Silber der Wasserlilie. Dann die Bäume selbst in ihrem verschwenderisch-mannigfaltigen Farbenschmucke — die blauen — die purpurnen — die gelben Tinten — das silber-blasse Grün, und die dichten Schattenmassen, zürnend im tiefsten Schwarz; die Weide — die Ulme — die Esche — die Tanne — die Linde — „und, das Beste von Allem, Alt-Englands düstere Eiche;“ und alle diese Farben wieder in tausend feinere

und schwächere Schatten gebrochen, wo die funkelnden Sterne das Laubwerk durchstachen, oder der Mond mit reicherem Lichte sich durch eine glückliche Oeffnung stahl.

Es war eine Galanacht; die alten Feeen, wie ich schon oben sagte, plauderten in den Geißblattzweigen, die jungen hüpften und tanzten und liebten; die im mittleren Alter saßen unter den Pilzen und sprachen von Politik; und die Königin und ein halbes Dutzend ihrer Favorit-Feeen saßen auf einem sammtbemoosten Hügel, und gähnten zum Zeitvertreib.

„Es geht immer sehr schläfrig zu, Madame, seitdem Prinz Fayzenheim uns verlassen hat!" sagte die Fee Nip.

Die Königin seufzte.

„Wie hübsch der Prinz war!" rühmte Pipalee.

Die Königin erröthete.

„Er trug sich immer auf's Geschmackvollste von der Welt — und was für einen Schnurrbart!" rief Pipalee aus, sich selbst mit ihrer linken Schwinge fächelnd.

„Er war ein Windbentel," sagte mürrisch der Lordschatzmeister. Der Lordschatzmeister war die ehrlichste und unausstehlichste Person am ganzen Hofe; er war ein bewunderungswürdiger Gatte, Bruder, Sohn, Neffe, Onkel und Pathe; und diese Tugenden waren es, die ihn zum Lordschatzmeister gemacht hatten. Unglücklicherweise hatten

sie ihn nicht auch zu einem klugen Manne gemacht. In einer Rücksicht hatte er viel mit Carl II. gemein, denn er that niemals etwas Vernünftiges; aber er glich ihm gar nicht in einer zweiten — denn sehr oft sagte er eine Thorheit.

Die Königin machte ein finsteres Gesicht.

— „Ein junger Prinz ist deßhalb um nichts schlimmer," erwiederte Pipalee. „Ei, was halten Eure Majestät davon, werden Seine Hoheit bald wiederkehren?"

„Quäle mich nicht!" sagte Nymphalin verdrüßlich.

Der Lordschatzmeister, um der Unterhaltung eine angenehme Wendung zu geben, erinnerte Ihre Majestät, welch' ungeheure Masse von Geschäften der Erledigung harre, besonders die schwierige Verhandlung, die Ameisen-Wespen-Anleihe betreffend. Ihre Majestät erhoben sich, und gingen, auf Pipalee's Arm gestützt, in das Speisezelt herab.

„Bitte," sagte Fee Trip zu Fee Nip, „wie deut' ich dieses Interesse für den Prinzen Fayzenheim? Entschuldigen Sie meine Unwissenheit, aber ich bin noch völlig Neuling hier, wie Sie wissen."

„Ach!" antwortete Nip, ein junger Höfling, kein Heirathskandidat, aber sehr verführerisch; „mit dieser Geschichte verhält es sich so: Vergangenen Sommer besuchte uns ein Fremder, der sich Prinz Fayzenheim nannte; wie ich denke, einer der deutschen Feeen; — sonst gerade

nichts Besonderes, aber ein excellenter Tänzer. Er trug lange Sporen von den Stacheln einer Pferdebremse aus dem Schwarzwald; seine Mütze saß auf der Seite, und sein Schnurrbart krauste sich, gleich der Lippe einer Drachenblüthe. Er war auf Reisen, und amüsirte sich damit, der Königin den Hof zu machen. Ihr könnt Euch keinen Begriff davon machen, liebe Trip, wie gerne sie seinen Geschichten von den seltsamen Geschöpfen Deutschlands zuhörte — von dem wilden Jäger — den Wassergeistern — und einer Menge solchen Zeuges," fügte Nip verächtlich hinzu, „denn er war ein Freidenker."

„Mit einem Worte?" sagte Trip.

„Mit einem Worte, sie verliebte sich in ihn!" rief Nip, mit theatralischer Geberde.

„Und der Prinz?"

„Packte seine Kleider zusammen, schickte sein Reisegepäck, um desto ungehinderter zu seyn, mit der Post-Taube weiter, und mit einem Worte — wie Ihr saget — mit einem Worte, er desertirte der Königin, und eben seit dieser Zeit hat sie das Gähnen in die Mode gebracht."

„Es war sehr unartig von ihm," sagte die sanfte Trip.

„Ach, meine Theure!" rief Nip, „wenn Ihr es gewesen wäret, dem er seine Anbetung zollte!"

Trip lächelte, und die alten Feeen, auf ihren Sitzen im Geißblatt, bemerkten, sie sey „in üblen Händen;"

aber die Trips hatten noch nie in sehr großer Achtung gestanden.

Unterdessen sagte die Königin, auf Pipalee gestützt, nach kurzem Schweigen: „Wisse, ich habe einen Plan gemacht!“

„Wie herrlich,“ rief Pipalee, „eine andere Gala!“

„Pah; auch du mußt sicher dieser Tändeleien überdrüssig seyn; der Zeitgeist verträgt sich nicht länger mit solchem leeren Treiben, und ich wage es zu behaupten: mit dem Fortschreiten des Ernstes werden wir diese Gala's alle zusammen endlich los werden.“

Die Königin sagte dieß mit einer unbeschreiblich weisen Miene; denn die „Gesellschaft für Verbreitung allgemeinen Stumpfsinnes“ hatte sich unter den Feeen neuerlich gebildet, und ihre Traktate alle leichtere (und lichtere) Lectüre vom Markte vertrieben. Namentlich hatte der „Pfennigschwätzer“ viel für die Verbreitung von Wissen und Gähnen gewirkt, das so sichtlich am Hofe in Aufnahme kam.

„Nein,“ fuhr Nymphalin fort, „ich habe etwas Besseres ausgedacht, als Gala's — wir wollen reisen!“

Pipalee klatschte entzückt in die Hände. „Wohin werden wir reisen?“

„Wir wollen den Rhein hinauf,“ sagte die Königin und wandte ihr Gesicht weg. „Wir werden dort trefflich

empfangen werden; es gibt dort Feeen ohne Zahl auf dem ganzen Wege, die Ufer entlang, und sonst mancherlei mit uns entfernter verwandte Wesen, deren Natur und Eigenthümlichkeiten einem philosophischen Geiste Interesse und Belehrung gewähren."

„Ah, galante Nip's, zum Beispiel!" rief die lustige Pipalee.

„Den rothen Mann!" sagte die ernstere Nymphalin.

„O meine Königin, welch' ein herrlicher Plan!" Und Pipalee war die übrige Nacht hindurch so lebhaft, daß die alten Feeen auf den Geißblattzweigen einander zuflüsterten: die Ehrendame habe des Maienthaus zu viel genossen.

Zweites Kapitel.

Die Liebenden.

Ich wünsche mir nur solche Leser, welche sich mit Herz und Seele mir hingeben — wenn sie einmal ihre eigenen Gedanken haben wollen, so ist Alles für mich verloren; sie müssen mir mit ihrer Phantasie völlig freie Hand geben, und, Alles zusammengenommen — sollten sie nicht herzlich froh seyn, aus dieser trübseligen Taglöhnerwelt einmal wegzukommen, wenn sie ein Schriftsteller mit sich fortnehmen will, der ihnen allerhand Neues verspricht?

Von den Höhen von Brügge schauten ein Sterblicher und seine Verlobte auf die Scene unten. Sie sahen die Sonne sich langsam unter die purpurnen Wolkenmassen hinabsenken, und der Liebende wandte sich zu seiner Herrin und seufzte tief; denn ihre Wange glänzte in rosiger Gluth,

blendender als die Schönheit, mit der die Farbe der Gesundheit schmückt, und als er so die Sonne herabsinken sah unter die Erde, da kam ihm der Gedanke, wie sie seine Sonne sey, und wie die Glorie, die sie über sein Leben verbreite, vielleicht auch bald hinabsinke in den Schooß „ewiger Finsterniß." Den Wolken entgegen ragte einer der vielen Thürme empor, welche die Stadt Brügge auszeichnen; und auf dieser Spitze, die mit dem Himmel verschmolz, ruhte das Auge von Gertrude Vane.

Die Verschiedenheit dieser Gegenstände, auf welchen beider Blicke hafteten, war sinnbildlich sowohl für die Verschiedenheit ihrer Gedankenreihen, wie für die Verschiedenheit ihrer Naturen; seine Gedanken waren Besorgnisse, die ihrigen Trost; sein Herz ahnete Scheiden und Tod — ihr Herz weissagte von der Zukunft im Himmel. Der tiefere Theil der Landschaft lag in Schatten verhüllt; nur da, wo das Ufer sich zu einer malerischen Bucht rundete, empfing das Wasser noch das Scheidelächeln der Sonne und schimmerte licht aus dem Ufergrün hervor, das es in kaum merkbaren Wogen bespülte.

Dort standen in einiger Entfernung von einander auf dem ansteigenden Ufer zwei jener zahlreichen Mühlen, welche ein so pittoresker Zug dieser Gegend sind; ihre Flügel ruhten, wie lauschend, in dem duftigen Schweigen des Abends, und erhöhten den ländlichen Frieden, welchen die Gegend rings athmete.

Diese ruhenden Flügel, mächtige und jetzt machtbenommene Zeugen menschlichen Gewerbfleißes, geben eigenthümlichen Frieden unserem Gemüthe; ihre Ruhe — erscheint

sie nicht als ein Bild des Schlummers unserer eigenen Leidenschaften? — kurz und ungewiß und im Widerspruche mit ihrer natürlichen Bestimmung; und doppelt eindrucksvoll durch das Gefühl, das uns erinnert, wie unsicher diese Ruhe ist — wie gänzlich abhängig von jedem Windhauche, der in jedem Augenblicke, und aus jeder Himmelsgegend sich erheben kann!

Die Liebenden sahen keine lebenden Gestalten mehr vor sich, nur daß einige verspätete Landleute noch am Ufer säumten.

Trevylyan rückte näher zu seiner Gertrude, denn unaussprechlich zart war seine Liebe, und immer wache Aengstlichkeit machte den rauheren Mann die erste Kühle des Abends fühlen, noch ehe seine Begleiterin selbst sie empfunden.

„Theure, laß mich dir den Mantel dichter umlegen!"

Gertrude lächelte ihren Dank.

„Ich fühle mich rüstiger, denn seit Wochen," sagte sie, „und kommen wir nur erst an den Rhein, so wirst du mich erstarken sehen, — vielleicht zur Schwächung deines Gefühls!"

„Ach, möchte der Himmel meine Liebe für dich recht bald so auf die Probe stellen!" rief Trevylyan; und sie kehrten langsam zu dem Gasthause zurück, wo Gertrudens Vater bereits ihrer wartete.

Trevylyan war von Natur heftig, entschlossen, und rasch im Handeln. In einem Alter von 16 Jahren in die Welt hinausgestoßen, hatte er seine Jugend in einem Wechsel von Vergnügungen, Reisen und einsamen Studien durchlebt. In dem Alter, wo der Mann den Launen am wenigsten, aber vielleicht am meisten den Leidenschaften zugänglich ist, erwachte seine Liebe für das liebenswürdigste Wesen, das je die Vision eines Dichters verklärte. Ich sage dieß ohne Uebertreibung, denn Gertrude Vanen schmückte in der That die Schönheit, aber auch nur die vergängliche Schönheit eines Traumes. Höchst eigen begegnete es dem Trevylyan (aber er war immer ein eigener Mann), daß er, dessen Leidenschaften seiner Natur nach nur sehr schwierig anzuregen waren, gleich beim ersten Anblick für eine Schönheit erglühte, deren Krankheit, offen sich zeigend, jedes andere Herz abgeschreckt haben würde, seine Schätze auf eine Barke zu wagen, welche für die Lebensreise so gänzlich untüchtig erschien. Die Auszehrung, aber die Auszehrung in ihrer anziehendsten Form, bleichte Gertrude Vane's Wangen, als Trevylyan sie zum ersten Male sah, und sah und liebte zugleich. Er kannte die Gefahr der Krankheit; er gab sich — ausgenommen auf Augenblicke — keiner Selbsttäuschung hin; er kämpfte gegen die neue Leidenschaft; aber unbeugsam, wie seine Natur es war, konnte er sie nicht besiegen. Er liebte, er bekannte seine Liebe, und Gertrude erwiederte sie.

In einer Liebe, wie diese, liegt etwas unaussprechlich Reizendes — es ist in Wahrheit die Poesie der Leidenschaft. Das Sehnen wächst, angefacht von der Furcht, und, die gewöhnlichen Wege der Gefühle kaum berührend, bricht es in jene unbestimmte Klage, — jene luftigen

Seufzer aus, welche nach dem Lichte — dem Fernen — dem Unerreichbaren schmachten. Es ist das „Sehnen der Motte nach dem Sterne" — es ist die Liebe der Seele!

Die Facultät hatte Gertruden ein südlicheres Klima verordnet; aber Gertrude war die Tochter einer deutschen Mutter, welche des Kindes Fantasie genährt hatte mit all' den wilden Legenden und anlockenden Visionen, die da heimisch sind unter den Kindern des Rheines. Ihre Einbildungskraft, mehr romantisch, als klassisch, schmachtete nach den freundlichen Rebenhügeln, den unheimlichen Forsten, welche mit ihren reichen Sagen so bezaubernd sind für Jeden, der einmal, wenn auch nur spärlich, die Litteratur des Nordens gekostet hat. Diese Sehnsucht, lebhaft ausgedrückt, und ihre fest ausgesprochene Ueberzeugung, daß, wenn irgend ein Scenenwechsel eintreten müsse, es die lang ersehnten Ufer dieses Flusses seyen, welche die Fortschritte ihrer Krankheit hemmen könnten, bewogen endlich auch ihre Aerzte und ihren Vater; und so wurde diese Reise, den Rhein entlang, beschlossen, auf der wir Gertruden, ihren Vater und ihren Verlobten jetzt eben begriffen finden.

Es war jene grüne Bay, welche die Liebenden von den Höhen von Brügge herab überblickt hatten, wo unsere Feeencaravane gerade hielt. Sie ruhten am Ufer, und spielten Domino mit Augentrost und schwarzem Klee; nämlich Pipalee, Nip, Trip und der Lordschatzmeister (denn dieß war die ganze Gesellschaft, welche die Königin sich zum Reisegefolge auserlesen hatte), und erwarteten Ihre Majestät, welche, eine neugierige kleine Elfe, wie sie

war, in der Stadt herumstreifte, und nach Neuigkeiten kundschaftete.

„Da soll mich doch," sagte der Lordschatzmeister, „was das für ein wahnwitziger Einfall ist! Ueber diesen unermeßlichen Wasserteich zu setzen — und sah man je schlechteres Gras als dieses? — Jedermann muß die Einsicht haben, daß hier die Feeen unmöglich gedeihen."

„Ihr seyd immer unzufrieden, Mylord," sagte Pipalee, „aber ihr seyd auch schon etwas zu alt zum Reisen; es sey denn, ihr sitzet in eurer Nußschale, mit Vieren davor."

Der Lordschatzmeister liebte solche Bemerkungen nicht; er murmelte also ein grämliches „Pah!" und nahm eine Prise Geißblattstaub, sich selbst zum Troste dafür, daß er gezwungen sey, so viele Neckereien einzustecken.

In diesem Augenblicke, ehe der Mond noch seine mittlere Höhe erreicht hatte, traf Nymphalin bei ihren Untergebenen wieder ein.

„Ich komme so eben," sagte sie mit einem melancholischen Ausdrucke in ihren Zügen, „von einer Scene, welche fast in mir jene Sympathie mit den menschlichen Wesen wieder erweckte, die in neuerer Zeit unser Geschlecht beinahe völlig verloren hat."

„Ich eilte durch die Stadt, ohne viel zu bemerken, was ein Abenteuer versprach. Ich hielt einen Augenblick auf eines dicken Bürgers Kissen, und ließ ihn von Liebe

träumen. Er erwachte entsetzt und rannte herab, und sah nach, ob sein Käse noch da sey. Ich strich mit leichtem Flügel über die Augen eines Politikers hin, und straks träumte er von Theater und Musik. Ich ertappte einen Todtengräber in seinem ersten Schlafe, und verließ ihn wirbelnd in einem Walzer. Wozu wäre der Schlaf, wenn nicht, um einen Gegensatz zu bilden mit dem Leben? Dann kam ich zu einer einsamen Kammer, in welcher eine Jungfrau, in ihrer zartesten Jugend, vor ihrem Bette betend kniete, und ich sah, daß der Hauch des Todesengels sie getroffen hatte, und der Honigthau lag auf den Blättern der Rose. Das Zimmer war still und einsam; der Engel der Unschuld hielt Wache davor. Ihr Herz war voll von Liebe, und jetzt von heiligen Gedanken; und ich ließ sie von dem langen Leben träumen, das ihr versagt ist, — von einem glücklichen heimischen Heerde — von den Küssen ihres jungen Geliebten — von ewiger Treue und unwandelbarer Zärtlichkeit. Möge sie wenigstens in Träumen genießen, was das Schicksal für die Wirklichkeit ihr entzogen! — und als ich das Zimmer verließ, fand ich ihren Liebhaber in seinen Mantel gehüllt neben der Thür; denn in fieberischer, verzweiflungsvoller Ahnung sieht er das Schicksal voraus, das ihrer wartet; und so liebt er selbst die Luft, die sie athmet, selbst den Boden, auf dem ihr Fuß ruht, daß, während sie seinem Auge fern ist, er leise und unbemerkt zu ihr schleicht, zu der nächsten Stelle, die ihre Gegenwart heiligt, ängstlich sorgend, daß, so lange sie noch auf Erden, nicht eine Stunde, nicht ein Augenblick ihm über anderen Gedanken verloren gehe, als solchen, die ihr gehören; und dann fühlt er eine Beruhigung, eine schmerzliche, ängstliche Freude darin, wenn er so die Entfernung vermindert, die jetzt

noch nur augenblicklich sie trennt. Und diese Liebe erschien mir nicht, wie die Liebe der gewöhnlichen Welt, und ich stand lange, und betrachtete diese Scene; denn wohl mögen Jahrhunderte wiederkehren, aber nimmer ein solcher Anblick in seiner melancholischen Schönheit, seiner rührenden Treue. Aber ich hielt den Schlummer zurück von des Liebenden Augen; denn wohl erkannte ich, daß für ihn der Schlaf ein Tyrann sey, der ihm die kurze Frist nur mitleidslos verkürze, wo seine Liebe für das theuerste Leben noch wachen darf, und daß ein trauriger, ängstlicher Gedanke an sie ihm süßer sey, trotz seiner Bitterkeit, als der herrlichste Feeentraum. Und so verließ ich den Treusorglichen, wie er lauschte dem Athemzuge seiner Geliebten; ich aber fühlte, daß den Kindern der Erde noch etwas bleibt, das sie mit den Geistern einer lichteren Welt verknüpft, so lange noch wahre Liebe unter ihnen wohnt!"

Und ach! Ist nicht auch Wahrheit in unseren Dichtungen von der unsichtbaren Welt? Gibt es keine lichten Bewohner der Wälder und Ströme? Der Mond und die sanften Sterne, sehen sie nicht herab auf feinere, beschwingte Formen, die sich in ihrem Lichte baden? Sind die Feeen, die unsichtbaren Geister alle, nur Geschöpfe unserer Träume, nicht ihre Schöpfer? Ist Alles nur Wahnglaube, was man von einem goldenen Zeitalter spricht? Und ist die Welt nur für diese rohen, engen Handwerksseelen da, die kommen und gehen, nach erbärmlichen Schatten jagend? Sind die Chimären unserer Leidenschaften die einzigen Geister des Universums? Nein, so lange meine Erinnerung in ihrer tiefsten Zelle noch das Bild von einer, die nicht mehr ist, verwahrt, — von einer, die nicht irdisch war auf Erden, — von einer, der

Liebe zum Brennpunkt geworden ihrer heiligsten Gedanken, — von einer, deren Form und Stoff, Herz und Gemüth, hätte die Poesie auch niemals vorher sie geträumt, die erste Ahnung von Geistern, die den sterblichen gleichen, aber nie von sterblichen, hervorgerufen hätte; nein, Gertrude! so lange ich deiner gedenken kann, wird die Ueberzeugung — der Glaube an lichtere Gestalten und schönere Naturen, als die Welt sie kennt, in meinem Herzen niemals wanken; und immer will ich denken, daß Feeen über deinem Schlafe wachten, und Geister dir deine Träume zuflüsterten!

Drittes Kapitel.

Gefühle.

Gertrude und ihre Begleiter fuhren in langsamen, und für sie genußvollen Tagreisen auf Rotterdam zu. Trevylyan saß an ihrer Seite, und ihre Hand war immer in der seinigen; und wenn ihr zarter Körper Müdigkeit fühlte, so sank ihr Haupt auf seine Schulter herab, als seinem natürlichen Ruheplatze. Ihr Vater war ein Mann, der lange genug gelebt hatte, um vielerlei Schicksalswechsel erfahren zu haben, und, wie langes Unglück gewöhnlich seine Beute am Ende los läßt, so hatte es auch ihn verlassen, abgekühlt und gehärtet gegen Leidenschaft; gleichgültig und fühllos gegen die Hoffnung, auf das Schlimmste gefaßt, als auf den gewöhnlichen Ausgang der Ereignisse, und wenig von dem Besten erwartend, als von einem unvorhergesehenen Zufalle bei der Regelmäßigkeit des mensch-

lichen Leidens. Er war unempfindlich für seiner Tochter Gefahr, denn ihn hatte die Furcht der Liebe nicht mit prophetischer Ahnung begabt; und er lebte zufrieden in der Gegenwart, unbekümmert, welches neue Unglück ihn in der Zukunft erwarte. Er liebte sein Kind, sein einziges Kind, mit all' der Wärme und Zuneigung, welche die vielen Schicksalsschläge, die er erduldet, seinem Herzen gelassen; und bei ihrer annähernden Verbindung mit einem so reichen und edeln Manne, wie Trevylyan, fühlte er selbst etwas, was an Vergnügen gränzte. Eingehüllt in die fühllose Gleichgültigkeit seiner Natur, lehnte er in seinem Wagen, das herrliche Wetter genießend, das sie auf ihrer Reise begleitete, und aufmerksam — denn er hatte einen feinen, ausgebildeten Geschmack — auf die mancherlei Schönheiten der Natur- und Kunst-Denkmäler, die ihren Weg schmückten.

Ein Begleiter dieser Art war der angenehmste, den sich zwei Personen, die einer dritten nie bedurften, wünschen konnten; er überließ sie ungestört dem Rausche ihres gegenseitigen Beisammenseyns; er merkte nicht auf den Wechsel ihrer Blicke; er horchte nicht auf das Flüstern, auf das sanfte, entzückende Flüstern, in welchem sympathisch Herz zum Herzen spricht. Er unterbrach nicht jenes bezaubernde Schweigen, welches sich unserer bemächtigt, wenn die Gedanken reden, und Worte nichts mehr aufzuklären haben; diese Ruhe der Gefühle, diese Gewißheit, daß wir verstanden sind, auch ohne die Brücke der Worte, — und das ist die ächte Wollust des Umgangs, der wahre Zauber der Reisen. Welche Erinnerung erblüht aus Stunden, gleich diesen, wenn wir uns einmal in den ruhigen Beschäftigungen des gewöhnlichen Lebens eingebürgert haben!

— wie schönheitsvoll, durch das Prisma der Jahre, erscheint uns dieser kurze Mondlichtspfad auf den Wassern unserer Jugend!

Und Trevylyan's Wesen, der, wie ich oben sagte, von Natur hart und strenge, der heftig, reizbar und ehrgeizig, und frühe schon durch Weltklugheit und Menschenkenntniß übertüncht war, erschien völlig geändert durch die Eigenschaften seiner Liebe; jede Stunde, jeder Augenblick war für ihn ereignißvoll; jeder Blick Gertrudens war in seinem Herzen aufgezeichnet, so daß seine Liebe keine Ermattung kannte, keines Wechsels bedurfte; er war ganz in sie übergegangen; er war sie selbst! Und er war sanft und ängstlich wachsam, wie der Schritt einer Mutter an dem Bette ihres kranken Kindes; der Löwe in ihm war bezähmt durch unbezwingliche Liebe; der Schmerz, das Vorgefühl, das all' seiner Leidenschaft für Gertrude beigemischt war, erfüllte ihn zu sehr mit jener Poesie des Gefühls, welche in uns aufgeht, wenn Gedanken auf uns lasten, für welche die gewöhnliche Sprache keine Worte hat. Aus diesem Abschnitte ihrer Reise stammen, wie ich aus dem Datum finde, die folgenden Zeilen; sie sind zu beurtheilen als die Worte Eines, den ein bewegtes Gefühl und die Wahrheit allein begeisterten.

1.

Beim Leuchten des Tages verläßt das Dunkel die Blätter,
Sobald die freundliche Sonne in bunten Farben über dem Raume schimmert.
Auch ich erblicke dann die grünbesäumte Erde im Strahl glänzend,
Der nur auf mich einen Schatten wirft.

2.

Was sind Strahlen, Blumen, Ruhm, des Lebens
Glanz und Schimmer — Musik und Jugendblüthe,
Wenn jede Sonne nur das ew'ge Sterbekleid hervorlockt,
Und die Zeit der Tod ist, der mit dem Grabe tändelt?

3.

Und doch, o doch, so jung, so rein? während
Ros'ge Düfte frisch um der Jugend Morgenhimmel spielen;
Diese Stimme — diese Augen — die tiefe Liebe dieses Lächelns;
Sind sie nicht Seele — ganz Seele — und sie können sterben?

4.

Gelten die Worte „Nicht mehr" für Gedanken, wie die unsrigen?
Soll der Kahn auf so sanfter Woge untergehen?
Hat der kurze Sommer Deines Lebens keine anderen Blüthen,
Als die, welche über Deinem frühen Grabe sprossen?

5.

O Gott, was ist das Leben, das ich noch leben soll?
(Hat nicht die Welt genug gemeinen Erdenstoffes?)
Und sie — die Rose — deren Leben der öden Wüste eine
Seele geben könnte,
Haucht ihre Süßigkeiten seufzend aus.

6.

Und ich, der ich Dich so sehr liebe, dem die Luft,
Von Deinem Hauch gesegnet, überall den Himmel schafft,
Wo es auch seyn mag — ich, das Hinschwinden Deiner Wangen
Bewachend, lächle die Verzweiflung weg, um nur
Nicht eine Stunde Dir zu trüben, die Dir noch übrig ist.

7.

Doch laß auch immer noch mich selbst bekämpfen, unter glatter
Stirne die Schlange bergen, die mir im Innern wüthet.
Brich, brich mein Herz, mich tröstet das Gefühl, daß
Sie noch fortträumt, durch meine Leiden nicht geweckt.

8.

Ruhig, wo der Sterne sanfter Engel über dem Sturz
Derselben wacht, gleiten die träumenden Gewässer dahin;
So schleicht mein Geist — dunkel in der Tiefe, —
Auf der Woge aber die Gegenwart Deiner Seele!

Gertrude selbst theilte die Ahnungen, welche Trevylyan's Seele erfüllten, nicht. Sie dachte zu wenig an sich selbst, um ihre Gefahr zu kennen; und diese Stunden waren für sie Stunden harmloser, ungetrübter Lust.

Einigemale, in der That, gab die krankhafte Erschö-

pfung ihrem Wesen einen Anstrich unbestimmter Trauer; eine Niedergeschlagenheit befiel sie, und eine Mattigkeit, gegen die sie vergebens ankämpfte. Diese Anfälle von Schwäche und Verdüsterung trafen Trevylyan in seinem Innersten; sein Auge hörte nimmer auf, wachend an dem ihren zu hängen, noch sein Herz, auf Linderung zu sinnen. Oft, wenn er einen solchen Anfall bemerkte, suchte er ihre Aufmerksamkeit von dem abzuleiten, was er, obgleich irrthümlich, für Sympathie mit seinen eigenen Ahnungen hielt, und ihre junge, romantische Fantasie durch die augenblicklichen Täuschungen der Poesie zu fesseln. Denn Gertrude war jetzt gerade in der ersten Blüthe der Jugend, und all der Thau einer lieblichen Kindheit beperlte frisch die jungfräulichen Blumen ihres Gemüthes. Und Trevylyan, der einige seiner früheren Jahre unter den Studenten in Leipzig zugebracht hatte, und tief in die mannigfaltigen Sagen der Mährchenwelt eingeweiht war, quälte immer sein Gedächtniß, um solche Erzählungen aufzufinden, für die er sich am meisten Interesse bei ihr versprach, und begann dann oft mit erheucheltem Lächeln eine jener scherzhaften Geschichten oder noch öfter, und mit wahrem Interesse, eine jener ernsteren Legenden von Versuchungen und Gefahren, welche, zu Warnern bestimmt, hier nur täuschen sollten über die eigene Gefahr.

Von diesen Erzählungen habe ich nur einige wenige ausgewählt, nicht als ob ich diese gerade für die würdigsten hielte, sondern weil mancherlei Rückerinnerungen mich verleiten, diese am liebsten zu wiederholen.

Gertrude liebte diese Geschichten, denn der Frost der kalten Welt hatte ihr noch nicht eine Blüthe von jener

sanften und milden Romantik abgestreift, welche ihrem schönen Geiste so eigenthümlich war; und mehr, als Alles, liebte sie den Laut einer Stimme, die von Tag zu Tag ihrem Ohre harmonischer klang. „Soll ich Dir erzählen," sagte er eines Morgens, als er einen düstern Zug über Gertrudens Antlitz lagern sah, „soll ich Dir, ehe wir in das dumpfe Holland eintreten, eine Geschichte von Mecheln erzählen, dessen Thürme wir bald erblicken werden?" Gertrudens Gesicht erheiterte sich auf einmal, sie legte sich in den Wagen zurück, der rasch dahin fuhr, und heftete das tiefe Blau ihrer Augen auf Trevylyan, der folgende Erzählung begann.

Viertes Kapitel.

Das Mädchen von Malines.

Es war Mittag in der Stadt Malines, oder Mecheln, wie wir sie gewöhnlich nennen; die Sabbathglocke hatte die Einwohner zum göttlichen Worte gerufen; und der Haufe, der um die Kirche von St. Rembauld zögerte, hatte sich nach und nach in die geräumigen Hallen des heiligen Gebäudes verloren.

Ein junger Mann stand auf der Straße, seine Augen zu Boden gesenkt, und horchte sichtbar auf einen Laut; denn, ohne seine Blicke von dem rauhen Pflaster zu erheben, durchsuchte er jeden Winkel desselben mit einem aufmerksamen und ängstlichen Ausdrucke in seinen Zügen; in der einen Hand hielt er einen Stab, in der andern eine lange lose Schnur, deren Ende auf dem Boden streifte; und

von Zeit zu Zeit rief er mit klagender Stimme: Fido, Fido, komm zurück! Warum hast du mich verlassen! — Fido kehrte nicht wieder zurück; der Hund, der Gefangenschaft müde, spielte in einem entfernten Viertel der Stadt mit seines gleichen, und überließ es dem blinden Manne, seinen Weg, so gut er könne, selbst in sein einsames Wirthshaus zurück zu finden. Näher und näher kamen leichte Tritte durch die Straße, und des jungen Fremden Züge erheiterten sich. —

„Verzeiht mir," sagte er, nach der Stelle gewendet, woher sein scharfes Ohr den Ton vernommen hatte, „und geleitet mich, wenn ihr gerade einige Augenblicke Zeit habt, zu dem Gasthofe des Mortier d'or."

Es war ein junges Mädchen, an das er sich so gewendet hatte, dessen Kleidung bezeugte, daß es dem Mittelstande angehöre. — „Es ist etwas weit von hier dahin," sagte sie; „aber wenn ihr ungefähr hundert Schritte in gerader Richtung fortgeht, und dann die zweite Straße zur rechten Hand einschlaget" —

„Ach," unterbrach sie der Fremde mit einem melancholischen Lächeln, „eure Zurechtweisung wird mir wenig helfen; mein Hund hat mich verlassen — und ich bin blind!"

Es war etwas in diesen Worten, und in des Fremden Stimme, was unwiderstehlich dem jungen Frauenzimmer zu Herzen drang. — „Verzeiht mir," sagte sie, bereits mit Thränen im Auge, „ich bemerkte euer" — Unglück

wollte sie sagen, allein sie unterbrach sich selbst aus natürlichem Zartgefühl. — „Vertraut euch mir, ich will euch bis zur Thüre führen; nein, Herr," als sie bemerkte, daß er zaudere, „ich habe Zeit genug übrig, ich versichere euch."

Der Fremde legte seine Hand in den Arm des Mädchens, und, obgleich Lucille von Natur so verschämt war, daß selbst ihre Mutter oft lächelnd ihr dieses Uebermaß jungfräulicher Tugend verwies, so fühlte sie jetzt doch nicht den leisesten Anflug von Scham, als sie sich so plötzlich in den Straßen von Mecheln allein an der Seite eines jungen Fremden befand, dessen Anzug und Haltung ihm einen höheren Rang in der bürgerlichen Gesellschaft anwies.

„Eure Stimme ist so sanft," sagte er nach einer Pause, „und das," fügte er hinzu mit einem leisen Seufzer, „ist das einzige Merkmal, an dem ich die Jugend und die Schönheit erkenne!" Lucille erröthete jetzt, und zwar mit einer Mischung von Verlegenheit in ihrer Röthe, denn sie wußte wohl, daß sie auf Schönheit keinen Anspruch zu machen habe. „Seyd ihr aus dieser Stadt?" fuhr er fort.

„Ja, Herr, mein Vater hat einen kleinen Dienst bei dem Zolle, und meine Mutter und ich ergänzen seine Besoldung mit Spitzenklöppeln. Man nennt uns arm, aber wir fühlen es nicht, Herr."

„Ihr seyd glücklich; kein Reichthum kommt dem Reichthum des Herzens gleich, — der Zufriedenheit," antwortete der Blinde traurig.

„Und Sie, Herr," sagte Lucille, der es weh that, des Fremden Gemüth schmerzlich angeregt zu haben, und die deßhalb die Unterhaltung zu ändern wünschte, „sind Sie schon lange in Malines?"

„Erst seit gestern. Ich mache eine Reise durch die Niederlande; vielleicht lächelt ihr zu der Reise eines Blinden, — aber es ist ermüdend, selbst für einen Blinden, immer an dem nämlichen Orte zu bleiben. Ich dachte, während der Kirche, wenn die Straßen leer sind, könne ich mit Hilfe meines Hundes sicher wenigstens die Luft, wenn auch nicht den Anblick der Stadt, genießen; aber es gibt Leute, deucht mir, die nicht einmal einen Hund zum Freunde haben können!"

Der blinde Mann wurde bitter, als er dieß sagte — der Verlust seines Hundes war ihm zu Herzen gegangen. Lucille wischte ihre Augen. „Und reisen Sie denn allein?" sagte sie, und betrachtete sein Gesicht aufmerksamer, als sie bis jetzt gewagt hatte; sie sah, daß er kaum über zwei und zwanzig Jahre alt sey. „Und Ihr Vater, Ihre Mutter," setzte sie hinzu mit einem Nachdrucke auf die letzten Worte, „sind sie nicht bei Ihnen?"

„Ich bin eine Waise!" war die Antwort des Fremden, „und ich habe weder Bruder noch Schwester."

Die trostlose Lage des Blinden rührte Lucillens Innerstes; noch nie hatte sie etwas so ergriffen. Sie fühlte eine fremde Unruhe in ihrem Herzen — eine geheime und innige Sympathie, die sie auf einmal zu ihm hinzog. Sie

wünschte, daß der Himmel es zulassen möchte, ihm Schwester zu seyn.

Der Contrast zwischen der Jugend und der Gestalt des Fremden, und das Mißgeschick, das die Hoffnungen der einen und die Lebendigkeit der andern lähmte, vermehrte noch das Mitleiden, das er einflößte. Seine Züge waren auffallend regelmäßig, und hatten einen gewissen Adel in ihren Umrissen; und seine Körperformen waren anmuthig und gedrungen, obgleich er sich vorsichtig, doch ohne alle Aengstlichkeit und Flüchtigkeit bewegte.

Sie waren jetzt in eine enge Straße getreten, die zu dem Gasthofe führte, als sie hinter sich das Geräusch rasselnder Hufschläge vernahmen; und als Lucille zurücksah, erblickte sie eine Abtheilung belgischer Reiterei, die durch die Stadt zog.

Sie zog ihren Schützling so nahe als möglich zur Mauer hin, und stellte sich, zitternd vor Furcht für ihn, an seine Seite. Die Abtheilung ritt in vollem Trotte durch die Straße, und hätte Lucille auf das Angesicht des Blinden geachtet, so hätte sie gesehen, wie bei dem Geräusche der klingenden Waffen und bei den tönenden Hufschlägen der schweren Rosse seine düsteren Züge sich belebten, und sein Kopf sich stolz erhob über den gewöhnlich melancholisch gebeugten Nacken. „Dem Himmel sey Dank," sagte sie, als die Reiter beinahe vorüber waren, „die Gefahr ist vorbei!" Aber dem war nicht so. Einer von den beiden letzten Soldaten, welche neben einander ritten, hatte unglücklicherweise ein junges, unabgerichtetes Pferd. Die Flüche und stechenden Sporen des Reiters vermehrten nur das

Feuer und die Ungeduld des Rosses; es stieg und schlug auf beiden Seiten aus in der engen Straße.

„Gardez vous!“ schrie der Reiter, als das Pferd der Stelle nahe kam, wo Lucille und der Fremde dicht an der Mauer standen, „seyd ihr toll — warum lauft ihr nicht?“

„Um des Himmels willen, um der Barmherzigkeit willen, er ist blind!“ rief Lucille, an des Fremden Seite hängend.

„Rettet euch selbst, meine gütige Führerin!“ sagte der Fremde. Aber Lucille träumte nicht davon, ihn so zu verlassen. Der Reiter wandte das Pferd von der Stelle, wo sie standen; plötzlich, als es den Sporn fühlte, schlug das wüthende Thier schnaubend mit seinen Hinterfüßen aus; und Lucille, unfähig, beide zu retten, stellte sich vor den Blinden, und empfing den Schlag, der gegen ihn gerichtet war; ihr schwacher, zarter Arm hing zerschmettert herab — der Reiter jagte davon. „Gott sey Dank, ihr seyd gerettet,“ war der Ausruf der armen Lucille; und sie fiel, von Schmerz und Schrecken überwältigt, in die Arme, welche der Fremde mechanisch öffnete, um sie aufzunehmen.

„Meine Führerin, meine Freundin!“ rief er, „ihr seyd verwundet, ihr“ —

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Lucille, schwach, „mir ist besser — mir ist wohl. Diesen Arm, wenn es euch

gefällig ist — wir sind jetzt nicht mehr weit von eurem Gasthause.“

Aber des Fremden Ohr, für jede Biegung der Stimme empfindlich, ließ ihn keinen Augenblick über die Schmerzen im Zweifel, die sie zu ertragen hatte; er entriß ihr nach und nach das Geständniß ihrer schweren Verletzung, aber das edle Mädchen sagte ihm nicht, wie es nur zu seinem Schutze sich so ausgesetzt habe. Er bestand darauf, jetzt umgekehrt ihr Amt bei ihr zu übernehmen, und sie nach Hause zu begleiten, und Lucille, vor Schmerz bereits der Ohnmacht nahe, und kaum noch fähig, sich zu bewegen, mußte es zulassen. Nur wenige Schritte von der nächsten Ecke stand die bescheidene Wohnung ihres Vaters — sie erreichten sie — und Lucille hatte kaum die Schwelle überschritten, als sie zusammensank und einige Minuten lang ohne Bewußtseyn lag. Es blieb somit dem Fremden überlassen, den Vorfall aufzuklären und die Eltern zu beschwören, daß man augenblicklich einen Wundarzt rufe, „den geschicktesten — den gesuchtesten der Stadt,“ sagte er. „Seht, ich bin reich, und dieß ist das wenigste, was ich thun kann, um eurer edeln Tochter es zu vergelten, daß sie selbst einen Fremdling in der Gefahr nicht verließ!“

Er hielt seine Börse hin, als er dieß sagte; aber der Vater schlug das Anerbieten aus, und es war dem Blinden eine Beschämung dadurch erspart, daß er die Röthe eines gekränkten Ehrgefühls nicht sehen konnte, womit seine ärmliche Belohnung zurückgewiesen wurde.

Der junge Mann blieb, bis der Wundarzt angelangt und der Arm eingerichtet worden war; und er verließ das

Haus nicht früher, bis er von der Mutter das Versprechen erlangt hatte, daß er am nächsten Morgen erfahren solle, wie die Leidende die Nacht zugebracht habe.

Er hatte im Sinne gehabt, am nächsten Morgen eine Stadt zu verlassen, die für einen Reisenden nur wenig Einladendes hat; aber er zauderte von einem Tage zum andern, bis Lucille selbst ihre Mutter begleitete, um ihm ihre Wiedergenesung anzukündigen.

Du weißt, oder wenigstens ich weiß, theuerste Gertrude, wie die Liebe bei der ersten Begegnung sich äussert, — eine geheime, unerklärliche Verwandtschaft zwischen Personen, die sich kurz zuvor noch fremd waren, und die sie unwiderstehlich zu einander hinzieht. Wenn Plato's liebliche Phantasie Wahrheit wäre, daß unsere Seelen ein Theil der Sterne sind, so möchte ich glauben, daß Geister, die so einander anziehen, ihr ursprüngliches Licht aus einer und derselben Sphäre gesogen haben, und deßhalb jetzt sich sehnen, ihre frühere Vereinigung wieder zu erneuern. Doch, ohne mich weiter auf solche ideale Lösungen dieses Mysteriums einzulassen, bleibt es natürlich, daß Eugen St. Amand in seiner unglücklichen, trostlosen Lage eine gewisse Zärtlichkeit für eine Person fühlen mußte, welche sich so edelmüthig für ihn aufgeopfert hatte.

Die Dunkelheit, zu welcher er verdammt war, verbarg vor seiner Seele Augen nicht die einnehmenden Bilder von idealischer Schönheit; im Gegentheil — in seiner beständigen und geschäftslosen Einsamkeit gab er sich nur um so leichter den Träumereien seiner natürlich-warmen Einbildungs-

kraft und feines nach Sympathie und Mittheilung dürstenden Herzens hin.

Er hatte ganz richtig gesagt, daß die Melodie der Stimme für ihn das einzige Merkzeichen der Schönheit sey; und niemals hatten sanftere und eindringlichere Töne sein Ohr getroffen, als die des jungen Mädchens. Ihr Ausruf: „Gott sey Dank, ihr seyd gerettet!" die schöne Selbstverläugnung, die liebevolle Aufopferung, die darin sich aussprach — und dazu in dem Augenblicke ihres eigenen Leidens — klang beständig in seinem Herzen wieder, und er gab sich unbekümmert jenen unbestimmten und doch so beseligenden Gefühlen hin, welche in seinem Jugendherzen bis jetzt noch nie erwacht waren. Und Lucille — das Unglück, das sie für ihn erduldet hatte, vermehrte nur die Theilnahme, die in ihrem Herzen bereits der Anblick dieses Mannes erweckt hatte, der, in der ersten Jugendblüthe so von allen Genüssen und Freuden des Lebens ausgeschlossen, nur eine öde, einsame Nacht langer Jahre vor sich sah. Und das schöne, sanfte Geschlecht hat eine immer wache Liebe für das Schützeramt. Und diese ist es, die sie zu den Engeln der Kranken, zu den Stützen des Alters, zu den Pflegerinnen der Kindheit macht; und diese Gefühle, in Lucillen besonders lebhaft hervortretend, hatten bereits ihre mitleidsvolle Natur fest an das Loos unseres unglücklichen Reisenden gekettet. Feurige Leidenschaften und eine Denkungsart, welche ihren Stand und ihre Jahre weit hinter sich ließ, flößten ihr jene bescheidene Eitelkeit ein, welche den Mangel an Schönheit ihr schmerzlich fühlbar machte. Instinktartig sich bewußt, wie tief bei ihr die Liebe gehe, hielt sie es für unmöglich, daß auch sie wieder von Jemand so innig

geliebt werden könne. Dieser Fremdling, so erhaben in ihren Augen über alle, die sie bis jetzt gesehen, war der erste, außer ihren Familiengliedern, der je an sie die Stimme richtete, welche in Tönen, nicht in Worten, jene Bewunderung ausspricht, die für das weibliche Herz das theuerste ist. Für ihn war sie schön, und ihr liebenswürdiger Geist that seine Wirkung auf ihn, unverdunkelt durch das minder Reizvolle ihres Gesichts. Nicht, als ob Lucille aller persönlichen Vorzüge entbehrt hätte; ihr leichter Gang und ihre anmuthigen Formen hatten die Elasticität der Jugendfrische, und ihr Mund und ihr Lächeln sprachen in so lieblichem, zartem Ausdruck, daß es Augenblicke gab, wo man nicht der Blinde zu seyn brauchte, um sie für schön zu halten. In der That hatte ihre frühe Jugend viele Reize versprochen; aber die unerbittliche Pockenkrankheit vertilgte dieselben grausam für immer, und versengte nicht allein die zarte Haut, die glänzenden Wangen, sondern entstellte auch völlig den Ausdruck ihrer Züge. Lucillens Familie war durch Schönheit berühmt, und auf diese Berühmtheit eitel; und ihre Eltern hatten so bitter die Wirkungen der grausamen Krankheit beklagt, daß die arme Lucille frühe daran gewöhnt wurde, dieselben für trauriger zu achten, als sie es wirklich waren, und die Vorzüge der Schönheit zu überschätzen, deren Verlust von ihren Eltern als ein so großes Unglück betrachtet wurde. Dazu kam, daß Lucille eine Base, Namens Julie, hatte, welche durch ihre persönliche Vollkommenheit das Wunder von ganz Mecheln war; und da die beiden Basen oft miteinander gingen, so war der Gegensatz allzu schlagend, als daß er nicht häufig Gelegenheit zu Kränkungen für Lucille hätte geben sollen. Aber jedes Unglück hat seinen Ersatz, und das Bewußtseyn ihres

entstellten Aeußern gab ihr eine weiche, doch nicht bittere Gemüthsstimmung, ihrem Geiste, der vielleicht sonst etwas zu herrisch geworden wäre, so viele Sanftmuth, und eine solche Demuth einem Charakter, der von Natur heftig, leidenschaftlich und energisch war.

Und so hatte Lucille den einzigen Nachtheil, wegen dessen sie der Verlust ihrer Schönheit am meisten betrübte, schon längst entfernt. Wo man sie kannte, liebte man sie; wo sie nur zugegen war, verbreitete ihr klares, sanftes Gemüth eine gewisse unaussprechliche Heiterkeit, und wo sie nicht war, vermißte Jedermann etwas an der Gesellschaft, was selbst Juliens Schönheit nicht ersetzen konnte.

„Ich habe im Sinne," sagte St. Amand zu Madame le Tisseur, der Mutter Lucillens, während er in ihrem kleinen Salon saß — denn er hatte schon Bekanntschaft mit der Familie gemacht, welche ihm die Erlaubniß gab, sich in ihr Haus führen zu lassen, um die Besuche der Madame le Tisseur zu erwiedern, und sein Hund, der längst wieder reuig zu seinem Herrn zurückgekehrt war, leitete bereits seine Schritte zu der niedrigen Wohnung, und hielt instinktartig an der Thüre — „ich habe im Sinne," sagte St. Amand nach einer Pause und mit einiger Verlegenheit, „etwas länger mich in Malines aufzuhalten; die Luft schlägt mir zu, und ich liebe die Ruhe des Ortes; aber Sie werden zugestehen, Madame, daß in einem Gasthause unter Fremden meine Lage etwas unangenehm seyn muß. Ich dachte," — St. Amand schwieg wieder — „ich dachte: wenn sich eine angenehme Familie bestimmen ließe, mich in ihre Wohnung aufzunehmen, so wollte ich

mich auf einige Wochen hier ansiedeln. Ich bin leicht befriedigt.“

„Sicherlich gibt es viele Personen in Malines, die sich sehr glücklich fühlen würden, einen solchen Hausgenossen aufzunehmen.“

„Wollet ihr mich aufnehmen?“ sagte St. Amand plötzlich. „Ihre Familie war es, die ich im Sinne hatte.“

„Uns? Sie schmeicheln uns wohl nur, mein Herr, aber wir haben kaum ein Zimmer, das für Sie gut genug wäre.“

„Was für ein Unterschied kann für mich zwischen dem oder jenem Zimmer seyn? Das beste Zimmer für meine Wahl ist das, worin die menschliche Stimme am angenehmsten klingt.“

Die Einrichtung wurde so getroffen, und St. Amand kam jetzt unter das nämliche Dach mit Lucillen zu wohnen. Und war sie nicht glücklich, daß er einer so beständigen Aufmerksamkeit bedurfte? war sie nicht glücklich, daß sie immer für ihn in Thätigkeit seyn mußte? St. Amand war ein leidenschaftlicher Musikfreund; er spielte mit einer Fertigkeit, welche nur durch den ausgesuchten Wohlklang seiner Stimme übertroffen wurde; und war Lucille nicht glücklich, wenn sie stumm dasaß, und Tönen lauschte, wie sie in Malines noch nie zuvor gehört worden waren? War sie nicht glücklich, die Züge zu beschauen, deren melancholischer Ausdruck ihre Stimme augenblicklich beben machte? War sie nicht glücklich, wenn

die Musik schwieg und St. Amand „Lucille!" rief? Schien nicht selbst ihr eigener Name, durch diese Stimme ausgesprochen, ihr lieblicher als die Musik zu tönen? War sie nicht glücklich, wenn sie an stillen Sommerabenden hinaus lustwandelten und ihr Arm bei der leichten Berührung dessen zitterte, dem sie so unentbehrlich war? War sie nicht stolz in ihrem Glücke, und lag nicht etwas an Verehrung Gränzendes in der Dankbarkeit, die sie für den fühlte, der ihrem demüthigen Herzen die Wollust bereitete, sich selbst geliebt zu fühlen?

St. Amand's Eltern waren Franzosen; sie hatten in der Nähe von Amiens gewohnt, wo sie, ungefähr seit zwei Jahren vor dem Anfange meiner Geschichte, einen ansehnlichen Grundbesitz durch Erbschaft inne hatten.

Er war seit seinem dritten Jahre blind. „Ich weiß nicht," sagte er, eines Abends mit Lucillen allein, ihr diese Einzelnheiten mittheilend, „ich weiß nicht, wie die Erde aussehen mag, oder der Himmel, oder die Bäche, deren Stimme ich wenigstens hören kann; denn ich habe keine Rückerinnerung außer einem verworrenen aber herrlichen Wogen und Schimmern von tausend prächtigen Farben — ein klares, lebhaftes Gefühl von Freude — eine sichtbare Musik. Aber es ist erst seit dem Scheiden meiner Kindheit, daß ich trauernd nach dem Tageslicht mich sehne, wie ich jetzt es unaufhörlich thue. Meine Knabenjahre verflossen in ruhiger Zufriedenheit, die unbedeutendsten Kinderspielereien konnten mich vergnügen, und mein inhaltsleeres Gemüth an sich fesseln; aber, als ich anfing Genuß in Unterredungen zu finden — als ich auf die lebendigen Beschreibungen der Poesie horchte, als

ich bei den Erzählungen großer Thaten erglühte, als ich aus Büchern die Thatkraft, die Geschäftigkeit, das Feuer, den Eifer, den Pomp, den Enthusiasmus des Lebens kennen lernte, da eröffnete sich mir nach und nach das Gefühl für alles das, was mir für immer verweigert war. Ich fühlte, daß ich bin, aber nicht lebe, und daß ich mitten in der allgemeinen Freiheit zu einem Gefängnisse verdammt sey, aus dessen nackten Wänden kein Entrinnen möglich ist. Doch, so lange meine Eltern lebten, hatte ich noch eine Art von Trost; ich war wenigstens nicht allein. Sie starben, und eine plötzliche, schreckliche Einsamkeit, eine schauerliche, wüste Leere lag über meinem Kerker. Nur ein alter Diener, der mich von Kindheit auf gepflegt und gekannt hatte in meiner kurzen Lichtperiode, an dessen Rückerinnerungen die meinigen ihren Weg durch die engen und dunklen Gänge meines Gedächtnisses zu einem schwachen Schimmer der Sonne zurückfinden konnten; er war alles, was mir von menschlicher Theilnahme übrig blieb. Aber es reichte nicht aus, mich mit meiner Heimath auszusöhnen, wo ich meinen Vater und meiner Mutter sanfte Stimme nicht mehr hören konnte. Eine rastlose Ungeduld, ein ängstlicher Trieb zu Reisen erfaßte mich, und ich verließ meine Heimath, gleichgültig wohin die Reise gehe, zufrieden, wenigstens die Luft verändern zu können, die auf mich, wie ein greifbares Gewicht, drückte. Ich nahm nur den alten Wärter als meinen Gesellschafter mit. Vor drei Monaten starb auch er in Brüssel an Altersschwäche. — Ach! ich hatte vergessen, daß er alt war, denn ich sah die Fortschritte seiner Hinfälligkeit nicht, und nun war ich, meinen treulosen Hund ausgenommen, ganz allein, bis ich hierher kam und dich fand."

Lucille bückte sich, um den Hund zu liebkosen; sie segnete sein Davonlaufen, das ihr einen Freund zugeführt hatte, der sie niemals verlassen werde.

Aber so innig und dankbar Lucille auch St. Amand liebte, so reichte ihre Gewalt doch nicht hin, die Melancholie von seiner Stirne zu verbannen, und ihn mit seinem traurigen Schicksale zu versöhnen.

„Ach, daß ich dich sehen könnte! daß ich die Züge einmal schauen könnte, die auszumalen mein Herz sich vergeblich abmüht!“

„Wenn du es könntest,“ seufzte Lucille, „so würdest du aufhören mich zu lieben.“

„Unmöglich!“ rief St. Amand leidenschaftlich; „wie dich die Welt auch finden kann, du würdest mein Vorbild der Schönheit seyn, und ich würde dich nicht nach Andern, sondern Andere nach dir beurtheilen.“

Wenn Lucille ihm vorlas, so war er innig vergnügt; und vor Allem liebte er Beschreibungen von Kriegen, Reisen und wilden Abenteuern, und doch waren sie für ihn am peinigendsten. Oft hörte sie auf zu lesen, wenn sie ihn so seufzen hörte, und sie fühlte dann, daß sie selbst auf die Seligkeit, von ihm geliebt zu seyn, gern verzichten würde, wenn sie ihn dadurch des Sehens wieder theilhaftig machen könnte, wonach ihn die Sehnsucht wie ein Gespenst quälte.

Lucillen's Familie war katholisch, und wie die meisten ihres Standes, eben so abergläubisch als an-

dächtig-fromm. Manchmal unterhielten sie sich Abends mit den verschiedenen Legenden und eingebildeten Wundern ihrer Kalender-Heiligen, und einstmals, als sie mit zwei oder drei ihrer Nachbarn in solchem Gespräche verweilten, wurde das Grabmal der drei Könige zu Köln der Hauptgegenstand ihrer wechselnden Erzählungen. So stark auch Lucillen's Geist war, so hatten doch, wie man mir gerne glauben wird, die Ansichten derer, mit welchen sie von der Wiege an umgeben und aufgewachsen war, einen natürlichen Einfluß auf sie geäußert, und sie horchte auf eine Erzählung nach der andern von den Wundern, die an dem geheiligten Grabmale geschehen waren, eben so ernsthaft und gläubig als die Uebrigen.

Und die Könige vom Morgenland waren keine gewöhnlichen Heiligen; den Reliquien der drei Magier, welche dem Sterne von Bethlehem gefolgt und die ersten Potentaten der Erde gewesen waren, die ihren Heiland anbeteten, mochte der fromme Katholik wohl eine besondere Kraft, eine heilende Heiligkeit zuschreiben. Jeder der Gesellschaft, (St. Amand, der den Tag hindurch mehr als gewöhnlich schweigsam und selbst düster gewesen war, hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen, denn es gab Augenblicke, wo er, in der Traurigkeit seiner Gedanken, die Einsamkeit suchte, die er zu andern Zeiten so ungeduldig floh) — jeder der Gesellschaft hatte eine gleich wahrhafte und unbestreitbare Geschichte von einer geheilten Krankheit, oder einem erhörten Gebete oder einer verziehenen Sünde zu erzählen, die an dem Fuße des heiligen Grabes vorgegangen war. Eine Geschichte sprach Lucille besonders an; der Erzähler, ein ehrwürdiger Alter mit grauen Haaren, versicherte feierlich die Wahrheit derselben, als einer selbst erlebten.

Ein Weib in Antwerpen hatte einen Sohn geboren, die Frucht einer unerlaubten Verbindung, der taub und stumm auf die Welt kam. Die unglückliche Mutter sah sein Elend für eine Strafe ihrer Sünde an. „O!" sagte sie, „wäre das Unglück auf mich allein gefallen! Ich Elende! So muß mein unschuldiges Kind für meinen Frevel büßen!" Dieser Gedanke quälte sie Tag und Nacht; sie härmte sich ab, und war untröstlich. Als das Kind größer wurde, und sich immer mehr an ihr Herz anschloß, vermehrten seine Liebkosungen nur die Marter ihrer Gewissensbisse; und endlich, da sie beständig (fuhr der Erzähler fort) von dem heiligen Rufe des Grabes zu Köln hörte, entschloß sie sich, baarfuß zu dem Altare zu pilgern. „Gott ist barmherzig," sagte sie, „und er, der Magdalenen seine Schwester nannte, wird auch der Mutter Fluch von dem Kinde nehmen." So kam sie denn nach Köln, und schüttete ihre Thränen, ihre Reue, ihre Bitten vor dem heiligen Grabe aus. Alsobald kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück; aber, wie groß war ihr Schrecken, da sie ihrer Hütte sich näherte, und nur Ruinen, klägliche Trümmermassen, erblickte! Geschwärzte Balken, öde Fensterräume verkündeten die Verwüstung durch Feuersmacht. Das arme Weib sank schreckenbleich zu Boden.

War ihr Sohn umgekommen? — Doch — welch' ein Schrei aus zarter Kindesbrust? — Er rief die Schmerzüberwältigte zu neuem, zu freudigem Leben! „Mutter!" scholl es ihr entgegen, und der Mutter im Arme lag das gerettete Kind.

Es war dem Flammentode entkommen, der vor wenigen Tagen ihm gedroht; aber in dem Schrecken, den es

erduldet, hatte sich das Band gelöst, das seine Zunge bis dahin gelähmt hielt; helle, artikulirte Klagelaute hatte die Angst ihm ausgepreßt. Der Fluch ward hinweggenommen, und Ein Wort wenigstens hatten es die theilnehmenden Nachbarn bereits gelehrt, um seine zurückkehrende Mutter damit zu bewillkommnen. Was kümmerte es sie jetzt, daß ihr Vermögen zu Grunde gegangen, daß ihre Hütte Asche war; sie beugte sich dankbar ergeben unter so mildem Schlag; ihr Gebet war erhört, und die Sünde der Mutter nicht länger heimgesucht an dem Kinde.

Ich sagte, theure Gertrude, diese Geschichte habe einen tiefen Eindruck auf Lucille gemacht. Ein Unglück, so nahe mit dem von St. Amand verwandt, gehoben durch die Bitte einer Anderen, erfüllte sie mit andächtigen Gedanken und schönen Hoffnungen. „Steht nicht noch das Grab?" dachte sie; „wohnt nicht Gott noch im Himmel? — er, der die Schuldige hörte, sollte er nun die Schuldlose nicht hören? Ist er nicht der Gott der Liebe? Ist nicht Liebe das Opfer, das ihm am besten gefällt? und, wenn die Mutter des Kindes Mittler war, kann eine Mutter ihr Kind zärtlicher lieben, als ich Eugen liebe? Aber Lucille, wenn dein Gebet Frucht trägt, wenn er sein Gesicht wieder erhält, so ist deine Freude dahin, er wird dich nicht länger lieben. Und wenn auch! so werde ich ihn wenigstens glücklich gemacht haben!"

Dieß waren die Gedanken, die Lucillens Seele füllten; sie hing ihnen nach, bis sie zum Entschlusse reiften, und sie insgeheim das Gelübde that, ihre Liebeswallfahrt zu vollführen. Weder St. Amand noch ihren Eltern theilte sie ihr Vorhaben mit; sie kannte die Hin-

dernisse, die solch' eine Nachricht geweckt haben würde. Glücklicherweise wohnte eine Muhme von ihr in Brüssel, welche sie gewöhnlich einmal im Jahre auf einen Monat besuchte, und sie nahm dann immer die Früchte eines eilfmonatlichen Fleißes dahin mit sich, da diese in Brüssel bessere Käufer fanden, als in Malines. Lucille und St. Amand waren bereits verlobt; ihre Hochzeit sollte nächstens statt haben, und die Gewohnheit des Landes brachte es mit sich, daß ihre Eltern, obgleich arm, doch das achtbare Ehrgefühl nährten, ihrer Tochter einige Aussteuer mitzugeben, so daß es Lucille leicht fand, den Zweck ihrer Reise unter dem Vorwande zu verstecken, daß sie die Spitzen in Brüssel verkaufen wolle, welche ihrer Mutter und ihre Jahres-Arbeit waren. — Der Erlös werde wenigstens ausreichen, die Vorbereitungen zur Hochzeit damit zu bestreiten.

„Du hast immer Recht, Kind;" sagte Madame le Tisseur, „je reicher St. Amand ist, um so weniger ziemt es dir, als eine Bettlerin sein Haus zu betreten."

In der That, das Ehrgefühl der guten Leute war angeregt; ihr Stolz war durch den Neid der Stadt und die herkömmlichen Glückwünsche zu einer so vortheilhaften Heirath verletzt; und sie suchten sich selbst darüber durch Aufzählung des Vermögens, das sie ihrem einzigen Kinde mitzugeben im Stande seyen, zu trösten, und schmeichelten ihrer verzeihlichen Eitelkeit mit dem Gedanken, daß, Alles zusammen genommen, bei dieser Verbindung doch gerade kein so großes Mißverhältniß obwalte. Sie hatten Recht, aber nicht von ihrem Gesichtspunkte aus betrachtet; der Reichthum, den Lucille mitbrachte, war ein solcher,

den Unfälle nicht vermindern — den Wechsel nicht erreichen — dessen liebliche Erndte ungünstiges Wetter nicht zerstören — welchen Unverstand nicht verschleudern — von dessen ungezählten Schätzen der Betrug nicht ein Korn entwenden konnte. Gleich der Börse in dem Feeenmährchen, war sein Nutzen stündlich, sein Schatz unerschöpflich.

St. Amand allein war nicht für ihre Reise zu gewinnen; er tobte bei dem Gedanken an einen Brautschatz, und war selbst nicht durch Lucillens Vorstellungen zu beschwichtigen, daß es allein, um ihren Eltern einen Gefallen zu thun, nicht um sie zu berauben, geschehe. „Und du kannst mich verlassen!" sagte er mit der klagenden Stimme, deren Zauber bei dem ersten Zusammentreffen Lucillens Herz gefesselt hatte. „Es ist eine zweite Blindheit."

„Aber nur für wenige, höchstens vierzehn Tage, theuerster Eugen."

„Vierzehn Tage! du rechnest die Zeit nicht wie ein Blinder;" sagte St. Amand bitter.

„Aber höre doch, höre doch, theurer Eugen!" sagte Lucille weinend. Ihr Schluchzen erweckte in ihm wieder das Gefühl seiner Undankbarkeit. Ach, er wußte nicht, wie viel Grund er hatte, ihr dankbar zu seyn. Er streckte seine Arme nach ihr aus. „Vergib mir!" sagte er; „der, welcher sehen kann, weiß nicht, wie schrecklich es ist, allein zu seyn."

„Aber meine Mutter wird dich nie verlassen."

„Sie ist nicht du!"

„Und Julie?" sagte Lucille zögernd.

„Was ist Julie für mich?"

„Ach, du bist der einzige, außer meinen Eltern, der in ihrer Gegenwart noch einen Gedanken für mich haben könnte!"

„Und warum, Lucille?"

„Warum? Sie ist schöner als ein Traum."

„Sage nicht so. O, daß ich sähe, damit ich der Welt beweisen könnte, wie viel schöner du bist. Es ist keine Musik in ihrer Stimme."

Den Abend vor Lucillens Abreise saßen diese, St. Amand und ihre Mutter beisammen, sprachen über die Zukunft und machten Pläne. In die breite Unfruchtbarkeit der Welt pflanzten sie den Garten liebeseliger Ehe und füllten ihn mit Blumen an, uneingedenk des Windes, der sie knickt, und des Frostes, der sie welken macht. Und als, auf Lucillens Arm gelehnt, St. Amand sein Zimmer suchte, und sie vor dessen Thüre kamen, die sich vor ihr schloß, so fiel sie vor der Schwelle auf ihre Kniee nieder, und schüttete ihr volles Herz in einem Gebete für sein Wohl aus, und für die Erfüllung ihrer zagenden Hoffnung.

Mit Tagesanbruch war sie zu dem Fuhrwerke bestellt, das den kurzen Weg von Malines nach Brüssel schnell

zurücklegte. Als sie in der Stadt ankam, suchte sie ihre Tante nicht auf, sondern rastete in einer Herberge der Vorstadt, übergab ihr kleines Spitzenpäckchen der Fürsorge ihrer Wirthin, und begann allein und zu Fuß die Wallfahrt, zu welcher der Wahnglaube ihres liebenden Herzens sie trieb. Und wenn er auch irrte — ihre Andacht ersetzte seine Schwäche — ihre Liebe heiligte ihn. Und so glaube ich, daß auch das Auge, das alle Geheimnisse liest, kaum tadelnd auf diese Schwärmerei herabsah, deren einzige Schwachheit die Liebe war.

So furchtsam war sie, es könne, wenn sie sich ihr Gelübde zu leicht mache, die Wirksamkeit desselben sich schwächen, daß sie kaum ihren Füßen eine Rast gönnte.

Einigemal in der Mittagshitze ging sie ein wenig von der Straße ab, und gab sich unter schattigen Lindenbäumen den süßen und bittern Gedanken ihres Herzens hin; aber immer trieb sie die Unruhe über ihr Unternehmen wieder fort, und entkräftet — der Ohnmacht nahe — und mit blutenden Füßen, raffte sie sich auf und setzte ihren Weg fort. Endlich erreichte sie die alte Stadt, wo heiligere Jahrhunderte kaum die Spuren der Römerzeit aus den Gewohnheiten und Zügen der Einwohner verwischen konnten. Sie fiel vor dem Grabe der Magier auf die Kniee nieder, und schickte ihre eifrigen aber demüthigen Gebete zu Ihm, vor dessen Sohne diese fleischlosen Häupter (für die Gläubigen wenigstens noch vorhanden) vor beinahe achtzehn Jahrhunderten, sich anbetend gebeugt hatten. Zweimal jeden Tag, eine ganze Woche hindurch, besuchte sie diese Stelle und schickte ihr Gebet zum Himmel. Am letzten Tage näherte sich ihr ein alter Priester,

der, in der Kirche herumwandelnd, ihre ausdauernde Andacht bemerkt hatte, mit der väterlichen Theilnahme, welche die Diener der katholischen Kirche für den Unglücklichen fühlen. Als sie mit nassen und niedergeschlagenen Augen sich zurückzog und ihn grüßte, fragte er sie, auf die Vorrechte seines Standes gestützt, ob sein Rath und Beistand nicht auf irgend eine Weise ihr dienen könne. Es sprach Etwas aus den ehrwürdigen Zügen des Alten ermuthigend zu Lucille; sie öffnete ihm ihr Herz, sie erzählte ihm Alles. Den guten Priester rührten ihre Einfalt und ihr Eifer sehr. Er befragte sie im Einzelnen über die besondere Art der Blindheit, an welcher St. Amand leide, und nach kurzem Nachdenken sagte er ihr: „Tochter, Gott ist groß und barmherzig; seiner Macht müssen wir vertrauen, aber nicht dabei vergessen, daß er das Meiste durch sterbliche Werkzeuge vollbringt. Da dich dein Weg nach Hause durch Löwen führt, so unterlasse nicht, dort einen gewissen Arzt Namens le Kain aufzusuchen. Er ist in Flandern durch die Kuren berühmt, die er an Blinden bewirkte, und seine Hülfe wird von Allen, nah und fern, gesucht. Er wohnt zunächst an dem Stadthause, und Jedermann wird dir sein Haus zeigen. Warte, mein Kind, du sollst ihm einige Zeilen von mir übergeben; er ist ein wohlwollender, freundlicher Mann; erzähle ihm genau deine Geschichte, und — mit der Stimme, wie du sie mir erzählt hast.“

Der Priester nahm Lucillen mit sich in sein Haus, und nöthigte sie, sich weniger sparsam zu erfrischen, als sie seit ihrer Abreise von Malines gethan hatte; er gab ihr seinen Segen und ein Schreiben an le Kain, das ihr, wie er hoffen durfte, ein gütiges Gehör bei dem Arzte

verschaffen sollte. Der Name des Priesters war in der gelehrten Welt wohl bekannt, und eine Empfehlung von ihm war überall, wo Tugend und Weisheit geehrt wurden, wirksamer als der längste Brief des höchsten Sieur in Flandern.

In ergebener und hoffnungsreicher Stimmung nahm die junge Pilgerin von dem römischen Köln Abschied, und die Aussicht, bald wieder mit St. Amand vereint zu werden, ließ sie jetzt weder die Hitze der Sonne noch die Ermüdung der Reise fühlen. An einem Mittage kam sie auf ihrer Rückreise wieder in Löwen an und befand sich bald vor dem edlen Bau des Stadthauses. Stolz stiegen seine gothischen Thürme himmelan, und die Sonne schien hell auf seine reichen Verzierungen und gothischen Fenster. Die breite offene Straße war voll von Personen aus allen Ständen, und Lucille ließ mit bescheidener Besorgniß ihren Schleier nieder und mischte sich in das Gedränge. Es war leicht, wie der Priester gesagt hatte, das Haus des le Kain aufzufinden; sie bat den Diener, den Brief des Priesters seinem Herrn zu übergeben, und sie durfte nicht lange warten, bis sie bei dem Arzte vorgelassen wurde. Sie empfing ein magerer, blasser Mann mit einer kahlen Stirne und ruhig-freundlichen Zügen. Er wurde eben so gerührt, als der Priester, durch die Art, wie sie ihre Geschichte erzählte, das Unglück ihres Verlobten und die Hoffnung beschrieb, die ihr die Wallfahrt, von welcher sie eben zurückkehrte, eingeflößt hatte.

„Gut," sagte er ermuthigend, „wir müssen unsern Patienten sehen. Ihr könnet ihn hierher zu mir bringen."

„Ach, Herr! ich hoffte —" Lucille verstummte plötzlich.

„Was, meine junge Freundin?"

„Daß mir die Freude würde zu Theil werden, euch nach Mecheln zu bringen. Ich weiß Herr, was ihr sagen wollet, und wie kostbar eure Zeit ist; aber ich bin nicht so arm, als ich scheine, und Eugen St. Amand ist sehr reich und — und ich habe in Brüssel, wie ich gewiß weiß, eine ansehnliche Summe; sie war zur Bestreitung der Hochzeit bestimmt, aber sie steht von Herzen euch zu Diensten, Herr."

Le Kain lächelte; er war einer von den Menschen, welche gerne in dem menschlichen Herzen lesen, wenn seine Blätter rein und unbefleckt sind; und nach der Gutmüthigkeit, welche die Gelehrsamkeit ihren Jüngern verleiht, würde er auch eine längere Reise, als von Löwen nach Mecheln, nicht angeschlagen haben, um einem Blinden das Gesicht wieder zu geben, selbst wenn St. Amand ein Bettler gewesen wäre.

„Wohl, wohl," sagte er, „aber ihr vergeßt, daß St. Amand nicht der einzige in der Welt ist, der meiner bedarf; ich muß sehen, daß ich einige Tage erübrigen kann."

Er sah in seinem Notizenbuche nach; Alles war Lucillen günstig; er hatte für die nächsten Tage keine Geschäfte, die sein Genosse nicht für ihn hätte versehen können, und er willigte ein, Lucillen nach Malines zu folgen.

Unterdessen verlebte St. Amand die Zeit freudelos und düster; er fragte immer Madame le Tisseur: welche Zeit es sey; es war beinahe seine einzige Frage. Für ihn schien jetzt der Himmel keine Sonne, die Luft keine Kühlung zu haben, und selbst seine Lieblingsmusik langweilte ihn; das Instrument hatte seine Sanftheit verloren, seit Lucille nicht mehr dabei saß und zuhörte.

Es war natürlich, daß die Frau Basen von Mecheln einigen Neid über die Heirath fühlten, welche Lucille mit einem Manne zu schließen im Begriffe stand, dessen behagliches Einkommen zu außerordentlichen Reichthümern übertrieben, dessen Geburt von dem Wohlgebornen zum Hochgebornen erhöht, und dessen hübsche Gestalt, durch das Interesse, das sein Unglück erweckte, mit der Schönheit des Antinous ausgestattet worden war. Selbst dieses Unglück, welches doch alle Vorzüge hätte aufwiegen sollen, war nicht hinreichend, um den allgemeinen Neid zu beschwichtigen; — vielleicht auch, daß einigen Damen von Mecheln die Blindheit nicht als einer der unangenehmsten Mängel an einem Gemahle erschien! Aber Eine lebte, an der dieser Neid mit heftigster Bitterkeit nagte — die reizende, unwiderstehliche Julie. Daß Lucille, neben ihr unbedeutend und von ihr verachtet, der sich stolz über sie Erhebenden sollte vorgezogen worden seyn, daß sie eine gewisse Wichtigkeit erlangen, einen Vorzug sich aneignen konnte — sie Lucille, deren Daseyn bisher, von Juliens Schönheit überstrahlt, fast war vergessen worden — das kränkte im Innersten eine Eitelkeit, die vorher noch nie verwundet worden war.

„Es ist gut," sagte sie mit bitterem Spotte,

„daß Lucillens Liebhaber blind ist; um das eine zu seyn, ist das andere nothwendig!“

Während Lucillens Abwesenheit war sie beständig in Madame le Tisseur's Hause; — in der That, Lucille hatte sie darum gebeten. Sie hatte sich bestrebt, mit einem Fleiße, über welchen sie selbst erstaunte, Lucillens Platz auszufüllen, und gemäß den starken Widersprüchen der menschlichen Natur hatte sie, während ihrer Bestrebungen zu gefallen, den Gegenstand dieser Bestrebungen selbst lieben gelernt — so sehr wenigstens, als sie der Liebe fähig war.

Sie warf einen wirklichen Haß auf Lucille; sie beharrte in der Einbildung, daß nichts als der Zufall der ersten Bekanntschaft ihr eine Eroberung entrissen habe, an welche, wie sie sich selbst zu überreden suchte, ihre Glückseligkeit unzertrennlich geknüpft war. Hätte St. Amand Lucille nie geliebt und um Julie geworben, so würde sein Unglück für sie ein Grund gewesen seyn, ihn zu verwerfen und seinen Reichthum und seine Tugenden zu verachten; aber, daß er Lucillens Geliebter war, und daß Lucille an ihm eine Eroberung gemacht, dieß gab ihm plötzlich in ihren Augen eine Wichtigkeit, die ihm nicht eigenthümlich war. Doch, gesichert durch sein Leiden, konnten auf St. Amand's Treue alle Gefallsucht und Schönheit Juliens keinen Eindruck machen. Ja, sie gefiel ihm weniger als je, denn es erschien ihm als Anmaßung, daß Jemand die Aengstlichkeit und Wachsamkeit Lucillens nachahmen wollte.

„Es wäre doch einmal Zeit, Madame le Tisseur, daß Lucille zurückkehrte. Sie könnte während dieser Zeit

alle Spitzen in Brüssel verkauft haben;“ sagte St. Amand eines Tages verdrießlich.

„Geduld, mein theurer Freund, Geduld! vielleicht kommt sie morgen zurück.“

„Morgen! — Es ist jetzt gewiß erst 6 Uhr — nicht wahr?“

„Gerade 5 Uhr, theurer Eugen; soll ich euch vorlesen? hier ist ein neues Buch von Paris, es hat großes Aufsehen gemacht,“ sagte Julie.

„Ihr seyd sehr gütig, aber ich will euch nicht belästigen.“

„Nichts weniger als das.“

„Nun kurz, ich will lieber nicht.“

„O, daß er sehen könnte!“ dachte Julie, „ich wollte ihn dafür büßen lassen!“

„Ich höre einen Wagen rollen, der diesen Weg kommen kann; sicherlich ist es der Fuhrmann von Brüssel,“ sagte St. Amand aufspringend, „es ist sein Tag, ja auch seine Stunde. Nein, nein, es ist ein leichtes Fuhrwerk;“ und er sank horchend auf seinen Sitz zurück.

Näher und näher rollte der Wagen; er wandte um die Ecke; er hielt an der niedrigen Thüre, und außer sich

— vom Gefühl der Freude überwältigt — sank Lucille an St. Amand's Brust.

„Ach!" sagte sie erröthend, als sie ihrer selbst wieder mächtig geworden, und wandte sich zu le Kain. „Verzeihen Sie mir, Herr! Theurer Eugen, ich habe Jemand mitgebracht, der, mit Gottes Hilfe, dir das Gesicht wieder geben wird."

„Wir dürfen nicht sanguinisch seyn, mein Kind," sagte le Kain; „besser keine Hoffnung als eine Täuschung."

Um mit diesem Theile meiner Erzählung zu Ende zu zu kommen, theure Gertrude: Le Kain untersuchte St. Amand's Augen, und der Erfolg war eine vertrauensvolle Hoffnung auf das Gelingen der Heilung. St. Amand gab erfreut seine Einwilligung zu dem Versuche einer Operation. Sie gelang — der Blinde ward sehend!

O! wer beschreibt Lucillens Gefühle, ihre Rührung, ihre Freude, als sie so den Gegenstand ihrer Wallfahrt — ihre Gebete — sich erhört sah! Diese Freude war so innig, daß, nach dem ewigen Wechsel des menschlichen Lebens, ihr Uebermaaß ihr zum Voraus hätte sagen können, wie bittere Schmerzen ihr das Schicksal für die Zukunft bestimmt hatte.

So bald als der neue Sinn des Patienten sich allmälig an das Licht gewöhnt hatte, war sein erstes, sein einziges Verlangen Lucille. „Nein, laßt mich sie nicht allein sehen, laßt sie mich mitten unter euch Allen sehen,

damit ich euch beweisen kann, daß das liebende Herz in seinem Instinkte sich niemals täuscht.“ Mit einem zagenden, einem ängstlichen Vorgefühl gab Lucille der Forderung nach, gegen welche der ungestüme St. Amand in der That keine Einwendung anhören wollte. Der Vater, die Mutter, Julie, Lucille, Juliens jüngere Schwestern waren in dem kleinen Salon versammelt; die Thüre öffnete sich, und St. Amand stand ungewiß an der Schwelle. Ein Blick rings herum genügte ihm; sein Gesicht leuchtete, er stieß einen Freudenschrei aus. „Lucille! Lucille!“ rief er, „du bist es, ich weiß es, du allein!“ Er sprang vor, und fiel Julien zu Füßen.

Vor Freude glänzend, stolz und triumphirend, ließ Julie ihre strahlenden Augen auf ihm ruhen; sie enttäuschte ihn nicht.

„Ihr seyd im Irrthum,“ sagte Madame le Tisseur verwirrt, „das ist ihre Base Julie; dieß ist eure Lucille.“

St. Amand stand auf, wandte sich, sah Lucillen, und in diesem Augenblicke wünschte er sich in's Grab. Erstaunen, Verdruß, Täuschung, ja selbst Schrecken malten sich in seinen Zügen. Er hatte sein Gefängniß mit Träumen ausgeschmückt, und, jetzt in Freiheit gesetzt, fühlte er, wie wenig sie der Wahrheit glichen. Zu sehr Neuling in der Beobachtung, um den Schmerz, die Verzweiflung, das Zusammensinken und Zittern des ganzen Körpers zu lesen, worein Lucille durch seine Blicke versetzt wurde, fühlte er doch, als die erste Erschütterung vorüber war, daß er so nicht ihr danken dürfe, die ihm

das Gesicht wieder geschenkt hatte. Er eilte, seinen Irrthum wieder gut zu machen; — aber, was ließ sich hier wieder gut machen?

Mit dieser Stunde war Lucillens ganze Glückseligkeit zu Ende; ihr Feeenpallast war in Staub zertrümmert; die magischen Wände waren zerbrochen; Ariel war den Winden preisgegeben; und der glänzende Zauber unterschied nicht länger das Land, in dem sie lebte, von dem Reste der öden Welt. Es ist wahr, St. Amands Worte waren gütig; es ist wahr, daß er sich mit der tiefsten Dankbarkeit Alles dessen erinnerte, was sie für ihn gethan hatte; es ist wahr, daß er sich immer wieder zwang, sich selbst zu sagen: „sie ist meine Verlobte — meine Wohlthäterin!“ und er verfluchte sich, den Gedanken aufkommen zu lassen, daß die Gefühle, welche er für sie genährt hatte, todt seyen. Aber wo war das Feuer seiner Worte? wo war die Leidenschaft seines Tones? wo war die Freude, das Leuchtende in seinen Zügen, welche ihr Schritt, ihre Stimme früher hervorrufen konnten?

Wenn sie allein waren, war er verlegen und gezwungen, ja fast kalt; seine Hand suchte nicht mehr die ihrige; seine Seele vermißte sie nicht länger, wenn sie einen Augenblick von seiner Seite ging. Im Familienkreise erschien er sichtlich weniger gespannt; aber haftete sein Auge an der, welche es zum Tage geöffnet hatte? wanderte es nicht in jedem Zwischenraume mit nur zu beredter Bewunderung zu dem erröthenden, strahlenden Antlitze der frohlockenden Julie? Dieß war nicht, wie es sich denken läßt, plötzlich in einem Tage oder in einer Woche bemerkbar; aber jeden Tag wurde es merklicher. Dennoch —

bezaubert, gefesselt, wie St. Amand es auch war — würde er vielleicht nie einer Untreue schuldig geworden seyn, gegen die er unter den heftigsten Gewissensbissen ankämpfte, hätte nicht in dem ersten Augenblicke seines fluthenden Enthusiasmus jener unglückliche Gegensatz zwischen Julien und Lucillen ihn niedergeschmettert; dann würde kein Bild wirklicher und lebendiger Schönheit den Täuschungen seiner Einbildungskraft und seiner Träume einen Halt gegeben haben. Er würde Lucillen jung und voll Anmuth und mit liebestrahlenden Augen erblickt haben, und im Gegensatze damit nur die vom Alter gefurchten Züge und die gebeugten Körper ihrer Eltern; und sie würde ihren Sieg über ihn vollständig gemacht haben, noch ehe er entdeckt hätte, daß sie weniger schön war, als andere; ja noch mehr — diese Untreue hätte nie die ersten wenigen Tage überdauert, wenn der eitle und herzlose Gegenstand derselben nicht jede Kunst aufgeboten hätte, und alle Kraft, allen Zauber ihrer Schönheit, um sie zu nähren und zu befestigen. Die unglückliche Lucille — so empfindlich für den leisesten Wechsel bei dem, welchen sie liebte, so mißtrauisch in sich selbst, und dazu so stolz in diesem Mißtrauen — nicht länger nothwendig, nicht länger vermißt, nicht länger geliebt — sie konnte die bittere Vergleichung der Vergangenheit und der Gegenwart nicht ertragen. Sie floh ohne Klage auf ihr Zimmer, um dort ihre Thränen fließen zu lassen, und gab so, da unglücklicherweise ihr Vater gewöhnlich den Tag über abwesend und ihre Mutter entweder mit Sticken oder in der Haushaltung beschäftigt war, Julien tausendfache Gelegenheit, die Macht zu befestigen und auszudehnen, die sie — nicht über das Herz — sondern über die Sinne St. Amands auszuüben begann! Ohne in dem offenen Edelmuthe ihres

Herzens die ganze Ausdehnung ihres Unglücks auch nur zu ahnen, tröstete sich die arme Lucille noch zuweilen mit der Hoffnung, daß, wenn sie einmal verheirathet seyn würde, wenn einmal nach diesem engsten Bande die unaussprechliche Liebe, die sie für ihn fühlte, sich mit weniger Zurückhaltung, als bis jetzt, vor ihm aufschließen dürfe, sie vielleicht ein Herz wieder gewinnen werde, das ihr so innig ergeben gewesen war, daß sie den Gedanken, es unwiederbringlich verloren zu haben, nicht fassen konnte: an dieser Hoffnung ankerte all' das wenige Glück, das ihr noch blieb. Immer noch drang auch St. Amand auf Beschleunigung ihrer Heirath; aber in welch' verschiedenem Tone! Er wünschte vor sich selbst die Möglichkeit einer tieferen Undankbarkeit zu verschließen, als die war, welcher er sich bis jetzt schuldig gemacht hatte. Er dachte fälschlich, das geknickte Rohr der Liebe werde durch die Bande der Pflicht sich wieder festknüpfen und aufrichten lassen; und wenigstens sollte (so sorgte er ängstlich) seine Hand, sein Vermögen, seine Achtung, seine Dankbarkeit für Lucillen ihr Ersatz seyn, da er nur dieß noch zu bieten hatte. Unterdessen aber führte sein häufiges Alleinseyn mit Julien, und Juliens Anstrengungen, den letzten Triumph über sein Herz zu erringen, St. Amand immer weiter, und bereitete eine ganz andere Vergeltung, ach! einen ganz anderen Lohn für die vor, gegen die er so unberechenbare Schuld auf sich lasten hatte.

Es lag hinter dem Hause ein freundliches Gärtchen, worin ein kleiner Baum in Sommerabenden Eugen und Lucillen zum schützenden Dache geworden, o! in Stunden, die niemals wiederkehrten! Eines Tages hörte sie in ihrem Zimmer, wo sie einsam trauerte, den Ton von

St. Amand's Flöte lieblich aus der geheiligten Laube herüberklingen. Sie weinte ob so freundlicher Ueberraschung, und mit all' den Erinnerungen, welche jetzt wie zu einer süßen Harmonie in ihr zusammenfloßen, trat auch sein Bild einschmeichelnd und zärtlich vor ihre Seele; sie begann die Empfindlichkeit ihres verwundeten Gefühls, und wie es sie hingerissen, zu tadeln; reuig wollte sie sich Vorwürfe machen, daß sie ihn zu oft sich selbst überlassen, wenn seine Kälte sie verscheucht, daß sie nicht genug die innige Zuneigung gegen ihn an den Tag zu legen gewagt habe, auf welcher, nach ihrer bescheidenen Selbstverkennung ihres Werthes, ihr einziger Anspruch auf seine Liebe beruhte. — „Vielleicht ist er jetzt allein," dachte sie, „die Melodie ist dazu eine, von der er weiß, daß ich sie liebe;" und mit zagendem Schritte schlich sie aus dem Hause dem Baume zu. Sie war kaum außerhalb ihres Zimmers, als die Flöte schwieg; als sie dem Baume näher kam, hörte sie Stimmen — Juliens Stimme klagend, und St. Amand's Stimme tröstend. Eine schreckliche Ahnung ergriff sie; ihr Fuß war an dem Boden fest gewurzelt.

„Ja, heirathe sie — vergiß mich," sagte Julie; „in wenigen Tagen wirst du einer andern angehören, und ich, ich — vergib mir, Eugen, vergib mir, daß ich euer Glück gestört habe. Ich bin genug dafür gestraft — mein Herz wird brechen, aber voll Liebe für Dich —" Seufzer erstickten Juliens Rede.

„O, sprich nicht so," sagte St. Amand. „Ich, ich allein bin zu tadeln; ich, falsch gegen beide, gegen beide undankbar! O, seit der Stunde, daß diese Augen dich erblickten, sog ich ein neues Leben ein; die Sonne selbst

war für mich weniger wundervoll, als deine Schönheit. Aber — aber — laß mich diese Stunde vergessen. Was verdanke ich nicht Lucillen? Ich werde elend seyn — ich werde es verdienen; denn werde ich nicht denken müssen, Julie, daß ich dein Leben durch unsere unglückselige Liebe verbittert habe? Aber Alles, was ich geben kann — meine Hand — mein Eigenthum — meine verpfändete Treue — gehört ihr. Gewiß, Julie, gewiß! — Warum diesen Blick? kann ich anders handeln? kann ich etwas anderes nur träumen? Welches Opfer es auch seyn mag, muß ich es nicht bringen?"

Lucille hatte genug gehört, — mit dem gleich sanften Schritte, der sie hierher getragen hatte, um diese unglückseligen Worte zu hören, kehrte sie wieder in ihre öde Kammer zurück.

Am Abend, als St. Amand allein in seinem Zimmer saß, hörte er ein sanftes Klopfen an seiner Thüre: Lucille trat ein. Er sprang in einiger Verwirrung auf, und wollte ihre Hand ergreifen, aber sie wehrte ihm freundlich. Sie nahm ihm gegenüber einen Sitz, und redete ihn mit niedergeschlagenen Augen so an:

„Mein theurer Eugen, ich will sagen, Herr St. Amand, ich habe etwas auf meinem Herzen, was ich euch lieber offen sagen will; und wenn ich, was ich gern sagen möchte, nicht deutlich ausdrücken kann, so müßt ihr auf Lucille nicht böse seyn; es ist nicht leicht in Worte zu fassen, was das Herz so tief, und in solcher Stärke fühlt."

Erröthend und etwas von der Wahrheit ahnend, wollte

St. Amand sie hier unterbrechen; aber mit freundlicher Ungeduld winkte sie ihm zu schweigen und fuhr fort:

„Ihr wißt, daß, als ihr einst mich liebtet, ich euch zu sagen pflegte, daß ihr aufhören würdet es zu thun, könntet ihr sehen, wie wenig ich eure Zuneigung verdiene! Ich täuschte mich nicht, theurer Eugen; ich war mir immer deutlich bewußt, daß dieß der Fall seyn würde, daß eure Liebe zu mir nothwendig an euer Leiden geknüpft sey; aber dennoch hatte ich nicht im Mindesten einen Traum, oder einen Wunsch, außer für euer Glück; und Gott weiß, daß ich freudig noch einmal baarfüßig, nicht nach Köln, sondern nach Rom — ja bis ans Ende der Welt wandern würde, könnte ich euch dadurch auch nur von einem viel geringern Leiden, als dem der Blindheit erlösen; ja, und wenn ich auch während der Zeit mir immer vorsagen müßte, ihr werdet bei meiner Rückkehr kalt mit mir reden, selten an mich denken, und daß diese Demüthigung mich treffen werde — die mich nun getroffen hat!“ Hier wischte sich Lucille einige unwillkürliche Thränen aus den Augen. St. Amand, mit erschüttertem Herzen, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, ohne den Muth zu haben, sie zu unterbrechen. Lucille redete weiter:

„Das, was ich voraus sah, ist eingetroffen; ich bin euch nicht mehr, was ich einst war, als ihr diesen reizlosen Körper, dieses unschöne Gesicht, mit einer Schönheit bekleiden konntet, die ihm fehlte; ihr wollet mich dennoch heirathen, es ist wahr; aber ich bin stolz, Eugen, und kann mich nicht mit Dankbarkeit begnügen, wo ich einst Liebe einsog. Ich bin nicht so ungerecht, euch zu tadeln; der Wechsel war natürlich, war unvermeidlich. Ich hätte

mich mehr gegen denselben stählen sollen; aber ich habe jetzt entsagt; wir müssen uns trennen. Ihr liebet Julien — das ist natürlich — und sie liebt euch; ach, was war auch wahrscheinlicher unter diesen Umständen? Julie liebt euch, vielleicht noch nicht so, wie ich, aber sie kennt euch auch nicht so, wie ich euch kenne, und sie, deren ganzes Leben ein Triumph war, kann nicht die Dankbarkeit fühlen, die ich fühlte, als ich mir einbildete, geliebt zu seyn. Doch dieß wird die Zukunft bringen; — Gott gebe es! Lebet wohl denn, für immer, theurer Eugen. Ich nehme von euch Abschied, da ihr meiner nicht länger bedürfet; ihr seyd jetzt unabhängig von Lucillen; wohin Ihr euch auch wenden würdet, überall können jetzt Tausende meinen Platz ausfüllen; — lebet wohl!"

Sie stand mit diesen Worten auf, und wollte das Zimmer verlassen; aber St. Amand hielt ihre Hand, welche sie nun sanft ihm zu entreißen sich abmühte, und brach in unzusammenhängende, leidenschaftliche Vorwürfe gegen sich und abwechselnde beredte Einwürfe gegen ihren Entschluß aus.

„Ich gestehe," sagte er, „daß ich für einen Augenblick mich verführen ließ; ich gestehe, daß Juliens Schönheit mich dein höheres, dein heiligeres, o! weit, weit heiligeres Recht auf meine Liebe für Augenblicke weniger lebhaft empfinden ließ! Aber vergieb mir, theuerste Lucille; bereits kehre ich zu dir, zu Allem, was ich einst für dich fühlte, zurück; mache mich nicht dem Segen des Gesichts, den ich dir verdanke, fluchen! Du darfst mich nicht verlassen; niemals können wir uns trennen; versuche es, nur einmal versuche es, und wenn jemals wieder mein Herz

von dir sich wendet, dann, Lucille, überlasse mich meinem Gewissen!“

Selbst in diesem Augenblicke schwankte Lucille nicht; sie erkannte in seinen Bitten nur die Begeisterung des Augenblicks; sie fühlte, daß ihr Stolz hier eine Tugend war; daß ihm zu entsagen, Pflicht gegen sich selbst sey. Vergeblich waren seine Entschuldigungen, vergeblich seine Umarmungen, seine Bitten; umsonst erinnerte er sie an ihre verpfändete Treue, an ihre alten Eltern, die sich durch ihre Vereinigung mit ihm so glücklich fühlten.

„Wie, selbst wenn es wahr wäre, was du glaubst, kann ich als Ehrenmann vor ihnen bestehen, wenn ich dich verlasse, wenn ich eine andere heirathe?“

„Ueberlasset dieß Alles mir,“ antwortete Lucille, „eure Ehre soll meine Sorge seyn; Niemand soll euch darum ansehen; nur laßt eure Hochzeit mit Julien nicht hier vor unsern Augen gefeiert werden; dieß ist Alles was ich verlange, Alles was ich erwarten kann. Gott segne euch! Denkt nicht, daß ich unglücklich bin, denn, welches Glück auch die Welt euch gibt, habe ich nicht auch dazu beigetragen? — und dieser Gedanke erhebt mich über das Mitleid.“

Sie entwand sich seinen Armen und überließ ihn einer Einsamkeit, die noch bitterer war, als selbst die der Blindheit; in dieser Nacht noch suchte Lucille ihre Mutter auf, und vertraute ihr Alles. Ich übergehe ihre schlagenden Gründe, ihre unwiderleglichen Einwendungen; sie eroberte mehr, als sie überzeugte; und der Madame

le Tisseur den peinlichen Auftrag überlassend, dem Vater ihren unwandelbaren Entschluß mitzutheilen, verließ sie Malines am nächsten Morgen, und, eines zu redlichen Herzens sich bewußt, um ganz haltungslos zu seyn, machte sie ihrer Muhme jetzt den Besuch, der so lange verzögert worden war.

Ein stolzes Selbstgefühl verbot Lucillens Eltern, sich gegen St. Amand einen Tadel zu erlauben. Doch konnte er ihre kalten, veränderten Blicke nicht ertragen; er verließ ihr Haus; und obgleich er einige Tage lang Julien nicht einmal sehen wollte, so errangen doch ihre Schönheit und ihre Kunst allmälig wieder die alte Herrschaft über ihn. Sie wurden in Courtroi getraut, und zur Freude der eitlen Julie reisten sie in die fröhliche Hauptstadt Frankreichs ab. Aber noch vor ihrer Abreise, noch vor ihrer Heirath, suchte St. Amand sich mit seinem Gewissen dadurch abzufinden, daß er dem Herrn le Tisseur einen einträglicheren und ehrenvolleren Posten, als sein bisheriger war, verschaffte. In der richtigen Ansicht, daß Malines nicht länger für ihre Eltern und noch viel weniger für Lucille ein angenehmer Aufenthalt seyn könne, verschaffte er ihm die Stelle eines Postbeamten in einer andern Stadt; und da er wußte, daß Herrn le Tisseur's Zartgefühl sich sträuben würde, aus seiner Hand eine solche Gunst anzunehmen, so hüllte er seine Unterhandlungen darüber in das tiefste Geheimniß, und überließ es dem ehrlichen Bürger, zu glauben, daß seine eigenen Verdienste allein es seyen, welchen er eine so unerwartete Beförderung zu verdanken habe.

Diese ruhige und einfache Geschichte einer uneigennützigen Liebe spielt in einer stürmischen Zeitepoche — in dem An-

fange der französischen Revolution. Es war wenig mehr als ein Jahr verflossen, seit die Familie Lucillens in ihrem neuen Wohnorte eingezogen war, als Dumouriez seine Armee in die Niederlande führte. Aber wie war dieses Jahr für Lucille hingegangen? Ich habe gesagt, daß ihr Geist von Natur stark war, und daß, obgleich so zart, sie doch nicht schwach war; ihre Wallfahrt nach Köln allein, und dazu in dem furchtsamen Alter von 17 Jahren, konnte beweisen, daß, so hingebend ihre Liebe, so stark ihre Natur sey. Das Opfer, das sie gebracht, hatte seinen Lohn in sich selbst; sie glaubte, St. Amand sey glücklich, und für sich wollte sie selbstsüchtigem Schmerz keinen Raum geben; sie hatte noch Pflichten zu erfüllen; sie konnte noch Eltern unterstützen, um ihr Alter zu versüßen; sie konnte noch ihnen die ganze Welt ersetzen; sie fühlte dieß und war getröstet. Nur einmal während des ganzen Jahres hatte sie etwas von Julien gehört. Ein beiderseitiger Freund von ihnen hatte sie in Paris gesehen, vergnügt, glänzend, einen Hof von Anbetern und Bewunderern um sich. Von St. Amand erfuhr sie nichts.

Meine Erzählung, theure Gertrude, führt mich nicht durch die rauhen Kriegsscenen. Ich erwähne nichts von den Schlachten und Belagerungen, und dem Blut, das diese schönen Länder, das große Schlachtfeld Europas, tränkte. Die Niederländer im Allgemeinen waren für Dumouriez's Sache, jedoch die Stadt, in welcher le Tisseur wohnte, leistete seinen Waffen einige Zeit lang einen schwachen Widerstand. Le Tisseur selbst, sein Alter vergessend, gürtete sein Schwert um. Die Stadt wurde genommen, und die wilden, zügellosen Truppen des Siegers überschwemmten, übermüthig durch ihren leichten

Sieg, die Straßen. Le Tisseur's Haus war mit trunkenen, rohen Reitern angefüllt; Lucille selbst zitterte unter den ungestümen Angriffen eines jener gemeinen Soldaten — mehr Bandit als Soldat — welche der schlaue Dumouriez mit seiner Armee vereinigt hatte, und deren Blut ihm so oft edleres ersparen mußte; ihr Schreien, ihr Rufen war umsonst, bis plötzlich die ruchlosen Reiter Platz machten. „Der Capitain, der tapfere Capitain!" erscholl es jauchzend; der übermüthige Soldat, durch einen kraftvollen Arm gefaßt, sank empfindungslos vor Lucillens Füßen zu Boden, und eine Heldengestalt, die Gefährten hoch überragend, selbst in der glänzenden Tracht, selbst in dieser schrecklichen Stunde von Lucillen auf den ersten Blick wieder erkannt, stand an ihrer Seite; ihr Beschützer — ihr Retter! — so sah sie St. Amand wieder!

Das Haus war in einem Augenblick geleert — die Thüre verrammelt. Jauchzen, Aechzen, abgebrochene Laute von wilden, frohlockenden Gesängen, Waffengeräusch, Pferdegetrappel, eilende Fußtritte und dumpfe Musik, bildeten außen ein lautes, verworrenes, schreckliches Getöse. Lucille hörte nichts — sie war an der Brust dessen, der sie niemals hätte verlassen sollen.

Um seine Freunde wirksam zu beschützen, schlug St. Amand sein Quartier in ihrem Hause auf, und so war er einmal wieder zwei Tage lang unter einem Dache mit Lucillen. Er kam nie freiwillig auf Julien zu reden; er beantwortete Lucillens schüchterne Anfragen nach ihrem Befinden kurz und kalt; aber mit all dem Enthusiasmus einer langen Haft und eines feurigen Geistes

sprach er von dem neuen Stande, den er ergriffen hatte. Der Ruhm schien jetzt seine einzige Herrin zu seyn, und die lebhaften Täuschungen der ersten glänzenden Träume der Revolution erfüllten seine Seele, floßen von seinen Lippen, und leuchteten aus diesen dunkeln Augen, welche Lucille dem Tage geöffnet hatte.

Sie sah ihn abreisen an der Spitze seiner Truppen, sie sah seinen hohen Helm in der Sonne glänzen, sie sah sein Roß in die nächste Straße einlenken, sie sah, wie sein letzter Blick sich zu ihr zurückwendete, während sie noch an der Thüre stand; und als er ihr sein Lebewohl zuwinkte, da glaubte sie in seinen Zügen jenen Ausdruck einer tiefen, dankbaren Zärtlichkeit zu lesen, welcher ihr die vergangene Lichtzeit ihres Lebens wieder vor die Seele rief.

Und mit Recht; St. Amand hatte seither schon lange eine vorübergehende Bethörung bitter bereut, er hatte zu seiner Qual die wahre Liebe von der falschen unterscheiden gelernt und empfunden, daß in Julien Lucillens Weh sich an ihm räche. Aber in dem Feuer und dem Strudel des Krieges erstickte er die Reue — die nagendste von allen — welche die bitteren Worte „zu spät" in sich schließt!

Jahre vergingen, und in der wieder erlangten Ruhe ihres Lebens erschien Lucillen die glänzende Erscheinung St. Amand's eher geträumt als wirklich. Der Stern Napoleon's war an dem Horizonte aufgestiegen; der Roman seiner frühen Laufbahn hatte begonnen, und der Feldzug nach Egypten war der Herold jener glänzenden und meteorähnlichen Erfolge gewesen, welche aus der Nacht der französischen Revolution aufflammten.

Du weißt, theure Gertrude, wie Viele von der französischen sowohl als von der englischen Armee aus Egypten zurückkehrten, geblendet und mit der diesem Lande eigenthümlichen Ophtalmie behaftet. Auch einige von den jungen Männern der Stadt, in welcher Lucille lebte, waren mit Napoleon's Armee nach Egypten gezogen, und kamen erblindet durch diese fürchterliche Krankheit zurück; und Lucillens Mildthätigkeit, ihre Pflege und ihre sanfte Stimme waren immer bereit für diese armen Leidenden, deren gemeinschaftliches Unglück eine so zarte Seite ihres Herzens berührte.

Ihr Vater war jetzt todt, und sie hatte nur noch ihre Mutter, der sie des Alters Bitterkeit zu versüßen trachtete. Als sie eines Abends beim Spitzenwürken zusammen saßen, sagte nach langer Pause Madame le Tisseur:

„Ich wünsche, liebe Lucille, daß du dich dazu verstehen könntest, den Justin zu heirathen; er liebt dich so herzlich, und jetzt, da du noch jung bist, und noch viele Jahre vor dir hast, solltest du bedenken, daß, wenn ich sterbe, du allein stehen wirst."

„Ach, laß das, theuerste Mutter; ich will nicht heirathen, und was du vom Lieben sprichst — einmal durch die bittere Schule gegangen, die mich zur Selbsterkenntniß führte — lasse ich mich nicht wieder täuschen."

„Meine Lucille, du mißkennst dich selbst; niemals war ein Weib geliebt, wenn du nicht von Justin; denn niemals fühlte es ein Liebender wärmer, wie würdig du seiner Liebe seyst."

Sie sprach Wahrheit; und nicht allein bei Justin, war dieß der Fall, denn Lucillens bescheidene Tugenden und die Jeden einnehmende weibliche Anmuth, welche alle ihre Bewegungen begleitete, hatte ihr eben so viele Eroberungen verschafft, als wenn sie schön gewesen wäre. Sie hatte alle Heirathsanträge mit Unwillen zurückgewiesen, selbst ohne den Stolz geschmeichelter Eitelkeit. Eine traurige Erinnerung war ihr immer noch theurer als Alles, und der Gedanke erschien ihr sogar als ein Verbrechen gegen die Heiligkeit ihres Gedächtnisses, so der Vergangenheit durch neue Liebe zu lügen.

„Ich glaube," fuhr Madame le Tisseur ärgerlich fort, „dein Herz hängt immer noch thöricht an dem, von dem allein in der Welt du jemals Undankbarkeit erfahren konntest."

„Nein, Mutter," sagte Lucille erröthend und mit einem leisen Seufzer, „Eugen ist der Gatte einer andern."

So noch sprechend hörte sie ein sanftes, schüchternes Klopfen an der Thüre — man öffnete sie. „Dieß," sagte die rauhe Stimme eines Commissärs der Stadt, „dieß mein Herr ist die Wohnung der Madame le Tisseur und ihrer Tochter." Eine hohe Gestalt, mit einem Schirme vor den Augen und in einen langen militärischen Mantel gehüllt, stand in dem Zimmer. Ein Stich ging Lucillen durch das Herz. Er streckte seine Arme aus; „Lucille!" sagte eben diese melancholische Stimme, welche die Musik ihrer ersten Jugend ausgemacht hatte — „wo bist du, Lucille! ach, sie erkennt ihren St. Amand nicht wieder."

So war es wirklich. Durch ein besonderes Mißgeschick hatte die brennende Sonne und der scharfe Sand der

Ebenen Egyptens dem jungen Krieger in dem Beginne seiner Laufbahn eine zweite und dießmal — unheilbare Erblindung zugezogen! Er war nach Frankreich zurückgekehrt, um sein Haus verwaist zu finden. Julie war nicht mehr — ein jähes Fieber hatte sie in der Mitte ihrer Jugend hingerafft, und er hatte den Weg zu Lucillen's Haus gesucht, um zu erfahren, ob nicht noch eine Hoffnung für ihn in der Welt geblieben sey!

Und wenn er in späteren Tagen bescheiden und trauernd frühere Rechte wieder ansprechen wollte, verschloß dann Lucille ihr Herz vor seinen Bitten? Erinnerte sich ihr Stolz seiner Wunde — kam sie je auf seine Untreue zurück — antwortete sie dem Flüstern ihrer sehnenden Liebe — „er hat dich einst verworfen?" Diese Stimme, diese verfinsterten Augen waren Sachwalter, deren Beredtsamkeit sie nicht widerstehen konnte.

„Ich bin ihm jetzt um so nothwendiger," war ihr einziger Gedanke; „wenn ich ihn verwerfe, wer wird ihn pflegen?" Dieser Gedanke war die Richtschnur ihres Betragens, und ließ in ihrem Herzen wieder alle Quellen einer zwar Jahre lang gehemmten, aber nie versiegbaren Liebe fließen. Von diesem Gedanken erfüllt, stand sie neben ihm an dem Altare, und sprach mit noch heiligerer Andacht, als sie vielleicht ehedem gefühlt hätte, das Gelübde ewiger Treue.

Und die Zukunft gab Lucillen einen Lohn, den die gewöhnliche Welt nicht begreifen kann. Mit seiner Blindheit erwachten wieder alle die Gefühle, die früher für sie in St. Amands einsamem Herzen gelebt hatten; wieder

horchte er sehnsuchtsvoll auf ihre Schritte, wieder vermißte er sie an seiner Seite, selbst bei einer Abwesenheit von wenigen Augenblicken, wieder verscheuchte ihre Stimme die Wolken von seiner Stirne, und ihre Gegenwart war für ihn Schutz und Sonnenschein. Er seufzte jetzt nicht mehr nach seinem wieder verlorenen Augenlichte; er versöhnte sich selbst mit seinem Schicksale und erlangte nach und nach jene Ruhe des Gemüths, welche den meisten Blinden eigenthümlich ist. Vielleicht, wenn wir die wirkliche Welt gesehen und ihre hohlen Vergnügungen kennen gelernt haben, ertragen wir es desto leichter, von ihnen ausgeschlossen zu seyn; und wie das Kloster, das das Feuer unserer Hoffnungen zurückdrängt, uns süß ist durch unsere Erinnerungen, so verliert die Nacht ihre Schrecken, wenn die Erfahrung uns den Glanz und die Mühen des Tages entleidet hat. — Jahre kamen und gingen, und täglich fühlte er die Bande sich enger schlingen, die ihn an Lucille knüpften, und er pflegte in seinem überfluthenden Herzen der süßen Frucht stets wachsender Dankbarkeit; konnte er ja doch nicht sehen, wie die Jahre diese offene Stirne furchten und die Lieblichkeit dieses gewinnenden Lächelns zerstörten; für ihn war sie außer dem Bereiche der Zeit und für ihn behielt sie bis zum Rande des Grabes (das sie beide nur wenige Tage nach einander aufnahm) all' die Blüthe ihrer unverwelklichen Liebe — all' die Frische eines Herzens, das niemals altert.

Gertrude, welche Trevylyan's Erzählung mit tausend theilnahmevollen Anmerkungen und mit tausend scherzhaften Entschuldigungen dafür, unterbrochen hatte, war erfreut über eine Geschichte, in welcher treue Liebe zuletzt sich lohnt, obgleich sie St. Amand's Undankbarkeit ihm nicht vergab, und obgleich sie mit kritischem Kopfschütteln erklärte, „es sey ganz unnatürlich, daß die bloße Schönheit Juliens, oder der bloße Mangel derselben bei Lucillen, eine solche Wirkung auf ihn hätte hervorbringen können, wenn er je Lucille in seiner Blindheit wirklich geliebt hätte."

Als sie durch Malines kamen, gewann diese Stadt ein Interesse in Gertrudens Augen, auf welches sie an sich selbst wenig Ansprüche hätte machen können. Sie betrachtete gedankenvoll den breiten Marktplatz, der in einer seiner Ecken eine jener Vorder-Thür-Gruppen von stillen und sorglosen Trinkern zeigte, welche die Kunst der Niederländer vom Gemeinen zum Pitoresken erhob; und als sie den Thurm von St. Rembault erblickte, so war es ihr in der Stille des Mittags, als ob sie jetzt die klagende Stimme des blinden Waisen hörte — „Fido, Fido, warum hast du mich verlassen?"

Fünftes Kapitel.

Rotterdam.

Unsere Reisenden erreichten Rotterdam an einem hellen, sonnigen Tage. Orten des Handels ist immer eine gewisse Heiterkeit eigen — ein Treiben, ein Lärmen, eine Rührigkeit — und das Alles macht ihren ersten Eindruck auf den Beschauer zu einem freudig erregenden. Bald doch ermüden wir; man sieht zu leicht hinter die Coulissen, und findet die Puppen, welche das Drama aufführen, von der Triebfeder niedriger und ruchloser Leidenschaften bewegt.

Gertruden entzückte die frohe Regsamkeit, die sich überall, rings um sie, aussprach, und es hatte demnach die Krankheit ihrem Wesen nichts von der Lebendigkeit genommen, welche eben so wohl der Wißbegier eigenthümlich ist, als geringer Erfahrung. Wenn sich nun die um-

herschauende Geliebte leicht auf Trevylyans Arm stützte, lauschte er in wonniger Vergessenheit ihren Fragen und Ausrufungen ob des Getümmels und der Lebhaftigkeit dieser Stadt, von der ihre Wallfahrt, den Rhein entlang, ausgehen sollte. Und wirklich, die Scene athmete ganz den Geist des Volkes, wie es so thätig ist und so kalt zugleich, so kühn zur See, und so vorsichtig auf dem Lande. Die Betriebsamkeit drang überall hervor; die Schiffe im Hafen, das Gedränge ab- und zueilender Boote, das Gewühl auf dem Quay, alles zeigte Geschäftigkeit, alles verkündete den Handel. Die Stadt selbst, über welcher der Himmel prächtig blau durch lichte, flockige Wolken hervorschien, bot einen freundlichen Anblick. Die Kirche von St. Lorenz, kühn aufstrebend aus den netten, reinlichen Häusern, und auf der andern Seite dichte Baumgruppen, bildeten einen schönen Gegensatz mit der Stadt und dem Wasser zugleich.

„Ich liebe diesen Platz," sagte Gertrudens Vater behaglich, „er hat so ein Ansehen von Wohlstand." —

„Und einen Mangel an Großartigkeit," fügte Trevylyan hinzu.

„Ein Handelsvolk ist nach Gewohnheit und Denkungsart eine weite Mittelclasse," erwiederte Vane, und Großartigkeit findet sich nur in Extremen, — bei verarmtem Volke, und einem mächtigen Despoten."

Sie besahen die Statue des Erasmus, und das Haus, in welchem er geboren ward. Für ihn hegte Vane eine gewisse Bewunderung, welche von seinen Begleitern nicht

getheilt wurde; er liebte die ruhige Ironie des Gelehrten und seine Weltkenntniß; und überdieß stand Vane jetzt in dem Lebensalter, welches die Philosophen gern zu Gegenständen des Interesses macht. Jünglingen sind sie Lehrer, Freunde reiferen Männern, und Wenige nur sehen in ihren Systemen, von dritter Stufe aus, — leere Täuschung!

Die Holländer sind ein eigenthümliches Volk; ihre Litteratur wird vernachläßigt, aber sie hat etwas von deutschem Blut in ihren Adern — die Geduld, die Tiefe, die einfachen Schilderungen, und selbst einige Züge jener Mischung des Humoristischen und Schauerlichen, worin sich die ächt deutsche Vorliebe für das Groteske so sehr gefällt. Alles das finden wir in ihren Mährchen und Gespenstergeschichten. Aber in Holland wird die Romantik durch Thätigkeit erstickt, in Deutschland genährt durch Trägheit.

Die Reiselustigen weilten nur einen oder zwei Tage in Rotterdam und fuhren dann den Rhein hinauf nach Gorcum. Die Ufer sind hier flach und einförmig, und nirgends kann die natürliche Majestät des großen Stromes einen schwächern Eindruck machen, als hier an diesem Theile seines Laufes.

„Ich fühlte nie zuvor," flüsterte Gertrude zärtlich, „wie viel Trost in deiner Gegenwart für mich liegt; jetzt bin ich endlich am Rheine, und wie schmerzlich sähe ich meine Hoffnungen getäuscht, wenn du nicht an meiner Seite wärest."

„Du mußt dich gedulden, meine Gertrude, bis wir

Köln hinter uns haben, ehe der Rhein seine Glorie vor dir ausbreitet."

„Es verhält sich umgekehrt, wie im Leben," sagte der moralisirende Vane, „der Strom zieht sich träg und langweilig dahin und erschließt seine Poesie erst unserer Ausdauer."

„Ich kann eurer Lehre nicht beistimmen," entgegnete Trevylyan, in welchem das ehrgeizige Feuer seiner Natur aufglomm. „Das Leben ist nie ohne Beschäftigung, und nur unsere eigenen Fehler machen es langweilig. Die Jugend hat ihre Unternehmungen, der Mann seine Plane, so daß noch dann, wenn die Schwäche des Alters uns heimsucht, der Geist triumphirt über den sterblichen Thon; und in der ruhigen Einsiedelei, unter Büchern, aus Gedanken, erhält das große Räderwerk innen fortwährend seine Bewegung. Nein, die höhere Classe der Geister unterliegt nicht dem Stumpfsinn des Alltaglebens; sie behauptet ihre Willenskraft."

„Und niemals mit Glück!" antwortete Vane nach einer Pause, während er die stolzen, mitleidig lächelnden Züge Trevylyans mit der ruhigen Theilnahme betrachtete, welche einem Charakter eigenthümlich ist, der tief eingeweiht ward in jene Philosophie, mit welcher trübe Erfahrungen und ein leidenschaftloses Herz uns vertraut machen. „Ja wahrlich, Trevylyan, es würde mich sehr freuen, wenn ich euch nur die Thorheit einleuchtend machen könnte, diese Kraftanstrengungen, von denen ihr sprecht, der goldenen Schwelgerei der Ruhe vorzuziehen. Welcher Ehrgeiz kann je

eine entsprechende Vergeltung finden? Gewiß nicht der schriftstellerische — oder das Streben nach wissenschaftlichem Rufe."

„Wohl," sagte Trevylyan ruhig, „dieser Traum beschleicht auch mich nicht mehr; der litterarische Ruf hat nichts Nachhaltiges — er schmeichelt kaum dem Eiteln — aber sicher erbittert er den Stolzen. Meine eigenen Versuche früherer Jahre gewannen mir, was die Welt — vielleicht mit Recht — reichliche Anerkennung nennt; aber solcher Lohn konnte mir die frischen Stunden nicht ersetzen, die ich aufgewendet, nicht die geopferten Freuden wiederbringen. Die stillen Zwecke, die mich begeistert hatten, wurden nicht bemerkt, die Gedanken, die mir neu und schön erschienen, fielen flach und glanzlos auf die Seelen Anderer; der Beifall galt oft dem, worüber ich selbst mich verdammte; nur abgenützte Gemeinplätze und falscher Witz gefielen, während die Wahrheit ermüdete, und der Enthusiasmus empörte. Männern von dem Talente, auf das ich keinen Anspruch mache, Denkern, welche in der Zurückgezogenheit ihrer eigenen Ideen für sich allein wohnen, und von da aus Sterne beschauen, die für die dumpfen Schläfer der Welt nicht scheinen, denen muß es eine Qual seyn, die Produkte ihrer Anstrengungen mit der Masse zusammengeworfen, und in dem Urtheile der Menschen mit den Fehlern oder Verdiensten der Zunft ausgestattet zu sehen. Jeder Mann von Geisteskraft hält sich selbst für originell und einzig in seinen Erfindungen; es ist ihm nicht genug, daß man seine Gedanken als gut anerkenne, wenn sie nicht auch für neu erklärt werden; er will der Masse nicht zugezählt werden, die er mied; und ihm, der allein steht durch seinen Geist, soll auch

allein gelohnt werden durch eigenen Ruhm. Ein Franzose, das Orakel seines Cirkels, sagte einst von dem Dichter der Phädra: „Racine und die übrigen Nachahmer von Corneille" — und Racine, in seinem Zorn, verschwor beinahe die Tragödie für immer. Es ist vergeblich, dem Autor zu sagen, daß das Publikum der Richter seiner Werke sey. Der Autor stellt sich über das Publikum, denn sonst würde er nie geschrieben haben, oder" fuhr Trevylyan, mit Feuer, fort „er steht über ihm; sein Fiat wird seinen Ruhm zerstören, aber niemals seine Selbstachtung. Er steht allein und stolz mitten unter den Ruinen des Tempels, den er, für die Zukunft, zu errichten sich einbildete, und vergilt Vernachlässigung mit Verachtung. Aber ist ein solches Leben genußreiches Daseyn? Ist es werth, daß man sich darum abmühe? Und selbst der Moment des Ruhms, wiegt er die Jahre des Verdrusses auf? was bietet er Dauerndes und Wirkliches dem Literator? Sein Werk ist ein Kiesel, der in die Tiefe fällt; die Bewegung dauert einen Augenblick und die Welle hört auf, länger für diesen Eindruck empfindlich zu seyn. Der Kreis mag sich erweitern bis hinüber in andere Länder und andere Zeiten, aber rund um den Dichter ist er schwach und matt. Die Erbärmlichkeit des Tages, armselige Politik und niedrige Intriguen beschäftigen die Zungen und die Gedanken seiner Zeitgenossen; und ein Quacksalber oder ein neuer Tänzer ist ein interessanterer Gegenstand für die Unterhaltung, als er; sein Ruhm gelangt zu seinem Hause nicht; ihm wird kein wirklicher, bleibender Lohn, selbst nicht das Beifallklatschen, nach welchem der Schauspieler hascht; aber die, so ihn kränken, erniedrigen ihn auch; seine edle Natur beginnt die Laster der Eifersucht und Verkleinerungssucht zu nähren. Goldsmith wird über einem Puppenspiel ver-

gessen; er fühlt es und thut verächtlich; er drückt es aus und wird zum Gespötte. Es läßt sich wohl sagen: große Geister sollen sich nicht zur Eifersucht herabwürdigen; bei den größten Geistern ist sie aber am gewöhnlichsten *).

Wenige Autoren sind der Bewunderung, die sie erregen, so sicher, daß sie edelmüthig seyn können; und diese traurige Wahrheit empört uns gegen unseren eigenen Ehrgeiz. Sollen wir Halbgötter seyn in unserer Kammer, um den Lohn, daß die Welt uns noch unter die Sterblichkeit erniedrigt? Ja! dieses tiefe Gefühl der Nichtigkeit literarischen Ruhms, das Ungenügende der Früchte, die er trägt, die Furcht vor der kränkelden Denkungsart, die er einflößt, dieß Gefühl war es, das bei Zeiten in mir alle Liebe zu dieser Laufbahn erstickte; und wenn ein unruhiges Verlangen, das Männer, welche viel denken, immer zu schreiben treibt, mich wieder hinführen sollte, zu eigenem schriftstellerischen Wirken, so will ich mit Strenge meine Gleichgiltigkeit bewahren gegen diesen literarischen Ruhm."

---

*) Man sehe das lange Verzeichniß der Namen, welche d'Israeli in seinem trefflichen Werke „The litterary Character" vol. II. p. 76 aufzählt. Plato, Xenophon, Chancer, Corneille, Voltaire, Dryden, die Carrici, Domenico Venetiano, durch seinen neidischen Freund getödtet, und der edle Castillo, der über dem Genie des Mucillo kleinmüthig wird. Man füge noch hinzu Wordsworth, der kalt blieb bei der Leyer Byron's, und Byron, der Wordsworth bestahl und zugleich lächerlich machte, während er ihn bestahl.

"Ihr sagt, was ich sagen wollte," antwortete Vane mit seinem ruhigen Lächeln, „und eure Erfahrung bestätigt nur meine Theorie. Auf diese Weise ist also der Ehrgeiz nicht der Weg zum Glücke. Warum aber eher im Geschäftsleben als in der Literatur?"

„Weil," sagte Trevylyan „der Geschäftsmann gewöhnlich in seinem Leben noch all' die Ehre erlangt, die er verdient. Das Publikum beurtheilt besser und schneller die Menschen, als die Bücher. Auch ist die Ehre des Geschäftsmannes bei so mancherlei Gegenständen betheiligt, daß, unähnlich der Literatur, das Mißlingen der einen Sache immer wieder durch den Erfolg einer andern ausgeglichen wird. Er, der gewerblich Thätige, muß nicht allein dastehen, wie der Verfasser eines Buchs; jener ist wesentlich und nothwendig gesellig; er hat viele Genossen, und ohne ihre Hilfe erreicht er nicht seinen Zweck. Dies zersplittert und besänftigt die Eifersucht gegen Andere. Der Geschäftsmann wirkt für eine Sache, weiß aber wohl, daß er den ganzen Ruhm davon nicht monopolisiren kann; er theilt, was nach klarer Erkenntniß er doch sich nicht ausschließlich zuzueignen vermag. Außerdem lassen seine Unternehmungen ihm nicht Zeit, kleinlicher Widerwärtigkeit nachzudenken. Der Schriftsteller hat seine Jugend auf ein Werk verwendet — der Erfolg desselben schlägt fehl. Kann er ein anderes Werk schreiben? Kann er seine Jugend zurückrufen? Aber im Geschäftsleben hat auch der Geist sein Tagewerk, und eine Woche ersetzt, was eine Woche verloren hat; und allen Ruhm des Bewerbers zahlt die Gegenwart. Das Babel der lebenden Welt trägt ihn auf seinen Lippen; er ist immer auf der Bühne, und die Zuschauer sind stets bereit, ihren Beifall zu klatschen. So

beständig im Dienste Anderer, hört er auf, als seine eigene Welt sich selbst zu erkennen, hat nicht Muse über wirkliche oder eingebildete Kränkungen zu brüten; die Federkraft treibt die Maschine um, bis sie ausgelaufen ist."

„Und bei Seite geworfen," sagte Vane, „zu dem zerbrochenen Gerölle der anderen Werkzeuge der Menschen, in die Rüstkammer der Vergeßlichkeit ihrer Söhne. Der Ruhm eines Geschäftsmannes währt nur eine Stunde, der des Gelehrten Jahrhunderte lang."

„Wir leben nicht Jahrhunderte," antwortete Trevylyan, „unser Leben ist auf der Erde, und nicht im Grabe."

„Aber auch zugegeben," fuhr Vane fort; „und ich stimme euch bei, daß der Nachruhm nicht werth ist so großen Kraftaufwandes im Leben; inwiefern ergeht es euch aber besser auf der dürren Laufbahn geschäftlichen Wirkens? Wollt ihr den Herrschern dienen? — Sclaverei! — dem Volke? — Thorheit! Wollt ihr euch auf den hohen philosophischen Standpunkt stellen, von welchem die Verehrer der Vergangenheit selten ausgehen, welche aber, ohne daß sie es wissen, ihre einzige Entschuldigung ist, nämlich: daß die Aenderungen, welche für die Zukunft Vortheil bringen können, die Gegenwart verwirren, und daß es nicht der Weisheit einer praktischen Gesetzgebung entspricht, den Frieden unserer Mitwelt für die Hoffnung auf's Spiel zu setzen, daß dadurch das Glück der Nachwelt begründet werde, — welchem Verdachte, welchen Angriffen seyd ihr ausgesetzt! Ihr werdet als Feind jeder liberalen Meinung betrachtet und leset euren Fluch in den

Augen einer Nation. Oder tretet auf die Seite des Volks! Welche Launen — welcher Undank! Ihr habt so viel in der Theorie versprochen, daß ihr in der Praxis nie Alles ausführen könnet. Mäßigung wird zum Verbrechen, Klugheit heißt Verrath. Neue Demagogen, ohne Schranken, weil ohne Grundsätze, überflügeln euch in dem Augenblicke eurer größten Dienste. Das Publikum ist ein Grab der Thaten jedes großen Mannes; unersättlich, wird sein Verlangen nie gestillt, oder nur durch die Begehr nach noch Größerem. Wo in der Geschichte der Welt findet ihr Dankbarkeit bei einem Volke? Aufregung nur, welche im ersten Augenblicke eine Wohlthat übertreibt, aber nicht die Dankbarkeit, welche noch im nächsten Jahre ihrer eingedenk ist. Ihr mißfallt einmal der Menge; und alle eure Handlungen, alle eure Opfer sind für immer aus ihrem Gedächtnisse verschwunden; sie werfen die Fenster des Hauses ein, das sie selbst euch gebaut haben, und schmelzen ihre Medaillen zu Kugeln um. Wer dem Menschen dient, er sey hoch oder gering, dient einem Undankbaren; und alle Ehrgeizige der Art erwartet das Loos eines Wolsey's oder de Witt's.

„Und was," sagte Trevylyan, „tröstet einen Mann bei den Uebeln, welche das Erbe alles Fleisches sind, in diesem Zustande dunkler Ruhe, in dieser friedlichen Unthätigkeit, auf welche ihr ihn beschränken wollt? Ist es nicht sein Gewissen? Ist es nicht seine Selbstanklage oder sein Selbstbeifall?"

„Ohne Zweifel;" antwortete Vane.

„Und wenn dem so ist," erwiederte der hochherzige Trevylyan, „der gleiche Trost bleibt uns in der Thä-

tigkeit, wie in der Ruhe. Wir verfolgen emsig das, was wir für wahrhaft rühmlich erkennen; gegen die Anfeindungen der Bosheit aber spricht unser Inneres uns frei. Kann es mehr thun bei den Lästerungen und den Vorurtheilen, die uns im zurückgezogenen Stilleben angreifen? Ihr schweigt; aber bedenkt, wie viel tiefer muß der Trost, wie viel höher die Selbstachtung dort seyn; denn, wenn uns in's freiwillige Exil die Verläumdung folgt, was haben wir gethan, um die Schmähungen zu widerlegen? Womit dienten wir unserem Geschlechte? Haben wir Ergötzungen verachtet und mühselige Tage geliebt? Haben wir das Talent, das uns anvertraut ward, nach Möglichkeit umgetrieben? Haben wir so viel des Guten für unsere Mitmenschen geleistet, daß wir ruhen dürfen unter dem Schatten unserer Wohlthätigkeit, und mit der Bosheit der Welt uns abfinden durch das Bewußtseyn, unsere Thaten seyen unsere Vertheidiger? Dieß aber ist der Trost einer tugendhaften Thätigkeit; wird er gleich stark seyn für eine, ob auch tugendhafte, Unthätigkeit?"

„Ihr sprecht, wie ein Prediger," sagte Vane, „ich bloß wie ein Rechner. Ihr von den Tugenden im Leiden, ich von einem Leben in Ruhe."

„Wohlan denn, das Bewußtseyn rastlosen Strebens für dieß Fortschreiten der Menschheit, sey es auch nicht an sich schon beseligender, als ein gemächliches Wohlleben, laßt uns denn sehen, was an dieser gepriesenen Ruhe wirklich ist? Sagt mir, ist es nicht bloß ein anderer Name für Langeweile? Dieser Zustand eines ewigen Ausruhens, dieses zwecklose, traumleere Hindämmern, dieser Kreislauf du lit à la table, de la table au lit; kann man sich

eine traurigere, monotonere Existenz denken? Ist das Vergnügliche an diesem unrühmlichen Seyn der Gedanke, daß wir rein unserem Vergnügen leben? Ist es Freiheit, der Sclave seiner selbst zu seyn? — Denn ich halte dafür," fuhr Trevylyan fort, „daß dieses Kauderwälsch von beschaulicher Glückseligkeit, diese Phrasen von sich selbst leben, eben so niedrige, als falsche Philosophien sind. Wozu dieses ewige auf sich selbst zurückkommen? Ist die Rücksicht auf unser Ich die einzige, die wir zu nehmen haben? Und auch unser Glück, wenn es wirklich in der Ruhe bestände, könnte es dann in Wahrheit der große Endzweck unseres Lebens seyn? Ich zweifle, ob wir uns nicht höher erheben können; ich zweifle, ob wir nicht mit einem großen Moralisten sagen können: wenn die Tugend nicht in sich selbst ihren Werth hat, so kann ich nicht einsehen, was es für einen Werth haben kann, wenn wir sie nur um eines Gewinnes willen üben. Aber in der That, die Ruhe ist die ärmlichste aller Täuschungen; mit dem Augenblicke unseres Rückzuges auf uns selbst sind wir allen jenen Uebeln preisgegeben, welche unserer Menschheit ankleben, und denen wir in dem Getümmel der Welt entfliehen können. Wir werden hypochondrisch. Unsere Gesundheit sogar wird der Gegenstand eines peinlichen Besitzes. Wir werden so ängstlich um unser Wohlseyn besorgt — denn was ist Stilleben ohne Gesundheit? — daß wir in unserer Einbildung immer krank sind; und wie jener Mann im „Zuschauer" wägen wir uns selbst täglich, und leben nur nach Granen und Scrupeln. Die Zurückgezogenheit ist für den Dichter allein ein Glück, denn für ihn ist sie nicht Zurückgezogenheit; er entsagt der einen Welt nur, um eine andere zu gewinnen, und er findet in seiner Einsamkeit keine Langeweile; warum? — nicht weil das

Alleinseyn ihm Ruhe, sondern weil es ihm Beschäftigung darbietet. Mit einem Worte, zugegeben, geschäftliche Regsamkeit und das Leben in unthätiger Ruhe seyen beide gleich vielen Uebeln ausgesetzt, so wird das Geschäftsleben stets den leichteren Ausweg oder den edleren Trost darbieten."

Vane zuckte die Achseln. „Ach, mein theurer Freund," sagte er, indem er mit wohlwollender Ueberlegenheit eine Prise nahm, „ihr seyd viel jünger als ich!"

Diese Unterhaltungen Vane's und Trevylyan's, so unangenehm diese Probe derselben, wie ich fürchten muß, dem Leser erscheinen wird, waren für Gertrude stets ein unaussprechlicher Genuß. Sie liebte die hochherzige, edle Philosophie, zu welcher sich Trevylyan bekannte, und welche, während sie seiner feurigen Natur entsprach, um so mehr gegen ein Betragen abstach, das gewöhnlich gegen alles andere, als sie selbst, hart und kalt war. Und bei ihrer Jugend und zärtlichen Liebe, machte sich ihre empfängliche Einbildungskraft schnell mit den Planen seines hochstrebenden Ehrgeizes und jenes abenteuerlichen Unternehmungsgeistes vertraut, der von der Romantik unzertrennlich ist. Es war ihr Genuß, über sein künftiges Loos sich in Gedanken zu verlieren und in ihrer Einbildung seine Mühseligkeiten zu theilen, und bei seinen Triumphen zu frohlocken. Und wenn sie manchmal sich selbst fragte: ob eine solche Laufbahn ihn nicht ihr entfremden könnte, so brauchte sie nur in sein wachsames Auge zu blicken — und er war an ihrer Seite oder lag zu ihren Füßen!

Sechstes Kapitel.

Gorcum. — Die Reise der Tugenden.

Es war ein heller, lieblicher Morgen, als sie an Gorcum vorbeiglitten. Die Boote, die dem Ufer zutrieben, belebt mit Fischern und Landleuten in ihrer Nationaltracht, das Lüftchen, gerade stark genug, um die Wasser zu kräuseln, das durchsichtige Blau des Himmels, die lauten, lachenden Stimmen aus den Booten — alles trug das Seinige dazu bei, den Geist zu ermuntern und in jene unbeschreibliche Heiterkeit zu versetzen, welche das physische Gefühl des Lebens ist.

Der Thurm der Kirche, mit seinen langen Fenstern und runden Zifferblättern, ragte in das lichte, klare Blau hinauf, und auf einer Bank, unter grünem Busche am Wasser, saß ein munterer Holländer und erfrischte die Lüfte mit dem Rauche seines Nationalunkrautes.

„Wie wenig braucht es, um eine Reise angenehm zu machen, wenn die Reisegefährten unsere Freunde sind," sagte Gertrude, als sie so dem Ufer entlang vorbeisegelten, „nichts kann einförmiger seyn, als diese Ufer, und nichts wonnevoller, als diese Reise."

„Es gibt nicht leicht eine strengere Probe der Freundschaft, als das Zusammenreisen," erwiederte Vane. Dieses beständige Miteinanderleben, dem man sich auf keine Weise entziehen kann, dieses Eingesperrtseyn in allen unseren Anwandlungen von schlechter Laune und Verdrießlichkeit, mit Personen, welche uns heiter zu sehen wünschen — o, es ist eine harte Feuerprobe der Freundschaft! (Die Postchaise muß schon manche Herzensfreundschaft zu Tode gerüttelt haben.)

„Du sprichst sehr gefühlvoll, theurer Vater," sagte Gertrude lachend, „und ich habe dich im Verdacht, daß du dabei ganz im Stillen deinen Spott mit uns haben willst. Aber im Ernste, ich sollte denken, daß es auf der Reise eben so ist, wie im Leben, und daß ein guter Mensch für Jeden stets ein angenehmer Gefährte seyn muß."

„Ein guter Mensch, meine Gertrude," versetzte Vane lächelnd. „Ach, ich fürchte, die Guten sind sich einander so bald überdrüßig, als die schlimmen. Was sagt ihr dazu, Trevylyan? — würde die Tugend eine angenehme Gesellschaft seyn von Paris nach Petersburg? Ah, ich sehe, ihr schlaget euch auf Gertrudens Seite. Gut also, ich will euch eine Geschichte erzählen — da ja die Geschichten bei euch so sehr in der Mode sind — worin ihr hören sollet, daß die Tugenden selbst wirklich den Versuch

mit einer Reise machten. Ihr müßt mir aber auch versprechen, euch die Moral davon zu merken."

„O, theurer Vater, Alles für eine Geschichte," rief Gertrude, „und besonders von dir, da du uns auf dem ganzen Wege noch nichts erzähltest. Komm, höre zu, theurer Albert; ja, höre deinem neuen Rivale zu."

Und Vane, erfreut, die Kranke so lebhaft zu sehen, begann folgendermaßen:

Die Reise der Tugenden,

eine allegorische Erzählung.

Ueberdrüssig, immer bei dem Bischof von Norwich zu leben, beschlossen einstmals einige Tugenden, einen kleinen Ausflug zu machen. Obgleich sie wohl wußten, daß sie nirgends leicht auf der Erde eine bereitwillige Aufnahme finden würden, so dachten sie doch, wenigstens eine Reise von der Westminster-Brücke nach Richmond sicher wagen zu können. Der Tag war schön, der Wind ihnen günstig, und was die Unterhaltung betraf, wer dachte — ganz wie Gertrude — auch nur an die Möglichkeit irgend eines Mißverständnisses unter Tugenden?

Sie nahmen an der Westminster-Treppe ein Boot, und gerade, als sie im Begriffe waren abzustoßen, flehte

ein armes Weib, ganz in Lumpen gehüllt und mit einem Kinde auf ihren Armen, ihr Mitleid an. Die Wohlthätigkeit säumte nicht und reichte ihr einen Schilling dar. Die Gerechtigkeit, die sich umdrehte, um nach ihrem Gepäcke zu sehen, bemerkte die Thorheit, welche die Wohlthätigkeit begehen wollte. „Himmel!“ rief sie, und fiel der armen Schwester in den Arm, „was wollt ihr thun? Habt ihr nie eine politische Oekonomie gelesen? Wißt ihr nicht, daß unbedingtes Almosengeben nur eine Aufmunterung zum Müßiggang, dieser Mutter des Lasters, ist. Ihr wollt eine Tugend seyn? wahrlich! ich schäme mich für euch. Geht eures Weges, gute Frau, — doch halt, hier ist ein Suppenzettel auf die Bettelei-Societät, dort wird man sehen, ob ihr ein geeigneter Gegenstand für das Mitleid seyd.“

Aber die Wohlthätigkeit ist schneller, als die Gerechtigkeit! sie log unbemerkt ihre Hand hinter den Rücken, und das arme Weib erhielt den Schilling und den Suppenzettel dazu. Die Sparsamkeit und die Freigebigkeit sahen die doppelte Gabe.

„Welche Verschwendung!“ rief die Sparsamkeit mit gerunzelter Stirne „was, einen Schilling und einen Suppenzettel? es wäre genug an dem einen gewesen.“

„An dem einen!“ sagte die Freigebigkeit; „die Wohlthätigkeit hätte der armen Creatur eine halbe Krone und die Gerechtigkeit ein Dutzend Zettel geben sollen!“

So dauerte der Zank zwischen den holden Tugenden die nächsten zehn Minuten fort, und würde den ganzen

Weg hindurch bis nach Richmond kein Ende genommen haben, wenn nicht der Muth sie aufgefordert hätte, an's Ufer zu gehen, und ihren Streit auszufechten. Dieß brachte die Tugenden plötzlich zu dem Bewußtseyn, daß sie sich ein wenig selbst vergessen hätten, und da die Freigebigkeit die erste Entschuldigung anbot, so gaben sie sich zufrieden, und legten die nächsten Meilen sehr angenehm zurück.

Der Himmel trübte sich jetzt ein wenig und ein Regenschauer schien bevorzustehen. Die Klugheit, die mit einer neuen Haube geschmückt war, stellte vor, wie geeignet es seyn würde, für eine halbe Stunde an's Ufer zu gehen; der Muth war dafür, dem Regen Trotz zu bieten; aber da die meisten Tugenden Fräulein waren, so drang die Klugheit durch. Gerade, als sie im Begriffe standen, anzulanden, streifte sie ein anderes Boot auf eine höchst unhöfliche Weise und gab dem ihrigen einen solchen Stoß, daß die Wohlthätigkeit fast über Bord fiel. Die Gesellschaft auf dem unhöflichen Boote, welche die Tugenden augenscheinlich für sehr gemeine Personen ansah, denn sie hatten nichts Fashionables in ihrem Aeußern, brachen über den Unfall der Wohlthätigkeit in ein Gelächter aus, besonders, als ein großer Korb voll Confect, welchen die Wohlthätigkeit für hungerige Kinder, die ihr etwa begegnen möchten, mit sich führte, in's Wasser fiel. Der Muth war sehr aufgeregt; er strich seinen Schnurrbart, und würde einen Angriff auf den Feind gemacht haben, wenn ihm nicht, zu seiner großen Indignation, die Sanftmuth zuvorgekommen wäre, die freundlich in das feindliche Boot hinüber stieg und ihre beiden Wangen dem Feinde darbot; dies war zu viel, selbst für die Unhöflichkeit der Bootsleute; sie entschuldigten sich gegen die Tugenden, und

der Muth, der keineswegs ein Zänker ist, hielt sich, obwohl widerstrebend, für verbunden, damit zufrieden zu seyn. Aber, o hättet ihr gesehen, wie der Muth hinterdrein die Sanftmuth behandelte, ihr hättet es nicht für möglich gehalten, daß eine Tugend so gegen eine andere aufgebracht seyn könne; dieser Streit zwischen den beiden verdüsterte die Gesellschaft, und sie setzte ihre Reise, als der Regen vorüber war, in einer nichts weniger als herzlichen Stimmung gegen einander fort. Ich schweige von den kleinen Wortwechseln, welche in der allgemeinen Unterhaltung statt fanden — wie die Sparsamkeit an allen den Landhäusern am Wege etwas auszusetzen fand; und wie die Mäßigkeit ihren Unwillen über den Luxus der Stadtbarke ausdrückte. Sie kamen in Richmond an, und die Mäßigkeit erhielt den Auftrag, das Mittagsmahl zu besorgen; unterdessen traf aber die Gastfreundschaft, die einen Spaziergang in den Garten machte, eine Schaar Irländer an und lud sie ein, das Mittagsmahl mit ihnen zu theilen.

Denket euch die langen Gesichter der Sparsamkeit und Klugheit, als sie diesen Zuwachs der Gesellschaft erblickten. Die Gastfreundschaft war in der besten Laune, sie rieb sich die Hände, und rief mit dem Tone eines jüngeren Bruders nach Champagner. Die Mäßigkeit nahm bald ein Aergerniß, und selbst die Bescheidenheit erröthete bei einigen Scherzen; aber die Gastfreundschaft, die jetzt etwas benebelt war, nannte die eine eine Memme und verschrie die andere als eine Spröde. Die Stunden vergingen; es war Zeit zur Rückkehr, und sie gingen an das Ufer hinab, völlig verstimmt gegen einander, indem die Sparsamkeit und die Freigebigkeit auf dem ganzen Wege über die Rechnung und die Aufwärter haderten. Um das

Maaß ihres Verdrusses voll zu machen, begegneten sie einem Boote, worin die Gesellschaft in der besten Laune, lachend und jauchzend, ja wie toll war; sie entdeckten, daß diese lustigen Gefährten zwei oder drei angenehme Laster seyen, die sich der Leitung der „guten Laune" überlassen hatten. So siehst du, Gertrude, daß selbst die Tugenden handgemein werden, und sich sehr schlecht mit einander vertragen, wenn ihre Neigungen sich gerade widersprechen, und sie vergessen haben, die gute Laune mit sich zu nehmen."

„Ach," sagte Gertrude, „aber du hast das Boot überladen; zu viele Tugenden mögen mit einander in Widerspruch kommen, aber nicht einige.

„Voilà ce que je veux dire," sagte Vane, „aber höre auf den Schluß meiner Erzählung, die jetzt zu einer neuen Moral übergeht.

Am Ende der Reise und nach einem langen, mürrischen Schweigen sagte die Klugheit mit nachdenkender Miene: „Meine theueren Freunde, ich glaube, daß, so lange wir alle bei einander bleiben und uns mit der übrigen Welt nicht vermischen, wir unser Leben mit Zerwürfnissen unter uns selbst hinbringen müssen, und dadurch Gefahr laufen, noch weniger beliebt und gesucht zu werden, als wir es bereits sind. Ihr wißt, daß Keine von uns populär ist; jedermann begnügt sich damit, uns in einem Vaudeville dargestellt oder in einem Werke beschrieben zu sehen. Allerdings, die Wohlthätigkeit wird oft genug auf einem Bazar oder bei einer Subscription trügerisch im Munde geführt, und der Geizhals spricht eben so oft von den Pflichten, die er gegen

mich hat, wenn er den Fremden von seiner Thüre oder seinen Enkel in's Gefängniß fortschickt; aber dennoch gleichen wir nur gewissen wilden Thieren, welche jedermann gerne sieht, aber niemand zu besitzen wünscht. Nun schlage ich vor, daß wir uns alle trennen, und unseren Wohnsitz bei einem oder dem anderen Sterblichen auf ein Jahr lang aufschlagen sollten, mit der Bedingung, daß wir, nach Ablauf dieser Zeit wieder wechseln können, wenn uns das nicht gefällt, d. h. wenn wir finden, daß wir nicht all' das Gute leisten können, was wir beabsichtigen; laßt uns nun den Versuch machen; und heute über ein Jahr wollen wir unter der größten Eiche des Windsorwaldes wieder alle zusammen kommen, und uns unsere seitherigen Schicksale erzählen." Die Klugheit schwieg, wie sie es immer thut, wenn sie genug gesagt hat; und über den Vorschlag entzückt, beschlossen die Tugenden, ihn auf der Stelle in's Werk zu setzen. Sie waren von dem Gedanken bezaubert, sich Jede einzeln zeigen zu können, und Keine zweifelte an ihrem Erfolge: denn die Sparsamkeit hielt in ihrem Herzen die Freigebigkeit für nichts weniger als eine Tugend, und die Sanftmuth betrachtete den Muth für wenig besser als einen Heiden.

Die Freigebigkeit, als die rascheste und lebhafteste von allen Tugenden, machte sich zuerst auf den Weg. Die Gerechtigkeit folgte ihr, jedoch in einem ruhigern Schritte. Die Wohlthätigkeit hörte nirgends einen Seufzer oder sah ein bleiches Gesicht, ohne daß sie still hielt und den Leidenden pflegte und tröstete; was freilich ihr Weiterkommen etwas verzögerte.

Der Muth spähete einen Reisewagen aus, worin ein

Mann und seine Frau sich höchst ehezärtlich zankten; er bat höflichst um die Erlaubniß, den freien Sitz, der Dame gegenüber, einnehmen zu dürfen.

Die Sparsamkeit zögerte noch, und erkundigte sich nach den wohlfeilsten Wirthshäusern.

Die arme Bescheidenheit sah sich um und seufzte, als sie sich so nahe bei London fand, wo sie fast ganz unbekannt war; doch entschloß sie sich, ihre Schritte dahin zu wenden, und zwar nicht minder wegen der Neuheit der Sache, als weil sie sich nicht gerne einer Gefahr durch eine Reise auf den Continent aussetzen wollte.

Die Klugheit, obgleich die erste bei dem Vorschlage, war die letzte bei der Ausführung, und beschloß demgemäß, diese Nacht zu bleiben wo sie war, und ihre Reise mit Tagesanbruch zu beginnen.

Das Jahr war verflossen, und die Tugenden trafen, der Verabredung gemäß, pünktlich unter dem Eichbaume ein; sie kamen fast alle zu der nämlichen Zeit an, ausgenommen die Sparsamkeit; diese hatte sich in eine Retour-Postchaise gesetzt, deren Pferde des Morgens schon vierzig Meilen gemacht hatten, und unterwegs überjagt worden waren; wodurch sich ihre Reise bis in die Nacht hinein verspätete. Die Tugenden sahen traurig und sorgenvoll aus, wie gewöhnlich die Leute nach einer langen und vergeblichen Reise aussehen; und auf eine oder die andere Art brachte ihr Verkehr mit der Welt auf sie alle die niederschlagendste Wirkung hervor, so daß ihr Stolz wunderbar herabgestimmt erschien.

„Ach, meine theure Freigebigkeit," sagte die Klugheit seufzend, „da ihr die erste waret, welche die Reise antrat, so bitte ich, erzählt uns auch zuerst euer Abentheuer."

„Ihr müßt wissen, meine lieben Schwestern," begann die Freigebigkeit, „daß ich mich kaum einige Meilen von euch entfernt hatte, als ich in ein kleines Landstädtchen kam, in welches ein Linienregiment einquartirt war. Dort sah ich an einem offenen Fenster das schönste weibliche Wesen, das je die Einbildungskraft gemalt hat, auf die Schulter eines Mannes gelehnt; ihre Augen strahlten, wie zwei Sonnen, von dem reinsten Glücke, und sie war fast heiter genug, um für die gute Laune selbst gelten zu können. Der Herr, auf dessen Schulter sie sich gelehnt, war ihr Gatte; sie hatten sich vor 6 Wochen verheirathet; er war Lieutenant und hatte hundert Pfund des Jahres außer seinem Solde. Durch ihre Armuth tief gerührt, beschloß ich sogleich, ohne mich einen Augenblick zu besinnen, mich in dem Herzen dieses lieblichen Weibes zu verstecken. Während der ersten Stunde machte ich in meiner neuen Residenz mancherlei weise Betrachtungen; z. B. daß die Liebe nie so vollkommen sey, als wenn die Armuth sie begleitet; welch' ein verbreiteter Irrthum es sey, den Junggesellen-Stand die ledige Seligkeit zu nennen; wie schlimm wir Tugenden daran gethan hätten, niemals die Bande der Ehe versucht zu haben, und wie ganz falsch es sey zu sagen: daß die Gatten ihre Weiber vernachläßigen; denn niemals habe ich in der Natur etwas so Inniges gesehen, als die Liebe eines Gatten, sechs Wochen nach der Hochzeit!

Am nächsten Morgen, vor dem Frühstück, während

die liebliche Fanny auf ihren Gemahl wartete, der seine Toilette noch nicht beendigt hatte, erschien ein armes, unglückliches Geschöpf unter dem Fenster, sich die Haare raufend und die Hände ringend; ihr Mann war am Morgen in's Gefängniß geworfen worden und ihre 7 Kinder hatten sich um die letzte schimmlige Kruste Brod gestritten. Durch mich angetrieben, zog Fanny, ohne der Sache weiter nachzufragen, eine Fünf-Pfund-Note aus ihrer seidenen Börse, und gab sie der Bettlerin, die mehr erstaunt als dankbar davonging. Bald nachher erschien der Lieutenant. „Was Teufel, noch eine Rechnung!" murmelte er, während er die gelbe Oblate von einem dicken, viereckig gefalteten, bläulichen Papiere abriß. „O! verdammter Bursche, er muß bezahlt werden. — Ich muß dich, Fanny, um 15 Pfund bitten, um diese fatale Rechnung zu berichtigen."

„15 Pfund, Lieber?" stammelte Fanny erröthend.

„Ja, meine Theuerste, die 15 Pfund, die ich dir gestern gab."

„Ich habe nur 10 Pfund," sagte Fanny zögernd; „es war gerade ein so armes, elendes Geschöpf hier, dem ich mich verpflichtet fühlte, 5 Pfund zu geben."

„5 Pfund? Guter Gott!" rief der erschrockene Gatte aus. „Ich werde in den nächsten drei Wochen nicht mehr Geld einnehmen." Er runzelte die Stirn, er biß sich in die Lippen, ja, er rang die Hände, und ging in dem Zimmer auf und ab; noch schlimmer, er sprach zornig: „Sicherlich, Madame, als Sie einen Lieutenant in einem

Linienregimente heiratheten, konnten Sie nicht voraussetzen, daß er im Stande wäre, Ihnen die Narrheit zu gestatten, jedem Bettler 5 Pfund zu geben, der Ihnen seine Hand hinbält. — Sie konnten nicht, Madame, sage ich, sich einbilden —" aber der junge Gatte wurde durch die krampfhaften Seufzer seiner Frau unterbrochen; es war ihr erster Zwist; sie waren erst seit 6 Wochen verheirathet; einen Augenblick sah er sie strenge an — im nächsten lag er zu ihren Füßen.

„Vergib mir, theuerste Fanny, vergib mir, denn ich kann mir selbst es nicht vergeben. Ich war ein Elender, daß ich so sprechen konnte, und glaube mir, meine einzige Fanny, wenn ich auch zu arm bin, um dir hierin nachzugeben, so bewundere ich doch von Herzen eine so edle, so uneigennützige Freigebigkeit." Ich fühlte keinen geringen Stolz darüber, daß ich die Ursache der Bewunderung dieses exemplarischen Gatten für seine liebenswürdige Gattin war, und aufrichtig freute ich mich, meinen Wohnsitz bei diesem armen Pärchen aufgeschlagen zu haben; jedoch, um euch, meine theure Schwestern, nicht lange mit den Einzelnheiten zu quälen, will ich euch kurz sagen, daß die Sachen nicht lange in dieser erfreulichen Lage blieben, denn, noch ehe ein Paar Monate verflossen waren, hatte die arme Fanny mit den wachsenden und stets häufigern Stürmen der Leidenschaftlichkeit ihres Gatten schwer zu kämpfen, ohne daß ihnen jetzt noch solche zärtliche, reuesüße Bitten um Vergebung nachgefolgt wären; — jeder Schilling ging auf meinen Antrieb hinaus; und als keiner mehr da war, folgten ihre Kleinodien und selbst ihre Kleider. Der Lieutenant wurde ein wahrer Unmensch, und erlaubte seiner ungezügelten Zunge, selbst mich — mich,

Schwestern, mich — „herzlose Verschwendung" zu nennen. Seine verächtlichen Officiers-Kameraden und ihre klatschenden Weiber waren nicht besser, denn sie gefielen sich in Nichts, als in Bemerkungen über die Prahlerei und den Unsinn meiner Fanny, denn mit solchen Worten hatten sie die Unverschämtheit, mich zu benennen. So tief in der Seele betrübt, mich als die Ursache alles Unglücks der armen Fanny ansehen zu müssen, entschloß ich mich, an dem Ende des Jahres sie zu verlassen, vollkommen überzeugt, daß, so liebens- und preiswürdig ich auch an mir selbst seyn möge, ich doch durchaus untauglich erscheine, die Busenfreundin und Beratherin der Frau eines Lieutenants in einem Linienregimente zu seyn, der nur hundert Pfund des Jahres außer seinem Solde hat."

Die Tugenden klagten mitleid-innig ob der unglücklichen Fanny; begierig aber wandte sich bald die Klugheit an ihre erhabene Schwester, die Gerechtigkeit, indem sie vorauszusetzen schien, daß von ihr wenigstens keine kummervolle Nachricht zu erwarten seyn werde.

Die Gerechtigkeit neigte schwermüthig ihr Haupt. „Ach," seufzte sie, „ich erkenne, daß es Zeiten und Orte gibt, wo selbst mein Erscheinen traurig wird in seinen Folgen; mein kurzer Aufenthalt in Indien gab mir die trübselige Lehre."

„Bei einem Braminen nahm ich meinen Wohnsitz, und erstaunte über die schreckliche Standesungleichheit, welche die verschiedenen Kasten der dortigen Bewohner von einander getrennt hält. Ich strebte, den armen Paria sei-

nem schimpflichen Loose zu entreißen, und arbeitete ernstlich an durchgreifender Reform. Wie unbillig ist es auch, Menschen ob ihrer Geburt einer Verachtung preiszugeben, über welche sie keine Tugend erheben kann! Aber die andern Braminen betrachteten den von meinen Ideen Beseelten mit unaussprechlichem Entsetzen. Sie nannten mich das ruchloseste aller Laster, und sahen keinen Unterschied mehr zwischen der Gerechtigkeit und dem Atheismus. Ich demüthigte ihre Gesellschaft — das war Verbrechen nach ihren Ansichten. Aber zum größten Unheil betrachteten die Paria's selbst mich mit gewissem Verdachte; sie hielten es für unnatürlich, daß ein Bramine sich eines Paria's annehme. Und der Eine schalt mich „Narrheit," der Andere „Ehrgeiz," und ein Dritter „Neuerungssucht." Mein armer Bramine fristete ein elendes, bekümmertes Leben, bis er eines Tages, auf die mir entnommene Aeußerung, es sey gleich werth die Person eines Paria und des Schah, von den Priestern weggeführt und in's Geheim auf dem Altare geopfert wurde, zur abschreckenden Strafe für seine Gotteslästerung. In großer Trübsal floh ich hierher, überzeugt, daß in manchen Ländern selbst die Gerechtigkeit nur ein Thränenbad bereiten könne den bedrücktesten Völkern."

„Was mich betrifft," rief ungefragt die Wohlthätigkeit, „so kränkt es mich, gestehen zu müssen, daß ich albern genug war, bei einer alten Jungfer in Dublin zu verweilen, die, keine Ueberlegung kennend, immer nur den Eingebungen des Augenblicks folgte. Meine Anreizung hatte für sie etwas Unwiderstehliches, und die Gaben, die sie auf Spaziergängen durch die Vorstädte ihres Wohnorts vertheilte, waren so verschwenderisch reich, daß alle Bettler der Stadt in Müßiggang und Völlerei schwelgten. Ich mußte zu

meiner großen Bestürzung mich selbst als die Hauptursache schrecklicher Laster erkennen, und sehe ein, daß Almosen geben ohne Ueberlegung nichts ist, als Armuth verbreiten ohne Möglichkeit der Hilfe. Ich verließ nach einem Jahre die Stadt, und, wie das Mißgeschick es haben wollte, gerade zu einer Zeit, als ich am nöthigsten war."

Die Gastfreundschaft war ebenfalls nach Irland gegangen, und hatte einen reichen Esquire angetrieben, in Prunkmählern und lustigen Gesellschaften Alles an sich zu ziehen, und in einem Jahre seine Besitzthümer zu verprassen, die am Ende ihrem früheren Herrn und seiner verehrten Göttin kein Obdach mehr boten.

Die Mäßigkeit hatte den englischen Minister *** vermocht, eine strenge Bill gegen die Bierhäuser einzubringen; die also beschränkten Arbeiter nahmen zum Branntwein ihre Zuflucht, und mit Beschämung mußte die hohe Tugend des Mäßigseyns gestehen, daß sie Schwelgereien veranlaßt hatte, indem sie mit Ungestüm ihre Vorschriften der Masse aufgedrungen.

Der Muth senkte auch seine Augen mehr als je zu Boden, indem er begann:

„Mich nahm der Reisewagen eines deutschen Generals auf, der mit seiner Gattin in die Heimath zurückkehrte. Die sorgliche Frau umhüllte mich mit einer Polonaise, damit ich vor nächtlicher Kälte geschützt wäre; ich suchte aber lieblichere Zuflucht in ihrem Busen, und erfüllte nun ihr Inneres mit einem Kraftgefühl, das sie gleich reizbar als stark machte. Der arme General war

nun schlimm daran, und ich mußte mich wundern, wie sehr er den Ausbruch seines Unmuthes zurückzuhalten vermochte. Es gab aber eine heftige Scene, als der Herr Gemahl endlich den Wagen ganz zu verlassen drohte: die durch mich gekräftigte Generalin erfaßte ihn bei seiner glänzenden Uniform — und blieb Siegerin. Zu Hause ging es nur noch ärger: keiner der Adjudanten durfte auf das Entfernteste ihre Eitelkeit reizen, ohne öffentliche Zurechtweisung befürchten zu müssen, auf welche die Kühne jedesmal drang; wollte der Herr Gemahl sich ihrem Willen bei dieser Zumuthung widersetzen, so fühlte sie sich mächtig genug zu eigenhändiger Züchtigung. Es war umsonst, sich auf Thatsachen zu berufen; denn wenn sie sagte, es sey heiß, so durfte der General nicht von ferne merken lassen, daß er denke, es sey kalt; und so weit trieb er seine Furcht vor dieser verehrungswürdigen Dame, daß er nie einen Armeebefehl ergehen ließ, den Schnurrbart verkürzte oder den Frack verlängerte, ohne zuvor ihre Meinung eingeholt zu haben. Der arme General war der Kräftezugabe, welche sie durch mich gewonnen hatte, nicht gewachsen, er starb an gebrochenem Herzen, 6 Monate nach meiner Verbindung mit seiner Frau. Darnach wurde sie so verhaßt und verabscheut, daß sich eine Verschwörung bildete, um sie zu vergiften; dieß setzte selbst mich in Schrecken; ich verließ sie ohne Verzug — et me voici."

„Hm!" fiel die Sanftmuth mit triumphirender Miene ein, „ich bin wenigstens glücklicher gewesen als ihr. Aus den Zeitungen erfuhr ich von der Grausamkeit der Türken gegen die Söhne Hellas, da bedachte ich, daß meine Gegenwart die armen Leidenden vermögen würde, ihr Unglück geduldiger zu ertragen. Ich erschien also in Grie-

chenland, gerade in dem Augenblick, als ein gut erdachter und wohl ausführbarer Plan, von dem türkischen Joche sich zu befreien, die Jugend des Landes beseelte. Ohne mich auf ein Individuum zu beschränken, flog ich von Brust zu Brust; ich besänftigte die ganze Nation; meine Vorstellungen gegen den Aufstand hatten Erfolg, und mir ward die Genugthuung, bei meinem Scheiden ein ganzes Volk bereitwillig zu wissen, mit der christlichsten Ergebung von der Welt sich köpfen oder hängen zu lassen."

Die Tugenden, welche an der offenen Selbstzufriedenheit der Sanftmuth sich sehr ergötzten, wollten, zu ihrem großen Erstaunen, ihr nicht beistimmen, daß sie viel glücklicher als ihre Schwestern gewesen sey, und forderten jetzt die Bescheidenheit auf, ihre Schicksale zu erzählen.

„Ihr wißt," versetzte die liebenswürdige Jungfrau, „daß ich nach London ging, um dort ein Unterkommen zu finden. Aber ob ich gleich drei Monate des Jahres damit zubrachte, von Haus zu Haus zu gehen, gönnte mir doch Niemand freundliche Aufnahme. Die Damen belächelten mich als eine altmodische Personnage, und wiesen mich höflichen Tones an ihre Kammermädchen. Von diesen aber ward ich von allen Seiten begafft mit offenem Munde und endlich hinabgetrieben zu den Köchinnen und Scheuermägden, welche mich versicherten, „daß in den angesehensten Familien, in welchen sie zu leben die Ehre gehabt hätten, sie niemals meinen Namen gehört." Eine junge Hausmagd, die gerade vom Lande kam, nahm mich in der That mit vieler Freundlichkeit auf, aber sehr bald wurde ich aus dem Bedientenzimmer wieder verscheucht. Ich nahm nun meine Zuflucht zu dem andern Geschlechte,

als dem am wenigsten unhöflichen. Ich war glücklich genug, einen jungen Herrn von ansehnlichem Talente zu finden, der mich mit offenen Armen bewillkommte. Ich hatte nur einen Nebenbuhler — den Ehrgeiz. Wir stritten uns beide um die Alleinherrschaft über ihn. Was ihm nun der Ehrgeiz eingab, verdammte ich. Trieb ihn der Ehrgeiz, ein Buch zu beginnen, so überredete ich ihn, es sey der Veröffentlichung nicht werth. Erhob er sich, im Gefühl seiner Intelligenz und angetrieben von meinem Nebenbuhler, eine Rede zu halten, so erschütterte ich sein Selbstvertrauen — ich machte seine Stimme zittern und seine Aussprache stammeln. Zuletzt verließ ihn der störrige Ehrgeiz mit einem unwilligen Seufzer; er selbst zog sich auf das Land zurück, trat in den geistlichen Stand, und verzichtete auf eine Laufbahn, in welcher er thörichterweise der Welt nützlich werden zu können gehofft hatte; aber da ich fand, daß ich zu seiner Glückseligkeit ihm nicht genüge, schied ich von ihm, gekränkt durch seine Schwermuth, noch vor Ende des Jahres; und er hat sich seither dem Trunke zugewendet."

Die Augen der Tugenden waren alle auf die Klugheit gerichtet. Sie war der Andern letzte Hoffnung. — „Ich bin gerade wieder da, wo ich ausging," sagte die verständige Schwester, „und habe weder Gutes noch Uebles gewirkt. Der Versuchung zu entfliehen, lebte ich bei einem Eremiten; ich sah aber gar bald, daß ich ihm nicht nützen könne, außer etwa, um ihn zu warnen, daß er seine Erbsen und Linsen nicht überkoche, oder seine Hausthüre nicht offen stehen lasse, wenn ein Sturm drohe, und daß er seinen Wasserkrug an der benachbarten Quelle nicht überfülle. So bin ich also die einzige von euch, die Niemand ein Leid

zufügte, aber nur weil ich die einzige von euch bin, die nie Gelegenheit dazu hatte! Mit einem Worte," fuhr die Klugheit bedächtig fort, „mit einem Worte, meine Freundinnen, die Gunst der Umstände ist selbst für die Tugenden nothwendig. Wäre zum Beispiel die Sparsamkeit anstatt der Freigebigkeit zu der Gattin des armen Lieutenants gegangen: hätte ich bei dem Irischen Esquire gewohnt statt der Gastfreundschaft, welche Leiden wären beiden erspart worden. Ach! ich sehe es ein; wir verlieren am unrechten Orte all' unsere Wirksamkeit, und dann, obgleich in Wahrheit Tugenden, schaden wir, Lastern gleich. Aeußere Verhältnisse müssen also unserem Thun förderlich und übereinstimmend seyn mit unserer Natur; aber wir opfern selbst unsere Göttlichkeit, wenn nicht die Weisheit unsere Schritte zu der Wohnung leitet, welche uns bestimmt ist, und wenn sie die Neigungen nicht in Schranken hält, welche wir lenken sollen."

Die Geschichte war zu Ende, und die Reisenden begannen über ihre Moral zu disputiren. Hier wollen wir sie verlassen.

Siebentes Kapitel.

K ö l n.

Rom — prächtiges Rom! wohin sich der Pilger wende, die Spuren deiner Herrschaft begrüßen überall sein Auge! Das Herz des kühnen deutschen Stammes trägt noch die Narbe der Adlerklauen, und mitten in den heimischen Gauen des Rheines halten wir an und bewundern die großen Monumente des italischen Jochs.

In Köln rasteten unsere Reisenden einige Tage. Sie waren in der Stadt, welcher das Lager des Marcus Agrippa ihre Entstehung gab. Dieser Boden hatte unter den eisernen Tritten der Legionen Trajans erzittert; in dieser Stadt wurden einst Vitellius und Sylvanus zu Kaisern ausgerufen, und bei dieser Kirche empfing der letztere den Tod.

Als sie um das heilige Gebäude schritten, sahen sie einige Landleute, die auf dem geweihten Boden sich müßig umhertrieben, und welche, wie sie die zarten Wangen Gertrudens bemerkten, eine mehr als gewöhnlich tiefe Ehrerbietung in ihren Gruß legten. Wo sie jetzt standen, stellte sich ihnen der Bau als halbkreisförmig dar, und dessen Grundmassen sollen der Sage nach noch aus dem alten römischen Gemäuer bestehen. Gerade vor ihnen erhoben sich die Thürme einer schlichten, schmucklosen Kirche — ein sprechendes Bild des eigenthümlichen Gegensatzes zwischen der Prachtliebe des alten und der Einfachheit des neuen Glaubens.

Die Kirche von St. Maria steht in der Gegend des ehemaligen römischen Capitols; der Platz hat den römischen Namen behalten; und selbst der Anblick der Einwohner verräth noch etwas von der angeerbten Eigenthümlichkeit.

Gertrude, die für die Eindrücke des Ehrwürdigen sehr empfänglich war, besuchte besonders gern die alten gothischen Kirchen, welche mit einer so beredten Moral die Lebenden und die Todten vereinigen.

„Verweile einen Augenblick," sagte Trevylyan, ehe sie in die Kirche von St. Maria eintraten. „Welche Erinnerungen drängen sich uns hier auf! Auf dem Grunde des römischen Capitols erhebt sich eine christliche Kirche und ein Kloster. Und wer erbaute sie? Die Mutter Carl Martel's, — des Besiegers der Sarazenen — des Erzhelden der Christenheit! Und hierher, in diese ruhige Zu-

rückgezogenheit, in eine Zelle des Klosters, das früher zu dieser Kirche gehörte, flüchtete sich einst mit gebeugtem Herzen eine königliche Dulderin — die Gemahlin Heinrichs des IV. — das Opfer Richelieu's — die unglückliche Maria von Medicis. Ach! die Zelle und das Kloster sind nur ein leeres Sinnbild jener Sehnsucht, zu Gott zu flüchten, welche unter Leiden erwacht; die Einsamkeit beruhigt, aber die Einförmigkeit erweckt Kummer und Reue. Darum konnte ich nie, auf meinen häufigen Reisen durch katholische Länder, ohne Schwermuth die stillen Mauern betrachten, aus denen mönchischer Wahn die Welt auszuschließen hoffte. Wie viele Herzen im Kampf mit sich selbst! — welche endlose Reue! — welches Seufzen nach der Vergangenheit! — wie viele lange und schöne Jahre einem moralischen Grabe geweiht, durch eine augenblickliche Uebereilung — eine Aufwallung — eine Täuschung! Aber in diesen Kirchen ist die Lehre mehr eindrucksvoll und weniger traurig. Das müde Herz hat aufgehört zu schlagen — die brennenden Pulse sind stiller — der unstäte Geist hat sich nach der großen Ruhestätte geflüchtet, die keine Täuschung ist. Gewalt und Liebe — Hoffnung und Furcht — Habsucht — Ehrgeiz — Alles verlöscht am Ende! Der Tod ist die einzige Clausur — die Gruft ist die einzige Zelle; und das Grab, das neben dem Kloster liegt, der bitterste Spott auf seine Nichtigkeit."

„All' deine Neigung gehört der Thätigkeit an," erwiederte Gertrude; „der Einsamkeit gestehst du keinen Reiz zu, und ein beschauliches Leben erscheint dir eine Folter. Wenn je eine große Sorge über dich kommt: du ziehst dich nie zurück in die Abgeschiedenheit, dort Balsam zu suchen für deine Wunden; du wirst dich hineinwerfen in

die Welt, und deine Persönlichkeit verlieren in dem allgemeinen Getümmel des Lebens.“

„O, sprich nicht von Sorgen!“ sagte ungestüm Trevyran, — „laß uns in die Kirche treten!“

Die Reisenden besuchten später auch den berühmten Dom, eine der edelsten Zierden deutscher Architektur; aber noch merkwürdiger als dem Alterthumsforscher ist für den romantischen Pilger dieser Tempel mit seinen Denkmalen; zumal reichlich besucht wird hinter dem Hochaltare die Grabstätte der drei Könige von Köln, jener drei, von welchen die Sage meldet, daß sie zuerst dem Weltheilande das Knie beugten in Anbetung und Gläubigkeit! Die Legende kennt tausend Nachrichten von den Reliquien dieses Grabes. Die drei Könige von Köln sind die Schutzpatrone jenes goldenen Aberglaubens, der einst mehr Anhänger hatte, als die Religion selbst, welcher er entstammt; für Gertruden aber war die einfache Geschichte Lucillens hinreichend, um sie für den Augenblick an die Heiligkeit dieser Stätte glauben zu machen. Hinter dem Grabmale hervor warfen drei gothische Fenster ihr „dämmerndes, andachterregendes Licht“ auf den gewürfelten Boden und an den jonischen Pfeilern herab. Einige Andächtige, glauben-beseelt von der Aechtheit dieser Reliquien, knieten vor dem Grabmale; unsere Liebenden aber hielten ihre Schritte an, furchtsam, die Betenden zu stören, deren Glaube nie ohne Heiligkeit ist, wenn er sich begnügt zu verehren sonder Verfolgung Andersdenkender. So heiligen noch heute, nach dem frommen Glauben der Andächtigen, jene Gebeine der Magier das Grabmal, und ihre Anbetung des Jesuskindes hat der Künstler abgebildet am höhern Theile des Monuments.

Der Abend kam mit seiner stillbeseligenden Schönheit, und als die Sonne zurückeilte in ihr jungfräuliches Gemach, bestiegen Gertrude und Trevylyan zu einer Lustfahrt auf dem Rheine ihr Boot. Gertrude war in jener glücklichen Stimmung, die bei wonnig-klarem Frieden der Natur, einem Seelenbade gleich, uns erquickt; und der Gedanke an die Gegenwart dessen, dem sie so innig angehörte, wiegte sie in anmuthig träumerische Ruhe, während das Boot über den hellen Spiegel hinglitt, und die Thürme von Köln in die blaue Abendluft emporstiegen. Wie wenige Stunden waren es noch, die sie vom Grabe trennten! Aber, wenn wir auf das Leben eines geliebten Wesens zurückblicken, wie theuer ist uns der Gedanke, daß die letzten Tage helle erglänzten, daß keine Wolke die Schönheit der untergehenden Sonne verhüllte, und daß, ob auch der Lebensjahre nur wenige waren, alle Liebe, alle Weihe, die in diesen Raum gedrängt werden konnten, dieses Daseyn verschönerten. Kein Wahn, keine Bitterkeit trübt dann unser Andenken an die Verlorenen; wir sind die Trauernden, aber es gelten unsere Klagen den Verklärten nicht — unser Kummer ist über unser eigenes Selbst ergossen, und wenn wir uns zu dem Gegenstande desselben wenden, so lächeln ringsum Bilder des Glückes, und eben die Liebe, welche die Mutter unseres Wahns ist, war der Trost — der Triumph — der Hingeschiedenen!

Der majestätische Rhein war glatt, wie ein See, nur das Plätschern der Ruder unterbrach die Stille, und nach einer langen Pause in ihrer Unterhaltung legte Gertrude endlich ihre Hand auf Trevylyans Arm, und erinnerte den Geliebten an die versprochene Erzählung;

denn seine Gemüthsstimmung war in sich gekehrt, und dann pflegte sie immer durch jegliches Mittel ihn seinen Sorgen zu entziehen; seine Stimme war für sie Bedürfniß geworden; ein Genuß, nach welchem sie dürstete, wenn sie seiner zu lange entbehrt hatte.

„Laß es," sagte sie, „eine Geschichte seyn, die zu der Stunde paßt; nicht eine wilde Sage, nicht eine wunderreiche Fabel, sondern eine, welche die zarte Färbung des frommen Aberglaubens trägt. Laß sie von der Liebe handeln, von der Liebe des Weibes — von der Liebe, die dem Grabe Trotz bietet; denn gewiß, sie lebt auch nach dem Tode, und der Himmel wäre kaum ein Himmel, wenn die Erinnerung aus seinen Segnungen verbannt wäre."

„Ich erinnere mich," sagte Trevylyan nach einem kurzen Schweigen, „einer kleinen deutschen Legende, deren Einfachheit mich innig rührte, als ich einst sie hörte; aber," fügte er mit einem leichten Lächeln hinzu, „um so viel treuer erscheint in dieser Legende die Liebe des Weibes als die des Mannes, daß ich es kaum wage, sie zu wiederholen."

„Nein," sagte Gertrude zärtlich, „der Fehler der Unbeständigkeit erhöht nur unsere Dankbarkeit für die Treuen."

Achtes Kapitel.

Die Seele im Fegfeuer, oder Liebe stärker, als der Tod.

Die Engel spielten ihre Harfen in dem Himmel, und ihre Musik stieg empor zu den Zelten des Allerhöchsten, gleich einem Strome von Wohlgerüchen. Aber die Harfe des Seralim klang lieblicher, als alle andern, und die Stimme des Unsichtbaren (denn die Engel selbst kennen nicht die Herrlichkeit Jehova's — nur fern in den Tiefen des Himmels sehen sie ein nie schlafendes Auge, das über der Schöpfung wacht) ertönte also:

„Fordere eine Gabe für die Liebe, die aus deinem Gesange strahlt, und sie soll dir gewährt seyn."

Und Seralim antwortete: „In dem Orte, welchen die Menschen Fegfeuer nennen, und welcher ist die Zuflucht

vor der Hölle, oder der peinvolle Durchgang zum Himmel, dort sind viele Seelen, die dich anbeten, und jetzt gerechte Strafe leiden für ihre Sünden. Gewähre mir die Gabe, sie bisweilen besuchen zu dürfen, und sie zu trösten in ihren Leiden durch die Hymnen der Harfe, welche dir geheiligt ist."

Und die Stimme antwortete: „Deine Bitte ist erhört, o edelster der Engel! und sie erscheint gut vor Ihm, der züchtigt, aber aus Liebe. Gehe, du hast deinen Willen."

Nun sang der Engel das Lob Gottes, und als der Gesang verhallt war, erhob Seralim sich von seinem azurnen Throne zur rechten Hand Gabriels, entfaltete seine Regenbogenschwingen und schwebte zu jener lichtern Kugel, welche, der Erde am nächsten, von dem Aechzen der Seelen wiederhallt, die hier durch Pein geläutert werden. Dort sehen die Unglücklichen von ferne jene glänzenden Räume, in welche sie dereinst sollen aufgenommen werden, und erkennen fast die Gestalten der seligen Wesen, welche, erfrischt von dem Quelle der Unsterblichkeit, in den Gefilden des Paradieses umherwandeln, und fühlen, daß ihre Seligkeit keine Gränze kennt; — und dieser Gedanke tröstet sie mitten unter den Qualen und macht den wahrhaften Unterschied zwischen dem Fegfeuer und der Hölle.

Es senkte der Engel seine helleuchtenden Fittige und trat ein in die krystallenen Thore; er ließ sich auf einen ausgebrannten Felsen nieder und rührte seine göttliche Leyer; und es verbreitete sich Ruhe unter den Unglücklichen; der Dämon hörte auf zu quälen, und das Opfer zu wehklagen. Was der Schlaf für die Trauernden auf

der Erde, war der Hymnus des Engels für die Seelen auf dem läuternden Sterne. Eine Stimme mitten in der allgemeinen Stille schien allein nicht befriedigt durch den Seralim; es war der Schmerzenslaut einer Unglücklichen, denn sie fuhr fort in herzzerschneidenden Tönen zu rufen: —

O, Adenheim! — Adenheim! traure nicht um die Verlorene!"

Der Engel griff in die Saiten, und diese hauchten ihre süßesten Weisen aus; aber noch — gefühllos und taub für die lieblichste Harfe in dem Chore der Engel — rief die einsame Stimme:

„O, Adenheim! — Adenheim! traure nicht um die Verlorene!"

Seralim's Brust athmete inniges Mitgefühl, und er nahte sich der Stelle von dannen der Ruf kam, und er sah dort den Geist eines jungen, holdseligen Mädchens angekettet an einen Felsen, und die Dämone müßig neben ihm liegend. Und Seralim sprach zu den Dämonen:

„Hat mein Lied euch in diese Ruhe gesungen?"

Und sie antworteten: „Ihre Sorge um einen Andern ist bitterer, als unsere Qualen; deßhalb sind wir müßig."

Darauf trat der Engel zu dem Geiste, und sagte mit einer Stimme, vor der alles Jammern verstummte, — denn welcher Schmerz überlebte eine solche Theilnahme? —

„Worüber, Tochter der Erde, worüber erhebst du diese lange, traurige Wehklage? und warum wird die Melodie der Harfe, welche die schuldigsten deiner Gefährten beruhigt, kein Balsam deinem blutenden Herzen?"

„O, strahlender Fremdling," antwortete der arme Geist, „du sprichst zu Einer, die auf Erden Gottes Geschöpf mehr liebte als Gott; darum ist sie mit Recht verurtheilt. Aber ich weiß, daß mein armer Adenheim unaufhörlich um mich trauert, und der Gedanke an seinen Kummer ist unerträglicher für mich, als Alles, was die Dämonen mir anthun können."

„Und wie weißt du, daß er nach dir jammert?" fragte der Engel.

„Weil ich weiß, wie peinlich ich nach ihm geseufzt hätte," war die einfache Antwort des Geistes.

Die göttliche Natur des Engels war gerührt; denn die Liebe ist die Natur der Kinder des Himmels. „Und wie," sagte er, „kann ich deiner Sorge dich entheben?"

Eine Entzückung kam über den Schatten, und er streckte seine nebligen, unkörperlichen Arme aus und rief:

„Laß' mich, o, laß' mich auf die Erde nur eine kleine Stunde zurückkehren, daß ich meinen Adenheim wieder sehe, daß ich, meine Leiden ihm verhehlend, ihn trösten möge in seinen eigenen."

„Ach!" sagte der Engel, und wandte seine Augen weg, denn die seligen Geister weinen nicht Angesichts An-

derer. „Wohl kann ich deine Bitte dir gewähren, aber unbekannt ist dir die Buße; denn die Seelen im Fegfeuer, können sie auch zurückeilen auf die Erde, gewärtigen schreckliche Strafe bei ihrer Heimkehr. Wisse: für eine Stunde, wieder verlebt auf der Erde, siehst du um tausend Jahre verlängert die Qualen deiner jetzigen Haft!“

„Und dieß wäre Alles?“ rief der Geist. „Dann ja! von Herzen; ich unterwerfe mich diesem Urtheil! Ach, sicherlich liebt ihr im Himmel nicht, sonst würdest du wissen, o himmlischer Gast, daß eine Stunde des Trostes, dem Einen verliehen, den wir lieben, tausend Jahrhunderte der Qual für uns selbst nicht aufwiegen. Ich will meinen Adenheim trösten und überzeugen, mag dann mit mir geschehen, was höherer Wille verhängt!“

Der Engel blickte in die Höhe, und er sah in weit entfernte Regionen, welche auf dieser Sphäre Niemand sonst unterscheiden konnte, die Strahlen, die von dem allwachenden Auge ausgingen, und hörte die Stimme des Ewigen, die ihm befahl, zu thun, wie sein Mitleid ihm zuflüsterte. Er blickte den Geist an, und dessen Schattenarme waren flehend gegen ihn ausgestreckt; er sprach das Wort, das die Riegel der Thore des Fegfeuers öffnet, und ach! der Geist war zurückgekehrt in die Menschenwelt. —

Es war Nacht in den Hallen des Lords von Adenheim, und er saß oben an seiner glänzenden Tafel; laut und lang war das Lachen, und lustig das Scherzen, das ringsum wiederhallte; aber das Lachen und das Scherzen des Lords von Adenheim war lauter und lustiger, als Alles.

Und an seiner rechten Seite saß eine schöne Dame; und immer wieder kehrte er sich von den Andern, um zarte Liebesworte ihr in's Ohr zu flüstern.

„Aber ach!" sagte die strahlende Dame von Falkenberg, „wie können Damen deinen Worten glauben, schwurst du nicht die nämlichen Eide, versprachst du nicht die gleiche Liebe deiner Ida, der schönen Tochter von Loden; und haben nicht erst drei kurze Monde ihr Grab beschienen?"

„Bei meiner Seligkeit," sagte der junge Lord von Adenheim, „du thust deiner Schönheit erstaunlich Unrecht. Ida? Nein, du spottest meiner. Ich die Tochter von Loden lieben! wie würde ich dann noch deiner würdig seyn? Einige wenige schöne Worte, einigemale ein vorübergehendes Lächeln — darin ist all' die Liebe enthalten, die Adenheim jener Ida weihte. Was kann ich dafür, wenn das arme Närrchen die gewöhnlichen Höflichkeiten falsch auslegte? Gewiß, Theuerste, dieß Herz schlägt rein und treu für dich."

„Wie!" sagte das Fräulein von Falkenberg, widerstandlos, während Adenheims Arme ihren schlanken Leib umfaßten, „du grämtest dich nicht über ihren Verlust?"

„Nun ja, in den ersten Tagen; aber in deinen strahlenden Augen las ich bald den süßesten Trost."

In diesem Augenblick war es dem Lord von Adenheim, als hörte er hinter sich einen tiefen Seufzer; er wandte sich um, aber er sah nichts, außer einem leichten Nebel, der allmählig abnahm und in der Entfernung ver-

schwand. Welche Nothwendigkeit war noch für Ida, sich selbst ihm zu entdecken?

* * *

„Und du verkündetest also deine Botschaft nicht dem Geliebten?“ fragte Seralim, als der Geist der unglücklichen Ida in das Fegfeuer zurückkehrte.

„Gebiete den Dämonen, ihre Qualen wieder zu beginnen,“ war die Antwort der armen Ida.

„Und war es dir lohnend, daß du tausend Jahre deiner Buße zurückführtest?“

„Ach!“ seufzte Ida, „nach dieser einzigen Stunde, die ich auf Erden aushielt, haben tausend neue Jahre im Fegfeuer wenig Schreckliches für mich!“ *)

„Was! ist die Geschichte zu Ende?“ fragte Gertrude.

„Ja.“

---

*) Diese Geschichte ist größtentheils fremdem Boden entlehnt. Sie schien dem Herausgeber würdig, in's Englische übertragen zu werden, obgleich er fürchtet, daß auf diese Weise viel von ihrer eigenthümlichen Schönheit im Originale verloren gegangen sey.

„Nein, gewiß wurden die tausend Jahre der Bußzeit der armen Ida nicht hinzugefügt; und Seralim nahm sie mit sich hinauf in den Himmel!“

„Die Legende sagt nicht mehr. Der Verfasser begnügte sich damit, uns die Beständigkeit der Liebe des Weibes anschaulich zu machen.“ —

„Und ihre Vergeltung;“ — fügte Vane hinzu.

„Nicht ich war es, die diesen letzten Schluß zog, Albert;“ flüsterte Gertrude.

Neuntes Kapitel.

Der Charakter der Rheingegend, entsprechend dem Charakter der deutschen Literatur. — Der Drachenfels.

Wenn man Köln hinter sich hat, so windet sich der Strom zwischen Ufern, die noch nicht die Erwartungen vom Rheine erfüllen; aber das Interesse wächst, so wie man über Godorf hinauf kömmt. Der eigenthümliche Charakter des Stromes enthüllt sich uns jedoch erst wirklich, wenn nach und nach die Sieben-Berge, und über sie alle hervorragend, das feste Schloß von Drachenfels uns in die Augen fallen. Rund um Nieder Cassel und Reidt liegen die Weinberge dicht und traubenbehängt, und von Stelle zu Stelle sehen wir längs den Ufern die grünbesäumten Inseln sich hinabziehen, und den fröhlichen Strom brechen. Dort erhebt sich ein Dorf, und aus der Entfernung, in welcher man vorübersegelt, betrachtet, drängen sich jene Trugbilder, welche uns das Landleben so

anziehend machen, einschmeichelnd, und unwiderlegt durch die Wirklichkeit, vor unsere Blicke. So stille erscheinen diese Dörfer, so außer dem Bereiche der Leidenschaften der Welt; als ob die Leidenschaften nicht den Winden glichen, nur fühlbar, wo sie wehen, und unsichtbar, außer in ihren Wirkungen! Flüsse und Bäche stürzen sich zahlreich zu beiden Seiten in den breiten Busen des Rheins. Spitze um Spitze erhebt sich und versinkt, so wie wir weiter segeln. Berg und Stadt — die einsamen Inseln — dieß feste Felsenschloß — gleich den Träumen des Ehrgeizes tauchen sie plötzlich empor, brüsten sich stolz, und verschwinden in die Dunkelheit.

„Du beginnst jetzt," sagte Trevylyan, „den Charakter der deutschen Literatur kennen zu lernen. Der Rhein ist ein Sinnbild ihrer Ueppigkeit, ihrer Fruchtbarkeit und ihrer Romantik. Der beste Commentar für die Eigenthümlichkeiten deutschen Geistes ist eine Ansicht deutscher Gegenden. Der mächtige, dunkle Harz, die alten Ritterburgen, die über Weinberge und tiefe Thäler auf den segenreichen Rhein herabblicken; die gigantischen Ueberbleibsel ehemaliger Herrschaft, die rings auf Ebenen, Bergen und Thälern zerstreut sind; der stolze Römer, der kühne Gothe, die Ritterschaft des Mittelalters und die dunkle Brüderschaft der idealen Welt, haben hier gleicherweise ihr Archiv und ihre Denkmäler. Und durch diese Gegenden wandert der junge deutsche Student. Statt der Pracht und der Ueppigkeit des englischen Reisenden, und seiner tausend Kunstgriffe, den Weg zu betrügen, hat er nichts als sein Buch in der Hand und sein Ränzchen auf dem Rücken. Diese Schauplätze sind es, aus denen er alle die verschiedenen Geschichten schöpft und zusammenträgt, welche

nach Jahren zur Erfindung reifen. Hieraus entsteht die blüthenreiche Mischung der deutschen Muse — das Classische, das Romantische, das Beschauliche, das Philosophische und der Aberglaube. Jedes ist das Resultat eines thätigen Nachdenkens über verschiedene Scenen, jedes das Product besonderer, aber verworrener Erinnerungen. Wie der Rhein, so fließt der deutsche Nationalgeist vorbei an Berg und Thal — den wildesten Einöden — den emporragenden Thürmen alter Städte — an verfallenen Burgen — stolzen Klöstern — niedrigen Hütten. Erhabenheit und Rohheit, Geschichte und Aberglaube, Wahrheit und Fabel, folgen aufeinander und vermengen sich zu einem Ganzen.

„Aber," fügte Trevylyan nach einigen Augenblicken hinzu, „das Idealische verschwindet nach und nach aus dem Geiste der Deutschen; eine Vorliebe für die mehr praktische und materielle Literatur ist unter ihnen erwacht. Die geistige Revolution bricht an, welche stürmischen Ereignissen vorausgeht, und die Erinnerungen, welche ihre Ahnherren zu Betrachtungen leiteten, werden die Jugend des kommenden Geschlechtes antreiben zu trotzen und zu handeln."

Mit solchen Gesprächen setzten die Liebenden ihre Reise fort; sie glich dem eigenen Schiff, wie es so sanft auf ruhig-klaren Wogen und unter der hohen Wölbung des abendhellen Himmels dahin glitt. Eben führte es sie an dem Siebenberg und Drachenfels vorbei. Die Sonne, wie sie langsam sich zum Untergange neigte, warf ihre goldhellen Strahlen über die glatten Wasser. Nur am Fuße der Berge lag ein Dörfchen, tief in Schatten gehüllt, aber oben prangten die Ruinen von Drachenfels in dem reichen

Glanze sonniger Abendglut. Doch des Flammenmeeres schimmernde Wellen überzogen das Dunkel nicht, das den riesigen Felsen selber beschattete; er stand einsam, stolz und kalt in seiner Höhe, einem großen Namen gleich, dem wohl die Sonne des Ruhmes leuchten mag, aber ohne die Melancholie zu verdrängen, die an ihn sich knüpft ob seiner Einsamkeit, zu welcher eben das Erhabenseyn über die weite Ebene der Menge seinen Eigner verdammte!

Zehntes Kapitel.

Die Rolandssage. — Abenteuer der Königin Nymphalin auf der Insel Nonnenwörth. — Ihr Gesang. — Der Verfall des Feeenglaubens in England.

Auf dem andern Ufer, Drachenfels gegenüber, stehen die Ruinen von Rolandseck; sie sind die zerbrochene Krone eines erhabenen, senkrechten Berges, und dem Andenken des tapfern Roland's geweiht; unten erheben sich dicht und grün aus der spiegelnden Fluth die Bäume einer Insel, auf welche sich die Verlobte Roland's zurückzog.

Nichts kann die wilde, beredte Erhabenheit der ganzen Scene übertreffen. Diese Stelle ist der Stolz und die Schönheit des Rheins.

Die Sage, welche Burg und Insel heiligt, gehört in eine der deutschen Romantik ganz gewöhnliche Classe. — Roland geht in den Krieg. Ein falsches Gerücht von sei-

nem Tode erreicht seine Verlobte. Sie zieht sich in das Kloster auf der Insel Nonnenwörth zurück, und nimmt dort den unlöslichen Schleier. Roland kehrt heim, strahlend in Hoffnung und Ruhm, und muß erfahren, wie nur die Treue seiner Verlobten eine ewige Schranke zwischen ihnen aufgerichtet hat. Er erbaut das Schloß, das seinen Namen trägt, und von welchem aus man das Kloster erblickt, und wohnt dort bis zu seinem Tode, glücklich, bis an sein Ende wenigstens die Mauern schauen zu können, welche den Schatz enthielten, den er verloren hatte.

In trauriger Ueppigkeit ziehen sich Weiden um die Insel, und stimmen zu der Erinnerung, welche, durch eine Wüste von tausend Jahren, der Liebe Ewigkeit grün und frisch erhält; und als wäre es, um selbst vor solchen Dichtungen sie zu wahren, die, dem Moose gleich, mit der Zeit auf der Wahrheit ansetzen — erst sie schmückend, dann hinter dem Schmucke sie verbergend — blieb die einfache Lieblichkeit der Sage unbefleckt.

Alles war stille auf der Insel Nonnenwörth; durch die Bäume schienen die Lichter aus dem Hause, das unsere Reisenden aufgenommen hatte. An einer ebenen Stelle, wo das Eiland sich in den Rhein verläuft, hielten die wandernden Feeen.

„O, Pipalee, wie schön!“ rief Nymphalin, die entzückt an dem Ufer stand; ein Sternenstrahl umleuchtete sie, und ihr gelbes Haar tanzte seine Ringel nach des Windes Pfeifen. „Zum erstenmale seit unserer Abreise vermisse ich die grünen Felder Englands nicht.“

„Bst!“ lispelte Pipalee, „ich höre Menschenschritte; „es muß der Tritt von Fremden seyn.“

„Wir wollen uns in dieses Unkrautdickicht zurückziehen,“ erwiederte Nymphalin etwas erschreckt, „der gute Lordschatzmeister schläft dort bereits.“ Sie hüpften in den Wald; für sie war es wenigstens einer; die Halme waren zwei Fuß hoch, und hier, daran war nicht zu zweifeln, fanden sie auch den Lordschatzmeister unter einer Binse ausgestreckt, mit seiner Pfeife neben sich; denn seit er in Deutschland war, hatte er das Rauchen angefangen; und wirklich, wilder Thimian, gehörig zubereitet, gibt einen trefflichen Tabak für einen Fee. Auch fanden sie Nip und Trip sehr nahe beieinander sitzend, und Nip spielte mit ihrem Haare, das ausnehmend schön war.

„Was macht ihr hier?“ rief Pipalee kurz; denn sie war schon so ziemlich eine alte Jungfer und liebte es nicht, wenn die Feeen so nahe beieinander saßen.

„Mylords Schlummer bewachen wir;“ antwortete ihr Nip.

Pipalee spöttelte ein vornehmes „Pah!“

„Gewiß, betheuerte Trip der hohen Zweifelnden: „wir dachten dabei an nichts Böses, ich kann es versichern.“

Die Königin sah plötzlich hervor durch die Halmen, und auf ihren Ruf entstieg dem grünen Busen der Erde

ein winziger Zug; langsam, Paar für Paar, Hand in Hand, schwebten sie aus der Spalte hervor, die hinter duftigen Kräutern sich verbarg. Ein Reihen war gebildet, und wie den noch folgenden Feeen blitzesschnell zwei schöne silberweiße Pilze aufschossen — gleichsam zum Dache, damit sie auf den unten stehenden Tafeln der süßen Last ihrer Leckerbissen sich entledigten — siehe da! da begann das Bankett. O! wie lustig sie waren, welche zarte Laute des Lachens, so zart wie ein Jungfrauenseufzer, welche Scherze, welche Gesänge! Glückliches Geschlecht! Könnten die Sterblichen euch so oft sehen, als ich es darf in den milden Sommernächten, sie würden nie um eine Unterhaltung verlegen seyn. Aber, als unsere englischen Feeen hinsahen, da bemerkten sie, daß diese fremden Elfen von einem andern Geschlechte seyen, als sie; sie waren größer und weniger schön, ihr Haar war dunkler, sie trugen Schnurrbärte, und hatten etwas Wildes in ihren Zügen. Die arme Nymphalin war ein wenig erschrocken; aber plötzlich ließ sich eine sanfte Musik hören, den Tönen gleich hinschwellend, welche wir plötzlich in einer stillen Nacht vernehmen, wenn ein leises Lüftchen sich durch Binsen stiehlt, oder ein seichter Bach rieselnd über den Kiesel hinrollt. Und siehe! aus der Oeffnung der Erde kam ein Fee hervor, herrlich gekleidet und von edlem Anstande. Die Königin fuhr zurück, Pipalee rieb sich die Augen, Trip sah über Pipalee's Schulter und Nip schlug die Hände zusammen und rief erstaunt aus: „Bei dem letzten neuen Sterne, das ist Prinz von Faizenheim!“

Die arme Nymphalin sah wieder hin, und ihr kleines Herz schlug unter ihrer Bienenschwingen-Schnürbrust, als ob es brechen wollte. Der Prinz hatte ein schwärme-

risches Aussehen, er saß abgesondert von dem Bankett, und starrte unverwandt in den Rhein.

„Ach!“ flüsterte Nymphalin bei sich selbst, „denkt er an mich?“

Jetzt nahm der Prinz eine kleine Flöte, die aus einem dünnen Halme gehöhlt war, und begann eine klagende Melodie zu spielen. Nymphalin hörte sie mit Entzücken; es war eine von denen, die er in ihrem Gebiete gelernt hatte.

Als die Arie zu Ende war, stand der Prinz auf, ging zu den Schmausenden hin und schickte sie mit verschiedenen Aufträgen ab; der eine sollte den Zwerg von Drachenfels besuchen, ein anderer sollte nach dem Grabe des Musäus sehen, und eine ganze Abtheilung die Heidelberger Studenten necken. Einige schifften sich auf Weidenblättern ein, und fuhren im Sternenlichte auf dem Rheine; eine andere Bande stellte eine Jagd auf graubeinigte Motten an. So blieb der Prinz zuletzt allein; und jetzt, da Nymphalin die Küste rein sah, hüllte sie sich in einen Mantel aus einem welken Blatte, so daß man nur ihre Augen unter der Haube hervorglühen sah, und schlüpfte aus dem Riethe hervor; als der Prinz sich umdrehte, sah er eine dunkle Feeengestalt an seiner Seite. Er trat, ein wenig erschrocken, einen Schritt zurück, und legte die Hand an sein Schwert, als Nymphalin, ihn rund umkreisend, folgende Worte sang:

Bei des Glühwurms Lampe im thauigten Strauch,
Bei der Sommerfäden luftigem Netze,
Bei der treulosen Schlange wechselnder Haut,
O lehre mich vergessen!
Denn keiner, ach, keiner
Vermag so gut
Zu lehren den menschlichen Zauber,
Als du, Falscher!

* * *

Bei dem Feeentanze auf dem weichen Rasen,
Bei des Westwinds sanftem Wehen,
Bei den liebenden Sternen, deren sanfter Blick
Die Wellen besänftigt an ihrer Mutter Brust;
Lehre mich deine Lehre,
Daß, den verwelkten Blumen gleich,
Die Blätter begrabener Stunden
Nimmer erblühen!

* * *

Bei dem Zelte in des Veilchens Glockenkelch,
Bei dem May auf duftigem Busch,
Bei der fernen grünen Insel, da meine Schwestern weilen,
Und dein eig'nes vergessenes Gelübde;
Lehre mich zu leben
Und halten die Gedanken fern,
Die sich nach einer Liebe sehnen, so falsch als deine!
Lehre mich deine Lehre,
Und eine, die du nicht mehr liebst,
Wird segnen dich, und dir vergeben!

„Sicher," sagte Fayzenheim stotternd, „sicher, ich kenne diese Stimme."

Und Nymphalin's Mantel fiel von ihrer Schulter.

„Meine englische Fee!" sagte Fayzenheim und kniete vor ihr nieder.

Ich wünschte, ihr hättet den Fee knieen gesehen, denn ihr würdet geschworen haben, es wäre so ein ähnlicher menschlicher Liebhaber, daß ihr später nie wieder über die Liebe gespottet haben würdet. Die Liebe ist ein so feeenähnlicher Theil von uns, daß selbst die Feeen in ihrer Liebe sich nicht von uns unterscheiden können, — das heißt, wenn wir wahrhaft lieben.

Es war diese Nacht eine große Freude unter den Elfen auf der Insel. Sie führten Nymphalin zu ihrem Palaste in der Erde, und bewirtheten sie mit festlichem Aufwande, und Nip erzählte ihre Abenteuer mit so vielem Geiste, daß sie die fröhlichen Gäste bezauberte. Aber Fayzenheim sprach geheim und allein mit Nymphalin, und erzählte ihr, wie er der Herr dieser Insel, und als solcher in sein Gebiet zurückzukehren, durch die Gesetze seines Stammes verpflichtet gewesen sey, welche ihm nur eine gewisse Zeit lang jedes Jahr abwesend zu seyn erlaubten. „Aber, meine Königin, ich war immer Willens, dich nächstes Frühjahr wieder zu besuchen."

„Mußtest du uns denn so plötzlich verlassen?" fragte Nymphalin erröthend.

„Aber verlasse du mich nie!“ sagte der liebeglühende Fee; „sey die Meine, und laß' uns unsere Hochzeit an diesen Ufern feiern. Wirst du nach deinem grünen Eilande seufzen? nein! dort sind die Feeenaltäre verlassen, der Glaube ist von dem Lande gewichen, du bist eine der letzten eines ungeehrten und aussterbenden Geschlechtes. Deine sterblichen Poeten sind stumm, und die Fantasie, deine Priesterin, schläft stille in ihrem letzten Ruhebette. Ein neuer, kalter Glaube hat die Feeenlehre verdrängt. Wer schleicht noch durch die sternbeleuchteten Zweige in den Juninächten, und lauscht den Rundgesängen deines Stammes? Das Lärmen der Gewerbe, das Geräusch des Handels haben für das sterbliche Ohr die Musik von deiner Unterthanen Harfen verstummen lassen, und die geräuschvollen Wohnungen eines rauheren Geschlechtes, als seine träumenden Väter waren, bedecken die Thäler und Gründe, wo deine Genossen weilen; — noch einige Jahre, und wo werden die einsamen grünen Gefilde Englands sey?“

Die Königin seufzte, und der Prinz, der es bemerkte, daß er Gehör fand, fuhr fort:

„Wer, an den Küsten deines Geburtslandes, unter den Menschenkindern, sucht jetzt der Feeen Schutz? Welche Wiege wolltest du bewachen? Auf welche Jungfrau wolltest du deine rosigen Gaben herabregnen? Welchem Barden wolltest du seine Träume einflüstern? Die Poesie ist von der Insel geflohen, warum solltest du länger zögern? Die Zeit hat schaale Gewohnheiten aufgebracht, und man verlacht dein liebliches Daseyn; und die Nacht, die Zeit der Feeen, ist so unruhig und geräuschvoll, als der Tag. Welcher

Heerd ist nach der Abendglocke öde? welches Haus in Stille versenkt zu der Stunde, in der deine Feste beginnen? Du hast deine Herrschaft unter den Menschen verloren, und dein Geschlecht verschwindet von dem übervölkerten Boden. Denn, trotz unserer göttlichen Natur, ist unsere Existenz dennoch an die der Menschen gekettet. Ihre Vernachlässigung macht uns kränkeln, ihre Vergeßlichkeit ist unser Tod. Verlasse denn diese dumpfen und doch so unruhigen Scenen, welche die Feeenkreise deiner Geburtsinsel ringsum immer weiter einengen. Diese Berge, dieses Grün, diese gleitenden Wellen, diese verfallenen Ruinen, diese besternten Bäche seyen dein, o schöne Fee! dein neues Gebiet. Noch verehrt man uns in diesen Landen; noch können wir den jungen Barden begeistern, und seine Sehnsucht nach dem Schönen, Unsichtbaren theilen. Hierher kommen die Pilgrime der Welt, nur begierig, die Sagen von uns aus diesen Gegenden für sich zu sammeln. Jahrhunderte können vergehen, ehe der entheiligte Rhein unserer gewohnten Gegenwart wird entsagen müssen. Komm denn, meine Königin, nimm diesen Palast zu deinem Eigenthume, und der Mond, der über dem verfallenen Thurm von Drachenfels glänzt, sey Zeuge unserer Hochzeit und unserer Schwüre!“

Mit solchen Reden bewarb sich der Feeenprinz um die junge Königin; und während sie über die Wahrheit seiner Worte seufzte, gab sie deren Zauber sich hin. —

O, so möge stets ein Ort auf der Erde seyn, wo der Feeen Tritte den mährchenreichen Boden heiligen — möge stets ein Land seyn, wo noch der Glaube an eine

höhere, unsichtbare Welt lebt und begeistert. — Und du, majestätischer Rhein, gleite noch lange zwischen Thälern und Schatten, aus denen die Weihe des Glaubens die Geschöpfe einer jungen Welt hervorrufen kann! —

Eilftes Kapitel,

worin der Leser mit den englischen Feeen das Innere der Erde und die Wesen darin kennen lernt.

Während der Mittagshitze des nächsten Tages führte Favzenheim seine englischen Gäste in die kühlen Höhlen, welche sich unter den Bergen des Rheins hinziehen. Tausend Wunder erwarteten daselbst die Augen der Feeenkönigin. Ich spreche nicht von den gothischen Gewölben und Schiffen, welche die hohle Erde hier freiwillig bildet; noch von dem Strome, der mit mächtiger Stimme durch die finstere Kluft rauscht, noch von den silbernen Säulen, welche in die Höhe streben, von den Gnomen aus den Erzen der Bergwerke des Taunus bearbeitet; nur die fremden Einwohner will ich beschreiben, die ihnen von Zeit zu Zeit aufstießen. In einer einsamen, mit trockenem Moose ausgefütterten, Zelle fanden sie zwei ungestalte Elfen, von etwas größerer Gestalt als gewöhnlich, und mit

gemeinen Alltagsgesichtern, welche lärmend mit einander plauderten und ein Paar Schuhe machten; es waren dieß die Hausmannen oder Familienelfen, welche Nachts in den Häusern der Handwerker herumtanzen, und allerlei unwürdige Streiche spielen — Puks ohne seine Grazie. Sie waren sehr höflich gegen die Königin, denn sie sind im Ganzen sehr gutmüthige Geschöpfe und hatten einst viele Verbindungen in Schottland; dem Laufe eines rauschenden Baches nachgehend, kamen sie hierauf zu einer Höhle, aus welcher ein Fuchs seinen spitzigen Kopf hervorstreckte. Die Königin erschrack, der Fuchs aber rief ihr ermuthigend zu:

„O, komm nur her; ich bin einer von dem Feeengeschlechte, und in der deutschen Mährchenwelt spielen wir allen Thierarten gar manchen lustigen Streich."

„In der That, Mstr. Fuchs," sagte der Prinz, „ihr sprecht die reine Wahrheit; und wie befindet sich Mstr. Bruin?"

„Ganz gut, mein Prinz; aber er ist seiner Einsamkeit sehr überdrüssig; denn, in der That, unser Geschlecht kann jetzt wenig oder gar nichts mehr in der Welt thun, und so liegen wir hier in unseren alten Tagen, erzählen uns Geschichten von der Vergangenheit und rufen uns die Thaten zurück, die wir in unserer Jugend verrichteten, und die ihr, Madame, in allen Feeengeschichten aus des Prinzen Bibliothek antreffen könnt."

„Eure eigenen Liebesabenteuer zum Beispiel, Mstr. Fuchs;" sagte der Prinz.

Der Fuchs knurrte ärgerlich und zog seinen Kopf zurück.

„Euer Freund ist ungehalten über euch," sagte Nymphalin.

„Ja — er liebt keine Anspielungen auf die verliebten Thorheiten seiner Jugend. Hörtet ihr je von seiner Rivalität mit dem Hunde um die Gunst der Katze?"

„Nein, das muß sehr ergötzlich seyn."

„Gut, meine Königin, sogleich nachher, wenn wir ausruhen, will ich euch die Geschichte von der Freiwerberei des Fuchses erzählen."

Der nächste Ort, an den sie kamen, war eine große Runenhöhle, bedeckt mit dunklen Inschriften in einer vergessenen Sprache; und darin saß auf einem ungeheuern Steine ein Zwerg mit langen gelben Haaren, sein Haupt auf die Brust herabgesenkt, und in Nachdenken vertieft.

„Dieß ist ein Geist von einem weisen und mächtigen Geschlechte," flüsterte Fayzenheim, „das oft mit den Feeen gekämpft hat; aber er ist von dem gutartigen Stamme."

Der Zwerg erhob jetzt schwermüthig sein Haupt, und starrte die glänzenden Gestalten vor ihm an, die von den Harzfackeln im Gefolge des Prinzen erleuchtet waren.

„Und worüber sinnest du nach, o Abkömmling des Geschlechtes von Laurin?" sagte der Prinz.

„Ueber die Zeit," antwortete der Zwerg düster. „Ich sehe einen Strom, und seine Wogen sind schwarz, er strömt aus den Wolken, aber seine Quellen kennt Keiner. Er wälzt sich einher, tiefer und immer tiefer sich einwühlend durch ein grünes Thal, das er langsam verschlingt, Thurm und Stadt wegwaschend und alle Dinge vernichtend; und der Name des Stromes ist Zeit."

Das Haupt des Zwerges sank wieder auf seine Brust herab, und er sprach nicht mehr.

Die Feeen gingen weiter.

„Ueber uns," sagte Fayzenheim, „erhebt sich einer der höchsten Berge des Rheins; denn die Berge sind der Zwergen Heimath. Als der allerhöchste Geist die Erde machte, sah er, daß das Innere der Felsen und Hügel unbewohnt, und doch ein mächtiges Königreich und große Paläste in demselben verborgen seyen; eine furchtbare, finstere Einsamkeit, aber hier und dort erleuchtet durch die Sternenaugen von allerlei Juwelen; hier waren die Schätze der Menschenwelt — Gold und Silber — große Haufen von Edelsteinen und der Boden von Metall. Da erschuf Gott ein Geschlecht, das dieses unermeßliche Reich bewohnen sollte, und begabte es mit unerhörter Denkkraft und einer Fülle von tiefer Weisheit, so daß es nach den Freuden und dem Treiben der Außenwelt kein Verlangen fühlt, sondern, in diesen dunkeln Höhlen seinen Gedanken nachzuhängen, als einzige Wonne erkennt. Nur von Zeit zu Zeit erscheint Einer von ihnen auf der Erde und verkündet den Menschen Wohl oder Wehe, entsprechend seiner Natur — denn sie zerfallen in zwei Arten, in die gute

und in die böse.“ Während der Prinz sprach, sahen sie von einer Ecke oben an dem Felsen ein grinzendes Gesicht mit einem langen, verworrenen Bart auf sie herabschauen. Der Prinz nahm sich zusammen und warf dem bösen Zwerge, denn ein solcher war es, finstere, drohende Blicke zu; aber plötzlich verschwand das Gesicht mit einem wilden Lachen, und das Echo desselben schallte gespenstisch-furchtbar durch die langen Höhlen der Erde.

Die Königin hing an Favzenheim's Arm.

„Fürchte dich nicht, meine Königin,“ sagte er. „Dieses böse Geschlecht hat keine Macht über unsere luftige, lichte Natur; die Menschen allein bekriegt es; und der, welchen wir gesehen haben, war in alten Zeiten eine der fürchterlichsten Heimsuchungen für die Menschheit.“

Jetzt kamen sie, durch einen engen Durchgang sich windend, zu einer lieblichen Grotte in dem Bergreiche; sie war von kreisförmiger Gestalt, und hatte eine erstaunliche Höhe; in der Mitte derselben spielte ein natürlicher Springbrunnen von perlendem Wasser und ringsum standen Säulen von massivem Granit, einen unendlich mannigfaltigen Anblick gewährend, bis sie endlich in der Ferne sich in Schatten verloren. Juwelen waren rundum eingesprengt, und die Fackeln der Feeen brachen ihr Licht in prächtigen Reflexen an den Edelsteinen, der Quelle und dem blassen Silber, das häufig von den Felsen hervorblinkte.

„Hier wollen wir ausruhen,“ sagte der galante Fee. „Heda, Musik und Tafel!“

Die Tafel wurde neben der Quelle gedeckt, und die Höflinge streuten vor dem Prinzen und seinen Gästen Rosenblätter, die sie mit sich gebracht hatten, und durch das dunkle Reich der Zwerge tönten die zarten Klänge der Feeen-Lauten.

„Wir haben keine solche böse Wesen in England," sagte die Königin, so leise als sie sprechen konnte; „sie erwecken meine Furcht, aber eben so sehr mein Interesse. Erzähle mir, theurer Prinz, von welcher Natur der Verkehr der bösen Zwerge mit den Menschen war."

„Ihr wißt," antwortete der Prinz, „daß alle Arten lebendiger Wesen etwas Gemeinschaftliches haben; die große Kette der Sympathie reicht durch die ganze Schöpfung. Durch das, was ihnen mit den Thieren des Feldes oder den Vögeln der Luft gemein ist, herrschen die Menschen über niedrige Geschlechter; sie benutzen den gemeinschaftlichen Hang zur Furcht und zum Wetteifer, wenn sie das wilde Roß bezähmen; die gemeinschaftliche Leidenschaft der Habgier und der Gewinnsucht, wenn sie nach Fischen des Stromes angeln, oder die Wölfe durch das Blöken des Schafes in die Fallgrube locken. Umgekehrt in den ältern Zeiten der Welt, waren es die Leidenschaften, welche die Menschen mit dem dämonischen Geschlechte gemein haben, wodurch diese Feinde sie anlockten und bezwangen. Der Zwerg, den ihr sahet, ist von dem Geschlechte, welches durch seine Herrschsucht und seinen Geiz sich auszeichnete, und er benutzte denn bei seinem Verkehr mit den Menschen die gleichen Leidenschaften in ihrem Busen. Und so erfaßte er seine Beute. Aber, nicht jetzt, theuerste Nym-

phalin," fuhr der Prinz in zärtlichem Tone fort, „jetzt nicht wollen wir von solchen düstern Wesen sprechen. Heda! die Musik schweige; kommet alle hierher und höret eine wahre und einfache Geschichte von dem Hunde, der Katze, dem Greifen und dem Fuchse."

Zwölftes Kapitel.

Die Freierei des Meisters Fuchs *).

„Ihr wißt, meine theure Nymphalin, daß zu der Zeit, von der ich rede, keine besondere Feindschaft zwischen den verschiedenen Thierarten Statt hatte. Der Hund und

*) Der Verfasser hat bei den Scenen aus der Feeenwelt den Zweck, eine Phantasmagorie von den verschiedenen Wesen, welche dem deutschen Aberglauben angehören, vor dem Auge des Lesers vorübergehen zu lassen, so daß das Werk auf diese Art die äußere und innere Welt der Rheinländer beschreibe. Die Erzählung der Freierei des Fuchses wurde verfaßt, um den englischen Lesern einen Begriff von einer Gattung von Novellen zu

der Haase plauderten da ganz behaglich miteinander, und alle Welt weiß, wie der Wolf damals, mit dem Schöpsenfleische noch unbekannt, eine besondere Zuneigung zu dem Lamme hegte. In diesen glücklichen Tagen hatten zwei sehr ehrenwerthe Katzen, von ganz alter Familie, eine einzige Tochter; nie war ein Kätzchen liebenswürdiger oder verführerischer; als sie größer wurde, entfaltete sie so viele Reize, daß sie in kurzer Zeit als die erste Schönheit in der Umgegend berühmt wurde. Ich brauche euch, theuerste Nymphalin, ihre Vollkommenheiten nicht zu schildern; es ist genug, wenn ich euch sage, daß ihr Fell dem köstlichsten Schildpatte glich, daß ihre Pfoten weicher waren, als Sammet, daß ihr Bart wenigstens zwölf Zoll lang war, und daß ihre Augen eine Sanftheit ausstrahlten, die an einer Katze in Erstaunen setzte. Aber, wie die junge Schönheit Anbeter in Fülle hatte, so lange die wohlhabenden Alten lebten, so könnt ihr euch leicht vorstellen, daß die Anzahl derselben sich nicht verminderte, als sie, in einem Alter von zwei und einem halben Jahre eine Waise und einzige Erbin des ganzen Vermögens wurde. Kurz, sie war die reichste Partie im ganzen Lande. Ohne euch, theuerste Königin, mit den Abenteuern ihrer übrigen Liebhaber, mit ihren Bewerbungen und ihren Körben zu be-

---

geben, welche bei uns nicht eingeführt, unter den Sagen unserer deutschen Nachbarn jedoch häufig ist; die einzigen darin auftretenden Charaktere sind Thiere; — alle diese sind mit der feinsten und zartesten Nuancirung und mit einer eben so großen Mannigfaltigkeit ihrer Individualität geschildert, als wenn sie Geschöpfe der civilisirten Welt wären.

läſtigen, komme ich ſogleich auf die beiden hoffnungsvollſten und erfolgreichſten Nebenbuhler — den Hund und den Fuchs.

Der Hund war ein hübſcher, ehrlicher, gerader und gutherziger Burſche. „Ich, für meinen Theil," ſagte er, „wundere mich nicht darüber, daß meine Baaſe Bruin den Bären, und Gauntgrimm den Wolf, ausſchlug; es iſt wahr, ſie geben ſich ſelbſt ein großes Anſehen und nennen ſich vornehm, aber was iſt daran? Bruin iſt immer mürriſch und Gauntgrimm immer zornig; eine Katze von einigem Zartgefühl müßte ein erbärmliches Leben mit ihnen führen; was mich betrifft, ſo bin ich immer guter Laune, wenn man mich nicht mit Gewalt daraus bringt; und ich habe keinen Fehler an mir, außer daß ich ärgerlich werde, wenn man mich in meinem Mahle ſtört. Ich bin jung und von gutem Ausſehen, habe Freude an Spiel und Ergötzlichkeit, und bin, Alles zuſammengenommen, ein ſo annehmlicher Gatte, als irgend eine Katze einen an einem Sommertage auffinden kann. Wenn ſie mich heirathet, wohl und gut; ſie ſoll ihr Vermögen als Leibgeding behalten; — wenn nicht, ſo werde ich es ihr nicht nachtragen; und ich hoffe nicht allzuſehr verliebt zu ſeyn, um zu vergeſſen, daß es noch andere Katzen in der Welt gibt."

Damit legte der Hund den Schwanz auf den Rücken und machte ſich mit der beſten Hoffnung auf den Weg zu ſeiner Herrin.

Nun hatte der Fuchs dem Selbſtgeſpräche des Hundes zugehört, denn der Fuchs war immer auf der Lauer, in Höhlen und Winkeln; und als der Hund ihm aus dem Geſichte war, brach er in ein helles Lachen aus.

„Ho, ho! mein feiner Bursche," sagte er, „nicht so eilig, wenn es euch gefällig ist; ihr habt den Fuchs zum Nebenbuhler, müßt ihr wissen."

Der Fuchs, wie bekannt, ist ein Thier, das nichts ohne Manöver thun kann; und da er, wegen seiner Verschlagenheit, gewöhnlich in allen seinen Unternehmungen sehr glücklich war, so zweifelte er nicht einen Augenblick, daß er den Hund aus dem Sattel heben werde. Reinhard wußte sehr gut, daß man in der Liebe, wo möglich, immer der Erste auf dem Felde seyn müsse, und er beschloß deßhalb, dem Hunde den Vorrang abzulaufen, und vor ihm in die Residenz der Katze zu kommen. Aber dieß war nichts Leichtes; denn obgleich Reinhard eine Strecke weit schneller, als der Hund laufen konnte, so war er ihm doch für einen etwas bedeutenderen Marsch nicht gewachsen.

„Schadet nichts," sagte Reinhard, „die gutmüthigen Geschöpfe sind nie sehr klug, und ich denke, ich weiß schon, wie ich ihm den Weg verrennen will."

Damit trabte der Fuchs, so schnell er konnte, auf einem nähern Wege im Walde fort, bis er dem Hunde voraus war, legte sich dann neben eine Erdhöhle, und begann erbärmlich zu heulen.

Als der Hund das Geschrei hörte, machte es ihn sehr unruhig. „Ich muß doch sehen," sagte er, „ob der arme Fuchs nicht in eine Klemme gerathen ist. Diese schlauen Geschöpfe haben immer mit Mißgeschick zu kämpfen; dem Himmel sey Dank, mir kommt es nie in den Kopf, einen

listigen Streich auszuführen.“ Und das gutmüthige Thier rannte so schnell, als es konnte, fort, um zu sehen, was es mit dem Fuchse gebe.

„O Theurer!“ schrie Reinhard, „was soll ich thun, was soll ich thun? meine arme kleine Schwester ist in diese Höhle geschlüpft, und ich kann sie nicht herausholen; sie wird gewiß ersticken.“ Und der Fuchs brach in ein noch erbärmlicheres Geheul aus, denn zuvor.

„Aber mein lieber Reinhard,“ sagte der Hund treuherzig, „warum geht ihr nicht hinein nach eurer Schwester?“

„Ach, ihr mögt wohl fragen,“ sagte der Fuchs, „merket ihr denn nicht, daß, als ich versuchte hineinzuschlüpfen, ich mein Kreuz verrenkte und mich nicht mehr rühren kann? O Theurer! was soll ich anfangen, wenn meine arme kleine Schwester so elendiglich ersticken muß.“

„O, laßt euch das nicht anfechten,“ sagte der Hund, „ich will sie im Augenblicke herausholen;“ und sogleich zwängte er sich mit großer Schwierigkeit in die Höhle hinein.

Der Fuchs sah nicht so bald, daß der Hund hübsch darin war, als er einen großen Stein vor die Oeffnung der Höhle wälzte, und ihn so tüchtig befestigte, daß der Hund, der sich nicht umwenden und mit seinen Vorderpfoten gegen denselben arbeiten konnte, so ganz enge gefangen war.

„Ha ha!“ rief Reinhard zu ihm hinein und lachte; „unterhaltet euch mit meiner armen kleinen Schwester, während ich gehe und eure Complimente an Fräulein Katze ausrichte.“

Reinhard setzte in einem leichten Paßgange seine Reise fort, ohne sich darum zu kümmern, wie es dem armen Hunde ergehen werde. Als er in die Nähe von der Wohnung der schönen Katze kam, beschloß er, einer Freundin derselben seinen Besuch zu machen, einer alten Elster, die auf einem Baume saß, und mit den Neuigkeiten der ganzen Nachbarschaft gut bekannt war. „Denn,“ dachte Reinhard, „wenn ich nur einmal die schwache Seite meiner Zukünftigen kenne, so will ich sie schon zu benutzen wissen und die Braut heimführen.“

Die Elster empfing den Fuchs mit vieler Herzlichkeit, und fragte ihn, was ihn zu so weiter Entfernung von der Heimath bewogen habe.

„Auf mein Wort,“ sagte der Fuchs, „nichts weiter, als das Vergnügen, eure Ladyschaft zu sehen, und einige der angenehmen Anekdoten zu hören, welche ihr mit einer so bezaubernden Grazie zu erzählen wißt; doch nein, ich will euch in das Geheimniß einweihen — ich bin sicher, ihr macht weiter keinen Gebrauch davon. —“

„Auf das Wort einer Elster,“ unterbrach ihn der Vogel.

„Verzeiht mir, daß ich Anstand nehmen konnte,“ fuhr der Fuchs fort, „denn ich hätte bedenken sollen, wie die

Verschwiegenheit der Elster sprichwörtlich geworden ist; aber, was ich sagen wollte, ihr kennt Ihre Majestät die Löwin?"

„Gewiß," sagte die Elster, aufgeblasen.

„Gut; sie beliebte, ein Auge — ich will sagen, eine — eine — Caprice für ihren unterthänigsten Diener zu fassen, und der Löwe wurde so eifersüchtig, daß ich es für gerathen hielt, mich fortzumachen; ein eifersüchtiger Löwe ist kein Spaß, ich versichere euch. Aber stille davon, auf's Wort!"

Diese große Neuigkeit machte der Elster äußerst viel Vergnügen. Sie konnte nicht anders, als zur Erkenntlichkeit alle Neuigkeiten, die sie im Vorrathe hatte, auskramen. Sie erzählte dem Fuchse den ganzen Scandal mit Bruin und Gauntgrimm, und fiel dann über die arme junge Katze her. Seyd sicher, sie verhehlte keine ihrer Schwächen. Der Fuchs hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu, und lernte genug, um die Ueberzeugung zu fassen, daß, so sehr auch die Elster übertrieb, die Katze doch für Schmeicheleien sehr empfänglich sey, und eine hohe Meinung von sich haben müsse.

Als die Elster damit zu Ende war, sagte sie: „Aber es muß euch sehr unglücklich machen, von einem so prächtigen Hofe, wie der des Löwen ist, euch verbannt zu sehen."

„Ich tröste mich," antwortete der Fuchs, „für meine Verbannung mit dem Geschenke, das Seine Majestät mir

bei meiner Abreise machte, zur Belohnung für meine Aufmerksamkeit auf die Ehre und den Hausfrieden Sr. Majestät; er verlieh mir nämlich drei Haare von dem fünften Beine des Amorontologosphorus. Denket nur, Madame!"

„Des — was?" rief die Elster, und spitzte ihr linkes Ohr.

„Des Amorontologosphorus."

„Oho!" sagte die Elster, „und was bedeutet dieses erschrecklich lange Wort, mein theurer Reinhard?"

„Der Amorontologosphorus ist ein Thier, das auf der andern Seite des Flusses Cylinx lebt; es hat fünf Beine, und an seinem fünften sind drei Haare, und wer diese drei Haare besitzt, bleibt immer jung und schön."

„Der Tausend! wolltet ihr sie mich nicht sehen lassen?" sagte die Elster, und hielt ihre Klaue hin.

„Ich wünschte, euch dienen zu können, Madame; aber ich darf sie bei meinem Leben niemand Anderem zeigen, als der Dame, die ich heirathe. In der That, sie haben nur bei dem schönen Geschlechte eine Wirkung, wie ihr an mir selbst sehen könnet, auf dessen arme Person sie durchaus nicht verschönernd wirkten; sie sind deßhalb zu einem Hochzeitgeschenke bestimmt, und Seine Majestät der Löwe entschädigte mich auf diese Art großmüthig dafür, daß ich mich der Zärtlichkeit der Königin entzog. Man muß gestehen, daß viele Delicatesse aus diesem Geschenke spricht. Aber, ich bin versichert, ihr erwähnt der Sache nirgends."

„Eine Elster sollte klatschen, wo denkt ihr hin?" sagte die alte Gevatterin.

Der Fuchs wünschte dann der Elster gute Nacht, und zog sich in eine Höhle zurück, um sich darin zuvor von den Anstrengungen des Tages zu erholen, ehe er sich der schönen jungen Katze vorstellte.

Am nächsten Morgen wußte es, der Himmel weiß wie, der ganze Ort, daß Reinhard, der Fuchs, wegen der Gunst, die ihm Ihre Majestät schenkte, vom Hofe verbannt worden sey, und daß ihm der Löwe seine Abreise mit dem Geschenke von drei Haaren zu versüßen gesucht habe, welche jeder Dame, die der Fuchs heirathe, ewige Jugend und Schönheit verleihen würden.

Die Katze war die erste, welche diese Neuigkeit erfuhr, und sie trug großes Verlangen, einen so interessanten Fremden zu sehen, welcher „Eigenschaften" besaß, die, nach der Sprache des Tages, „jedes Thier glücklich machen würden!" Ihr Wunsch blieb nicht lange unerfüllt. Als sie einen Spaziergang durch den Wald machte, wußte es der Fuchs zu veranstalten, daß er ihr begegnete. Ihr dürft sicher denken, daß er ihr ein sehr verbindliches Compliment machte, und er schmeichelte dem armen Mädchen so gewandt und artig, daß die Liebe der Löwin nichts Auffallendes mehr für sie hatte.

Unterdessen wollen wir sehen, was aus seinem Nebenbuhler, dem Hunde, wurde.

„Ach, das arme Geschöpf!" sagte Nymphalin; „es ist leicht zu errathen, daß er nicht erst lebendig begraben

zu werden gebraucht hätte, um alle Aussicht auf eine Heirath mit der reichen Erbin zu verlieren."

„Warte nur bis an's Ende," sagte Fayzenheim. Als der Hund sich so eingekeilt fand, gab er sich selbst verloren. Umsonst stieß er mit seinen Hinterbeinen gegen den Stein; er gewann nichts damit, als zerstoßene Pfoten, und zuletzt sah er sich genöthigt, mit heraushängender Zunge, und völlig erschöpft, sich niederzulegen. „Doch," sagte er, nachdem er wieder zu Athem gekommen war, „ich will hier nicht verhungern, ohne daß ich zuvor Alles angewendet habe, um zu entfliehen; und wenn ich nicht auf dem einen Wege herauskommen kann, so will ich einmal sehen, ob nicht die Höhle an ihrem andern Ende einen Ausgang hat." Als er so sprach, kehrte sein Muth, der ihm die Schlauheit ersetzte, zurück, und er ging entschlossen und gestreckten Laufes vorwärts. Zuerst war der Paß außerordentlich enge, und sehr oft verwundete der Hund seine Seiten an den rauhen Steinen, welche aus der Erde vorstanden. Aber allmälig, wie der Weg sich erweiterte, drang er mit bedeutend größerer Gemächlichkeit vorwärts, bis er in einer weiten Höhle ankam, worin er einen ungeheuern Greif auf seinem Schweife sitzend, und seine Riesenpfeife rauchend, antraf.

Der Hund war keineswegs erfreut, so plötzlich mit einem Geschöpfe zusammenzutreffen, das nur seinen Schnabel zu öffnen brauchte, um ihn auf einen Bissen zu verschlukken; aber er sah der Gefahr kühn in's Auge, ging ehrerbietig auf den Greif zu und sagte: „Sir, ich würde euch sehr verbunden seyn, wenn ihr mich über den Weg aus dieser Höhle in die Oberwelt belehren wolltet."

Der Greif nahm die Pfeife aus seinem Schnabel, und sah den Hund sehr unbarmherzig an.

„Ha! Elender!“ sagte er, „wie kommst du hierher? ich vermuthe sehr, du hattest Lust, meinen Schatz zu stehlen; aber ich weiß, wie man solche Vagabunden, als ihr seyd, behandeln muß, und ich werde dich gewiß aufzehren.“

„Ihr könnt es thun, wenn ihr wollt,“ sagte der Hund, „aber es wäre ein sehr unrühmliches Betragen von einem Thiere, das um so viel stärker, als ich, ist. Ich meinerseits greife nie einen Hund an, der nicht so groß ist, als ich. Ich würde mich vor mir selbst schämen, wenn ich es thäte; und was euern Schatz betrifft, so ist die Ehrlichkeit meines Charakters zu wohl bekannt, um solch' einen Verdacht zu verdienen.“

„Auf mein Wort,“ sagte der Greif, der ein Lächeln über die Lebhaftigkeit des Hundes nicht unterdrücken konnte, „ihr habt eine absonderlich freie Art, euch auszudrücken; — und wie, sage ich, kamet ihr hierher?“

Der Hund, der nicht wußte, was eine Lüge sey, erzählte dem Greifen seine ganze Geschichte; wie er auf der Reise begriffen gewesen, um der Katze den Hof zu machen, und wie Reinhard, der Fuchs, ihn in die Höhle eingesperrt habe.

Als er geendet hatte, sagte der Greif zu ihm: „Ich sehe, mein Freund, daß ihr die Wahrheit zu sagen wißt; ich brauche gerade einen solchen Diener, wie euch; bleibt

also bei mir, und bewachet meinen Schatz, wenn ich schlafe."

„Nur zwei Worte auf euern Antrag!" rief der Hund. „Ihr habt durch die Verdächtigung meiner Ehrlichkeit mein Gefühl sehr empört, und ich wollte lieber alsbald in den Wald zurückkehren, und mich an dem Schurken, dem Fuchse, rächen, als einem Herrn dienen, der eine so schlechte Meinung von mir hat; selbst wenn er mir alle Schätze der Welt aufzubewahren, und nicht bloß zu bewachen gäbe. Ich bitte euch deßhalb, mich zu entlassen, und mir den rechten Weg zu meiner Base, der Katze, zu zeigen."

„Ich bin kein Freund von vielen Worten," antwortete der Herr der Höhle, „und ich überlasse euch die Wahl — seyd mein Diener oder mein Frühstück; mir ist es ganz gleich. Ich gebe euch Bedenkzeit, bis ich meine Pfeife ausgeraucht habe."

Der arme Hund brauchte nicht lange zu überlegen. „Es ist wahr," dachte er, „es ist ein großes Unglück, in einer Höhle mit einem Greifen von so ungefälliger Gemüthsart zu leben; aber, gewiß, wenn ich ihm gut und treu diene, so wird er endlich Mitleid mit mir fühlen, und mich auf die Erde zurückgehen lassen, damit ich meiner Base zeigen kann, was für ein Schurke der Fuchs ist; und alles zusammengenommen, obgleich ich mein Leben so theuer als möglich verkaufen würde, so bin ich doch nicht im Stande, einen Greif mit einem Schnabel von so monströsem Umfange zu bekämpfen;" kurz, er beschloß, bei dem Greifen zu bleiben.

„Gebt mir die Pfote darauf!“ sagte der grimmige Raucher; und der Hund gab die Pfote darauf.

„Und nun,“ fügte der Greif hinzu, „will ich euch sagen, was ihr zu thun habt — seht her.“ Hier zog er seinen Schweif weg, und zeigte dem Hunde einen großen Haufen Gold und Silber in einer Höhlung des Bodens, welche er mit den Windungen seines Schweifes verdeckt hatte, und ebenso, was in den Augen des Hundes mehr Werth hatte, einen großen Haufen von äußerst anlockend aussehenden Knochen.

„Den Tag hindurch,“ instruirte der Greif weiter, „kann ich ganz gut selbst auf dieß Alles Acht geben; aber bei Nacht muß ich nothwendig schlafen, und wenn ich schlafe, müßt ihr, statt meiner, darüber wachen.“

„Ganz recht,“ sagte der Hund; „an dem Gold und Silber habe ich nichts auszusetzen, aber ich wollte doch lieber, ihr verschlößet die Knochen, denn ich bin oft des Nachts hungrig, und —“

„Haltet euer Maul!“ gebot der Greif.

„Aber, Sir,“ entgegnete der Hund nach einem kurzen Schweigen, „gewiß kommt niemand je an einen so verborgenen Platz. Wer sind denn die Diebe, wenn ich so kühn seyn darf, dieß zu fragen?“

„Wisse,“ antwortete der Greif, „daß es in der Nachbarschaft viele große Schlangen gibt, und diese gehen im-

mer darauf aus, mir den Schatz zu stehlen; und wenn sie mich schlafend überfallen könnten, so würden sie es nicht bei dem Diebstahl allein bewenden lassen, sondern mich noch zu Tode stechen; so bin ich bereits vor Bedürfniß nach Schlaf fast vergangen."

„Ach," klagte der Hund, der ein Freund war von guter Nachtruhe, „ich beneide euch um euern Schatz nicht."

Als die Nacht kam, legte sich der Greif, der sehr scharfsinnig war und einsah, daß er sonst von dem Hunde abhängen würde, in einen andern Winkel der Höhle schlafen; und der Hund schüttelte sich einige Male, um gänzlich wach zu werden, und hielt dann über dem Schatze Wache. Das Maul wässerte ihm außerordentlich nach den Knochen, und er konnte nicht umhin, sie dann und wann zu beriechen; aber er sagte zu sich selber: „Ein Handel ist ein Handel, und da ich einmal dem Greifen meine Dienste versprochen habe, so muß ich ihm dienen, wie es einem ehrlichen Hunde geziemt."

In der Mitte der Nacht sah er eine große Schlange zur Höhle kriechen; sogleich erhob er ein so lautes Gebell, daß der Greif erwachte und die Schlange so schnell, als sie konnte, wieder davon kroch. Hierüber war der Greif sehr vergnügt und gab dem Hunde einen von den Knochen zu seiner Unterhaltung. So bewachte der Hund jede Nacht den Schatz, und betrug sich dabei so gut, daß zuletzt keine Schlange mehr sich auch nur zu zeigen wagte, und der Greif demnach einer ausgezeichneten Nachtruhe genoß.

Der Hund fand jetzt auch seine Lage annehmlicher, als er erwartet hatte. Der Greif gab ihm regelmäßig einen der Knochen zum Abendessen; und zufrieden mit seiner Treue, war er ihm ein so gütiger Herr, als es nur ein Greif seyn kann. Der Hund sehnte sich jedoch immer noch im Geheimen nach der Rückkehr auf die Erde; denn da er den Tag über nichts zu thun hatte, als auf dem Boden zu liegen und zu schlummern, so träumte er beständig von den Reizen seiner Base, des Kätzchens; und in der Einbildung züchtigte er den Schurken, den Fuchs, so derb, als je ein Fuchs die Ehre gehabt haben mag, von einem Hunde umhalst zu werden. Er erwachte mit klopfendem Herzen — ach, er konnte seine Träume nicht verwirklichen!

Einstmals in der Nacht, als er, wie gewöhnlich, den Schatz hütete, war er sehr erstaunt, ein kleines, weiß und schwarzes Hündchen in die Höhle treten zu sehen; es näherte sich unserem ehrlichen Freunde, schmeichelnd und zierlich mit dem Schwanze wedelnd.

„Ach, Kleiner," sagte unser Hund, den ich, zur Unterscheidung, den Wächterhund nennen will, „ihr würdet am besten daran thun, so schnell als möglich wieder auf euerm Wege zurückzugehen. Seht, dort schläft ein großer Greif in der andern Ecke der Höhle, und wenn er erwacht, wird er entweder euch auffressen, oder zu seinem Knechte machen, wie mich."

„Ich weiß schon, was ihr mir sagen wollt," sagte der kleine Hund, „und ich bin herunter gekommen, um euch zu befreien. Der Stein ist jetzt von der Mündung der

Höhle weg, und ihr dürfet nur mit mir zurückkehren. Kommt, Bruder, kommt!“

Den Hund regte diese Einladung sehr an. „Bittet mich nicht, mein theurer, kleiner Freund,“ sagte er, „seyd versichert, ich wäre zu glücklich, wenn ich aus dieser kalten Höhle fortkommen, und mich einmal wieder auf einem weichen Rasen wälzen könnte; aber wenn ich meinen Herrn, den Greif, verlasse, so kommen die verfluchten Schlangen, die immer auf der Lauer sind, herein, stehlen seinen Schatz — ja stechen ihn selbst vielleicht zu Tode.“

Das Hündchen näherte sich jetzt dem Wächterhunde, machte ihm alle mögliche Vorstellungen, beleckte ihm, schmeichelnd, die beiden Seiten des Gesichts, nahm ihn bei dem Ohre und suchte ihn von dem Schatze wegzuziehen; aber der Hund rührte sich nicht von der Stelle, ob es ihm gleich das Herz abdrücken wollte. Endlich, als das Hündchen fand, daß Alles vergeblich sey, sagte es:

„Wohl denn, wenn ich euch verlassen soll, gehabt euch wohl; aber ich bin so hungrig geworden, bis ich den ganzen Weg zu euch herunter machte, daß ich wünschte, ihr wäret so gut, mir einen von diesen Knochen zu geben; sie riechen gar zu lieblich, und einer von so vielen kann nicht vermißt werden.“

„Ach,“ sagte der Wächterhund mit Thränen in den Augen, „wie unglücklich bin ich, daß ich meinen Knochen, den mir mein Herr gab, bereits aufgegessen habe, sonst würde ich ihn mit freudigem Herzen euch ganz überlassen.

Aber ich kann euch keinen von diesen Knochen geben, weil mein Herr mir das Versprechen abnahm, sie alle zu bewachen, und ich ihm die Pfote darauf gab. Ich bin sicher, ein Hund von so ehrenwerthem Ansehen, wie ihr einer seyd, wird dieses Gegenstandes nicht weiter erwähnen."

Das Hündchen antwortete empfindlich: „Pah, was sprecht ihr da für Unsinn; ein großer Greif kann einen winzigen Knochen, wie er für mich hinreichend ist, nicht vermissen." Es drängte sich mit seiner Schnauze unter den Bauch des Wächterhundes und suchte einen der Knochen hervor zu ziehen.

Hierüber wurde der Wächterhund ärgerlich, und nahm, obgleich mit vielem Widerstreben, den kleinen Hund am Genicke und warf ihn zurück, jedoch ohne ihn zu verletzen. Plötzlich verwandelte sich das Hündchen in eine ungeheure Schlange, noch größer, als der Greif selbst; der Hund bellte aus vollem Halse; der Greif sprang schnell auf, aber noch ehe er völlig erwacht war, fiel schon die Schlange über ihn her. Ich wünsche, theuerste Nymphalin! ihr hättet den Kampf zwischen dem Greifen und der Schlange sehen können, wie sie sich wanden und krümmten und bissen und ihre feurigen Zungen gegen einander schossen. Zuletzt bekam die Schlange die Oberhand und war im Begriffe, ihre Zunge in den Theil des Greifs hineinzustoßen, welcher durch keine Schuppen geschützt ist, als der Hund sie am Schwanze packte und so heftig biß, daß sie nicht anders konnte, als sich umwenden, um ihren neuen Angreifer zu tödten; der Greif benutzte jetzt diese vortheilhafte Gelegenheit, faßte die Schlange mit seinen beiden Klauen an der Kehle, und erwürgte sie glücklich.

Sobald sich der Greif von der Anstrengung des Kampfes wieder etwas erholt hatte, überhäufte er seinen Lebensretter, den Hund, mit Liebkosungen aller Art. Der Hund erzählte ihm die ganze Geschichte, und der Greif erklärte ihm dann, daß die todte Schlange die Königin ihres Geschlechtes gewesen sey, welche die Macht besessen, jede beliebige Gestalt anzunehmen.

„Wenn sie euch," sagte er, „hätte dazu verführen können, den Schatz auch nur für einen Augenblick zu verlassen, oder ihr einen Theil davon, ja, nur ein einziges Bein, zu geben, so würde sie euch augenblicklich zusammengedrückt und mich zu Tode gestochen haben, noch ehe ich hätte aufwachen können; aber nichts, selbst nicht das giftigste Ding in der Schöpfung, hat die Macht, dem Ehrlichen ein Leid zuzufügen!"

„Das ist immer meine Meinung gewesen," antwortete der Hund, „und jetzt, Herr, würdet ihr besser daran thun, wieder zu schlafen, und das Uebrige mir zu überlassen."

„Nein," antwortete der Greif, „ich bin jetzt nicht länger eines Dieners benöthigt, denn, da die Königin der Schlangen todt ist, so werden mich die übrigen nicht weiter belästigen; nur um dem Geize der Königin genug zu thun, wagten es ihre Unterthanen, die Höhle eines Greifen zu betreten."

Der Hund hörte dieß mit großer Freude; er stellte sich auf die Hinterbeine und bat den Greifen auf's beweglichste, ihn auf die Erde zurückkehren zu lassen, damit er

seine Herrin, die Katze, besuche, und seinen Nebenbuhler, den Fuchs, würge.

„Ihr dienet keinem undankbaren Herrn," antwortete der Greif; „ihr sollt zurückkehren, und ich will euch alle List unseres Geschlechtes lehren, welches viel listiger ist, als das Geschlecht dieses Zungendreschers, des Fuchses; so daß ihr es mit eurem Nebenbuhler aufnehmen könnt."

„Verzeiht," sagte der Hund hastig, „ich bin euch eben so sehr verbunden; aber ich denke: die Ehrlichkeit ist ein guter Schild gegen alle Ränke; und ich halte mich für viel sicherer, wenn ich ein ehrlicher Hund bleibe, als wenn ich alle Pfiffe in der Welt weiß."

„Gut," sagte der Greif, über die Plumpheit des Hundes etwas empfindlich, „thut, wie es euch beliebt; ich wünsche euch allen möglichen Erfolg."

Der Greif öffnete dann eine geheime Thüre zu einer der Seiten des Ganges, und der Hund sah einen breiten Pfad vor sich, der sogleich in den Wald führte. Er dankte dem Greifen herzlich, und sprang, mit dem Schwanze wedelnd, in dem hellen Mondscheine. „Ho ho! Meister Fuchs," sagte er, „es gibt keine Falle für einen ehrlichen Hund, die nicht zwei Ausgänge hätte, so schlau ihr euch auch selbst dünkt!"

Er legte seinen Schwanz, galant aufgerollt, über sein linkes Bein, und setzte sich in einem langsamen Trotte nach dem Hause der Katze in Bewegung. Als er desselben ansichtig ward, machte er Halt, um sich an einem Wasser-

teiche zu erfrischen; und wen anders konnte er hier treffen, als unsere Freundin, die Elster?

„Und was suchet ihr hier, mein Freund?" sagte sie etwas verächtlich, denn der Hund sah nach seiner Reise ziemlich schäbig aus.

„Ich will meine Base, die Katze, besuchen," antwortete er.

„Eure Base! Ei freilich," spöttelte die Elster, „wisset ihr denn nicht, daß sie nächstens Reinhard, den Fuchs, heirathen wird? Dieß ist keine Zeit für sie, die Besuche eines Thieres, wie ihr seyd, zu empfangen."

Diese Worte erzürnten den Hund so sehr, daß er beinahe die Elster für ihre unhöfliche Art, solche schlimme Neuigkeiten mitzutheilen, gebissen hätte. Doch unterdrückte er noch seinen Zorn, und, ohne ihr zu antworten, ging er sogleich auf die Wohnung der Katze los.

Die Katze saß am Fenster; der Hund sah sie nicht so bald, als er sein Herz völlig an sie verlor; nie zuvor hatte er eine so liebenswürdige Katze gesehen; er trat, mit seinem Schwanze wedelnd, und mit den einschmeichelndsten Gebärden, näher, als die Katze plötzlich aufstand, das Fenster ihm vor der Nase zuschlug — und ach! Reinhard, der Fuchs, an ihrer Statt erschien.

„Komm heraus, Schurke," rief der Hund, als er den Kopf des Fuchsen erblickte; „komm heraus, ich fordere dich zum Zweikampf; ich habe dir deine Bosheit nicht

vergeben, und du siehst, daß ich nicht länger in der Höhle eingesperrt, nicht mehr unfähig bin, dich für deine Falschheit zu bestrafen."

„Geh' heim, Einfaltspinsel," antwortete der Fuchs verächtlich; „du hast hier nichts zu schaffen, und was das Duell betrifft: Bah!" Hierauf verließ der Fuchs das Fenster und verschwand. Aber der Hund, ganz außer sich vor Wuth, kratzte wacker an dem Thore und machte einen solchen Lärm, daß endlich die Katze selbst wieder an's Fenster kam.

„Wie!" rief sie erzürnt, „was soll alle diese Rohheit? Wer seyd ihr und was wollt ihr in meinem Hause?"

„O, meine theure Base," sagte der Hund, „sprechet nicht so böse; wisset, ich bin hierher gekommen, um euch meinen Besuch abzustatten; und was ihr auch thun möget, ich beschwöre euch, höret nicht auf diesen Schurken, den Reinhard, ihr könnt euch nicht vorstellen, welch' ein Schuft er ist!"

„Was," schrie die Katze, und das Blut stieg ihr in's Gesicht, „waget ihr euern Vortheil auf eine solche Art zu mißbrauchen? Ich sehe, ihr habt Absichten auf mich. Geht diesen Augenblick, oder —"

„Genug, Madame," sagte der Hund stolz; „Ihr braucht es mir nicht zweimal zu sagen — Adje!"

Er kehrte langsam um, und legte sich unter einen Baum, wo er sein Nachtquartier aufschlug. Am nächsten

Morgen war in der Nachbarschaft ein erstaunlicher Lärm: ein Fremder, ein Reisender von einem ganz andern Schlage, als der Hund, war in der Stille der Nacht angekommen, und hatte seine Wohnung in einer geräumigen Höhle aufgeschlagen, die an einem Felsenabhange lag. Das Geräusch, das er gemacht hatte, als er durch die Luft flog, war so groß, daß es alle Vögel und Thiere in dem Kirchspiele aufgeweckt hatte; und Reinhard, den sein böses Gewissen nie tief schlafen ließ, hatte, als er seinen Kopf zum Fenster hinausstreckte, gesehen, daß der Fremde nichts anderes als ein ungeheurer Greif sey.

Die Greifen sind die reichsten Thiere in der Welt, und dieß ist der Grund, warum sie sich gewöhnlich unter der Erde aufhalten. Wenn sie daher einmal zufällig einen Besuch auf der Oberwelt machen, so ist dieß ein Vorfall, der nicht so bald vergessen wird.

Die Elster war ganz gespannt — was konnte der Greif hier wollen? Sie beschloß, einen Blick in die Höhle zu thun, hüpfte demgemäß furchtsam auf dem Felsen herum, und stellte sich an, als ob sie Reiser für ihr Nest zusammen suche.

„Holla, Madame!“ schrie eine sehr rauhe Stimme, und sie sah den Greifen, wie er seinen Kopf aus der Höhle hervorstreckte. „Holla, ihr seyd gerade die rechte Frau, die ich zu sehen wünsche; ihr kennet alles Volk hier herum — he?“

„Alle, die beste Gesellschaft, gewiß, eure Herrlichkeit,“ antwortete die Elster, und machte einen Bückling.

Darauf kam der Greif heraus, und rauchte seine Pfeife behaglich in der freien Luft, um es der Elster recht bequem zu machen; dann fragte er weiter:

„Sind viele ehrenwerthe Thiere von guter Familie in der Nachbarschaft ansäßig?“

„O, die eleganteste Gesellschaft, ich versichere euere Herrlichkeit,“ rief die Elster. „Ich lebe hier schon seit zehn Jahren, und die reiche Erbin, die Katze dort, zieht eine unermeßliche Menge von Fremden her.“

„Hm! — Erbin? in der That! ihr wißt viel von Erbinnen!“ sagte der Greif. „Es gibt nur eine Erbin in der Welt, und das ist meine Tochter.“

„Der Tausend, eure Herrlichkeit hat Familie? Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Aber ich sah nur eurer Herrlichkeit eigene Equipage in der letzten Nacht, und bemerkte nicht, daß ihr Jemanden mit euch brachtet.“

„Meine Tochter kam zuerst, und war schon in ruhiger Sicherheit, ehe ich ankam. Sie störte euch nicht aus dem Schlafe auf, wie ich es that; denn sie segelt einher, wie ein Schwan; aber ich habe die Gicht in meiner linken Klaue, und dieß ist der Grund, warum ich so schnauben und ächzen muß, wenn ich eine Reise mache.“

„Soll ich bei dem Fräulein Greif einkehren, und sehen, wie sie sich nach ihrer Reise befindet?“ sagte die Elster, und wollte sich in die Höhle auf den Weg machen.

„Ich danke euch, nein; ich habe nicht im Sinne, sie, während ich mich hier aufhalte, zu zeigen; es verwirrt sie, und ich fürchte, eines der jungen Thiere möchte mit ihr davon laufen, wenn sie einmal von ihrer Schönheit gehört haben; sie ist das lebendige Abbild von mir, aber sie ist ungeheuer leichtsinnig! Nicht, daß ich mich viel darum bekümmern würde, wenn sie mit einem Thiere von Stande davon ginge; aber ich müßte ihr dann ihr Erbtheil ausbezahlen, und dieß ist ganz erstaunlich groß; und — Madame, ich gebe nicht gerne das Geld wieder heraus, das ich einmal in den Klauen habe. Hä, hä, hä!“

„Ihr seyd gar zu witzig, Mylord. Aber wenn ihr eure Zustimmung verweigertet?“ fragte die Elster, begierig, die ganzen Familienverhältnisse eines so großen Herrn zu erfahren.

„Ich müßte ihr dennoch die Mitgift ausbezahlen; sie wurde ihr von ihrem Onkel, dem Drachen, vermacht. Aber sagt dieß nicht weiter.“

„Eure Herrlichkeit dürfen sich auf meine Verschwiegenheit verlassen. Ich wünsche eurer Herrlichkeit einen guten Morgen.“

Die Elster flog weg und hielt nicht früher an, als vor dem Hause der Katze. Die Katze und der Fuchs saßen gerade bei dem Frühstück, und der Fuchs hatte seine Pfote auf sein Herz gelegt. „Schöner Anblick!“ rief die Elster. Die Katze erröthete und bat die Elster, Platz zu nehmen.

Dann ging die Zunge der Elster, glib, glib, glib, Schnatter, Schnatter, Schnatter. Sie erzählte ihnen die ganze Geschichte von dem Greifen und seiner Tochter, und noch viel mehr dazu, was der Greif nicht gesagt hatte.

Die Katze hörte aufmerksam zu. Eine andere junge Erbin in der Nachbarschaft konnte eine furchtbare Nebenbuhlerin für sie werden. „Aber ist die Greifin schön?“

„Schön!“ rief die Elster. „O! wenn ihr den Vater hättet sehen können! — solch ein Schnabel, solche Augen, solch ein Teint; und er erklärt sie für sein lebendiges Ebenbild! Aber, was sagt ihr dazu, Meister Reinhard? ihr, der ihr so weit in der Welt herumkamet, habt die junge Lady vielleicht gesehen?“

„Ich kann es nicht sagen,“ antwortete der Fuchs, aus seinen Träumen erwachend; „aber sie muß unerhört reich seyn. Ich glaube, der Thor, der Hund, wird sich an sie machen.“

„Ach! weil gerade von ihm die Rede ist,“ sagte die Elster, „was für einen Lärm machte er gestern an eurer Thüre; warum wolltet ihr ihn nicht einlassen, meine Theure?“

„O!“ versetzte die Katze, „Meister Reinhard sagt, daß er ein Hund von sehr schlechtem Charakter, ein ausgemachter Geldfreier sey, und daß er die gefährlichste Neigung zum Beißen unter einem gutmüthigen Aussehen verberge. Ich hoffe, er wird sich mit euch in keinen Streit einlassen, theurer Reinhard.“

„Mit mir? O der arme Wicht, nein! — er mag ein wenig prahlen; aber er weiß wohl, daß ich beiße wie ein Satan, wenn man mich einmal erzürnt; — doch man soll sich nicht selbst rühmen.“

Am Abend fühlte Reinhard ein starkes Verlangen, den Greifen seine Pfeife rauchen zu sehen; aber was konnte er anfangen? Der Hund lag unter einem gegenüberstehenden Baume und paßte ihm auf; und Reinhard war nicht geneigt, sich so furchtbar im Beißen zu erweisen, als er sich gerühmt hatte. Zuletzt beschloß er, eine Kriegslist anzuwenden, um sich des Hundes zu entledigen.

Ein junger Kaninchen-Rammler, so eine Art von Dorf-Zierbengel, hatte bei seiner Base, der Katze, eingesprochen, um ihr seine Ehrerbietung zu bezeigen. Diesen nahm Reinhard bei Seite und sagte ihm: „Ihr sehet den schäbigen Hund dort unter dem Baume. Er hat sich sehr schlecht gegen eure Base, die Katze, betragen, und ihr werdet ihn gewiß dafür zur Rechenschaft ziehen wollen; — verzeiht meine Kühnheit — nur die Achtung für euern Charakter konnte mich veranlassen, mir diese Freiheit zu nehmen; ihr wißt, ich könnte den Schurken selbst züchtigen, aber welchen Lärm würde das machen! Wenn ich mit eurer Base bereits verheirathet wäre, dann wäre es etwas ganz Anderes. Aber ihr wißt, was für eine Geschichte diese verfluchte Elster ausbrüten würde!“

Der dumme Rammler wußte nicht, was er erwidern sollte; er versicherte dem Fuchs, daß er dem Hunde nicht gewachsen sey; daß er, ohne Zweifel, allen Antheil an

seiner Base nehme; aber er sehe die Nothwendigkeit nicht ein, warum er sich in ihre Privatangelegenheiten mischen sollte; — und kurz, er versuchte alles Mögliche, um aus der Falle zu kommen; aber der Fuchs wirkte so eindringlich auf seine Eitelkeit, — versicherte ihm so ernsthaft, daß der Hund der erbärmlichste Feigling auf der Welt sey, und eine demüthige Abbitte thun werde, und stellte ihm so beredt den Ruhm vor die Augen, den ihm dieser Beweis seines Muthes erwerben würde, daß der Rammler sich zuletzt überreden ließ, hinzugehen und die Ausforderung zu überbringen.

„Ich will euer Sekundant seyn," sagte der Fuchs, „und das große Feld auf der andern Seite des Waldes, zwei Meilen von hier, sey der Kampfplatz; dort kann man uns nicht beobachten. Ihr geht voraus, ich folge in einer halben Stunde nach — und ich sage — doch hört! — im Falle er die Ausforderung annimmt, und ihr fühlt die mindeste Furcht, so bin ich auf dem Platze, und trete mit dem größten Vergnügen für euch ein; verlaßt euch ganz auf mich, mein Theuerster!"

Der Rammler machte sich auf den Weg. Der Hund war über die Unbesonnenheit des armen Geschöpfes ein wenig erstaunt; aber als er hörte, daß der Fuchs gegenwärtig seyn werde, so sagte er es bereitwillig zu, sich auf dem Kampfplatze zu stellen. Diese Bereitwilligkeit war gar nicht nach dem Geschmacke des Kaninchens; es ging ganz langsam auf den Platz zu, und als es den Fuchs nicht dort sah, verlor es vollends allen Muth; während indeß der Hund seine Nase auf dem Boden hatte und versuchte, ob er keine Witterung von dem Fuchse bekommen

könne, schlüpfte das Kaninchen schnell in eine Höhle, und überließ es dem Hunde, wieder unverrichteter Dinge nach Hause zurückzuspazieren.

Unterdessen war der Fuchs bereits an dem Felsen angekommen; er trat ganz leise auf und sah sich bei jedem Schritte vorsichtig um, denn es schwebte ihm dunkel vor, daß Papa Greif gegen einen Fuchs nicht sehr höflich seyn würde.

Nun waren zwei Höhlen in dem Felsen, eine oben und eine unten, ein oberer Stock und ein unterer; und während der Fuchs neugierig außen herum schlich, sah er eine große Klaue aus dem obern Felsen ihm zuwinken.

„Aha!" sagte der Fuchs, „das ist die verliebte, junge Greifin; darauf will ich schwören."

Er trat herzu, und eine Stimme rief:

„Liebenswürdiger Mstr. Reinhard! O so denkt doch nach, wie ihr eine unglückliche Greifin aus diesem barbarischen Felsenkerker erlösen könnt!"

„O, Himmel!" rief der Fuchs zärtlich, „welch' eine schöne Stimme! und, ach, mein armes Herz, welch' eine liebenswürdige Klaue! Ist es möglich, höre ich die Tochter von Mylord, dem großen Greifen?"

„Still, Schmeichler! nicht so laut, wenn ich bitten darf. Mein Vater macht seinen Abendspaziergang, und könnte uns gar leicht hören. Er hat mich an meinen

armen Flügeln in der Höhle angebunden, denn er ist immer in Furcht, daß ein Thier mit mir davon gehen möchte. Ihr wißt, ich kann über mein ganzes Vermögen frei verfügen."

„Sprecht nicht von Vermögen," sagte der Fuchs, „aber wie kann ich euch befreien? Soll ich hineingehen und das Seil durchnagen?"

„Ach!" antwortete die Greifin, „ich bin mit einer ungeheuern Kette festgebunden. Jedoch, kommt nur herein, dann können wir uns bequemer unterhalten."

Der Fuchs sah sich vorsichtig um, und da er keine Spur von dem Greifen erblickte, schlüpfte er in die untere Höhle, und schlich die Treppe hinauf in den obern Stock; im Vorübergehen sah er aber so unermeßliche Haufen von Gold und Silber und Schätzen aller Art, daß der alte Greif wohl darüber hatte lachen können, als die arme Katze eine reiche Erbin genannt wurde. Dem Fuchse machten diese unbestreitbaren Beweise von Reichthum großes Vergnügen, und er betrat die obere Höhle, entschlossen, sich von den Reizen der Greifin bezaubern zu lassen.

Es war jedoch zwischen der Treppenschwelle und dem Platze, wo die junge Lady angekettet war, noch eine große Kluft, über welche er nicht zu kommen wußte; die Höhle war sehr dunkel, aber er sah genug von der Gestalt der Greifin, um, trotz ihres Unterrockes, zu bemerken, daß sie das Ebenbild ihres Vaters, und die häßlichste Erbin war, die je die Erde sah!

Er bekämpfte jedoch seinen Widerwillen, und überhäufte die Greifin mit einer solchen Menge von Complimenten, daß sie gänzlich gewonnen schien. Er beschwur sie, im ersten Augenblicke, wo sie von der Kette frei seyn würde, mit ihm zu entfliehen.

„Das ist unmöglich, sagte sie, „denn mein Vater läßt mich nie unangekettet, ausgenommen während seines Beiseyns, und dann darf ich ihm nicht aus dem Gesichte.“

„Der Elende!“ rief Reinhard; „was ist zu thun?“

„Ich weiß nur ein Mittel,“ antwortete die Greifin, „und zwar dieses — ich mache meinem Vater täglich seine Suppe, und wenn ich ihm etwas darein mischen könnte, das ihn so schnell einschläferte, daß er nicht mehr Zeit hätte, mich wieder anzuketten, so könnte ich hinunterschlüpfen und alle Schätze unten auf meinem Rücken mit mir fortnehmen.“

„Zauberin!“ rief Reinhard aus, „welche Erfindungsgabe! welche Feinheit! ich will gehen und sogleich den nöthigen Mohn holen.“

„Ach!“ sagte die Greifin, „der Mohn hat auf die Greifen keine Wirkung; das einzige Mittel, das meinen Vater schnell einschläfert, ist eine zarte junge Katze, die man ihm zur Suppe zurichtet; es ist erstaunlich, wie zauberhaft dieß auf ihn wirkt. Aber, woher eine Katze bekommen? und dazu muß sie weiblichen Geschlechts seyn.“

Reinhard stutzte ein wenig über ein so sonderbares Opiat. „Aber,“ dachte er, „die Greifen sind nicht wie die

übrige Thierwelt, und eine so reiche Erbin gewinnt man nicht durch gewöhnliche Mittel."

„Ich weiß eine Katze, ein Katzenmädchen," sagte er nach kurzem Schweigen, „aber ich fühle ein wenig Widerwillen gegen den Gedanken, sie dem Greifen zur Suppe gekocht zu wissen. Würde es nicht auch ein Hund seyn können?"

„Ach, erbärmliches Geschwätz!" schalt die Greifin, und stellte sich, als ob sie weine; „ich sehe, ihr liebet die Katze; geht und heirathet sie, den armen Zwerg, und laßt mich vor Gram sterben."

Vergebens versicherte der Fuchs, er kümmere sich nicht einen Strohhalm um die Katze; nichts konnte die Greifin jetzt zufrieden stellen, als seine bestimmte Zusage, daß er, — komme was da wolle — das arme Thierchen in die Höhle bringen und zu einer Suppe für den Greifen kochen lassen wolle.

„Aber, wie wollt ihr sie hierher bringen?" sagte die Greifin.

„Ach, überlaßt das ganz mir; hängt nur einen Korb mit einem Seile aus dem Fenster, um sie darin hinauf zu ziehen, und nehmt euch in Acht, daß ihr im Augenblicke, wo sie am Fenster ankommt, sie sogleich mit eurer Klaue festhaltet, denn sie ist ungemein lebhaft."

„Ei," antwortete die Erbin, „ich wäre eine schöne Greifin, wenn ich nicht wüßte wie man eine Katze fängt!"

„Aber dieß muß geschehen, während euer Vater ausgegangen ist," sagte Reinhard.

„Gewiß; er geht alle Abende bei Sonnenuntergang spazieren."

„Also gleich morgen!" sagte Reinhard, der es nicht erwarten konnte, in den Besitz des Schatzes zu kommen.

Als dieses so in's Reine gebracht war, hielt es Reinhard für gerathen, sich auf den Weg zu machen; er stahl sich die Treppe hinab, und versuchte, gelegenheitlich etwas von dem Schatze mit sich gehen zu lassen; aber die Last war ihm zu schwer, und er war genöthigt, sich einzugestehen, daß es unmöglich sey, zu dem Schatze zu gelangen, ohne auch die Greifin (deren Rücken ungeheuer stark schien) mit in den Kauf zu nehmen.

Er kehrte zur Katze zurück, und als er jetzt wieder in ihr Haus eintrat, und sah, wie, gegen die Juwelen in der Höhle des Greifen, hier Alles so höchst gewöhnlich aussah, verwunderte er sich sehr darüber, wie er je die Katze seiner Aufmerksamkeit habe werth halten können.

Er verhehlte jedoch sein arglistiges Vorhaben, und seine Herrin hatte sein Betragen noch nie so liebenswürdig gefunden, wie heute.

„Rathet einmal," sagte er, wo ich gewesen bin? Bei unserm neuen Nachbar, dem Greifen; ein äußerst liebenswürdiger Lord, so leutselig, und ganz der Hofton. Die dumme Elster wußte nichts! der Greif durchschaute ihren

Charakter gleich auf den ersten Blick; und mit der ganzen Geschichte von seiner Tochter hatte er sie nur zum Besten; er hat gar keine Tochter. Ihr wißt ja, meine Theure, solche Scherze sind gegenwärtig bei den Großen in der Mode. Er sagte: überall schon habe er von eurer Schönheit gehört, und als ich ihm mittheilte, daß wir uns nächstens verheirathen würden, bestand er darauf, zur Feier dieses Ereignisses einen großen Ball und Abendtafel zu geben. Wirklich, es ist ein galanter alter Bursche und höchst begierig, euch einmal zu sehen. Natürlich konnte ich nicht umhin die Einladung anzunehmen."

„Ihr konntet allerdings nicht anders," erwiederte das unschuldige, junge Geschöpf, das, wie ich schon oben sagte, den Schmeicheleien sehr zugänglich war.

„Denkt nur, wie zart seine Aufmerksamkeit ist," fuhr der Fuchs fort; „da er für ein Thier von seinem Range sehr schlecht logirt ist, und seine Schätze die ganze untere Flur einnehmen, so ist er gezwungen, das Fest in dem obern zu veranstalten; und stellt euch vor, nun hängt er einen Korb für seine Gäste heraus, und zieht sie mit seiner eigenen Klaue hinauf. Wie herablassend! Aber die Großen sind immer so liebenswürdig!"

Die Katze, welche in der Einsamkeit erzogen worden war, entzückte der Gedanke, in eine so vornehme Gesellschaft zu kommen, und die Liebenden sprachen den ganzen nächsten Tag von nichts Anderem.

Als Reinhard gegen Abend seinen Kopf aus dem Fenster streckte, sah er seinen alten Feind, den Hund, wie

gewöhnlich, unter dem Baume liegen und ihm grimmig aufpassen.

„Ach, das verdammte Geschöpf, ich hatte es ganz vergessen; was ist jetzt anzufangen? der Schuft würde mit mir nicht lange Federlesens machen, wenn er mich einmal den Fuß vor die Thüre setzen sähe.“

Der Fuchs begann jetzt, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie er seinen Nebenbuhler los werden könne, und sann zuletzt wirklich einen äußerst merkwürdigen Anschlag aus; er bat die Katze, voran zu gehen, und ihn ein wenig weiter oben an einer Wendung der Straße zu erwarten. „Denn,“ sagte er, „wenn wir zusammen gehen, so wird uns der Hund gewiß insultiren, und er weiß, daß die Artigkeit einem Thiere meines Standes nicht erlaubt, in Gegenwart einer Dame für Beleidigungen Rache zu nehmen. Aber wenn ich allein bin, so ist das Geschöpf so feig, daß es nicht einmal die eigene Seele sein eigen zu nennen wagt; lasset die Thüre offen, und ich werde euch sogleich nachfolgen.“

Die Katze war so sehr gegen ihren Vetter eingenommen, daß sie dieser Schilderung seines Charakters unbedingten Glauben schenkte. Sie empfahl es ihrem Geliebten auf das angelegentlichste, seine Würde zu behaupten und sich mit dem Hunde ja in keinen Streit einzulassen, und ging dann, dem Wunsche des Fuchses gemäß, voran.

Der Hund kam sehr ehrerbietig auf sie zu, und erbat sich die Erlaubniß, ihr einige wenige Worte vortragen zu

dürfen; aber sie empfing ihn so hochmüthig, daß sich sein Stolz empörte; und mehr als je gegen seinen Nebenbuhler erbittert, kehrte er unter seinen Baum zurück. Aber wie groß war seine Freude, als er hier sah, daß die Katze die Thüre offen gelassen habe.

„Dießmal, Schurke," dachte er, „sollst du mir nicht entkommen!" Er ging frisch zur Hinterthüre hinein, und war nicht wenig erstaunt, als er den Fuchs auf dem Stroh liegend antraf, keuchend, als ob ihm das Herz brechen wollte, und in Todesangst seine Augen verdrehend.

„Ach, Freund," sagte der Fuchs mit zitternder Stimme, „ihr seyd gerächt, meine Stunde ist gekommen; ich bin dem Tode nahe; legt eure Pfoten in die meinen, und sagt, daß ihr mir vergebet!"

Trotz seines Aergers, konnte der edelmüthige Hund einem sterbenden Fuchse nicht die Zähne weisen.

„Ihr habt mir einen Schurkenstreich gespielt," sagte er; „ihr wolltet mich in der Höhle verhungern lassen, und habt mich augenscheinlich bei meiner Base angeschwärzt; allerdings hatte ich die Absicht, mich an euch zu rächen, aber wenn ihr wirklich todtkrank seyd, so ändert dieß die Umstände."

„Oh, oh!" ächzte der Fuchs kläglich; „mir ist nicht mehr zu helfen; die arme Katze ist zu dem Doctor Affe gegangen, aber bis er kommt bin ich todt. Ach, welche Qual ist ein böses Gewissen auf dem Sterbebette. Aber

wartet bis die Katze zurückkommt, und ich werde euch bei ihr noch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, bevor ich sterbe."

Der gutmüthige Hund wurde sehr ergriffen, als er seinen Todfeind in einem solchen Zustande sah, und gab sich alle Mühe ihn zu trösten.

„Oh, oh!" klagte der Fuchs, „meine Kehle ist ganz ausgedorrt, ich brenne;" und er streckte seine Zunge zum Maule heraus, und verdrehte seine Augen furchtbarer als je.

„Ist kein Wasser da?" fragte der Hund und sah sich in dem Zimmer um.

„Ach, nein! — doch halt — ja, jetzt fällt es mir wieder ein; dort in der kleinen Höhlung in der Wand ist einiges; aber wie soll ich dazu gelangen, es ist so hoch; in meinem jämmerlichen, geschwächten Zustande kann ich nicht hinauf klimmen, und ich wage nicht, eine solche Gunst mir von Jemand zu erbitten, dem ich so schweres Unrecht gethan."

„Sprechet nicht so," sagte der Hund, „aber die Oeffnung ist sehr enge, und ich kann meine Schnauze nicht hineinstecken."

„Nein; aber wenn ihr auf diesen Stein klettert und eure Pfote in die Höhlung bringet, so könnt ihr sie in's Wasser tauchen und so meinen ausgedörrten Gaumen kühlen. O, wie brennt ein böses Gewissen!"

Der Hund sprang auf den Stein und streckte, auf den Hinterbeinen stehend, seine Vorderpfote in die Höhlung, als Reinhard plötzlich einen Strick anzog, den er unter dem Stroh verborgen hatte, und der Hund so seine Pfote mittelst einer Schlinge an die Wand festgebunden sah.

„Ah, Schurke!“ rief er; aber der Fuchs sprang munter von dem Stroh auf, befestigte den Strick mit seinen Zähnen an einen entfernten Nagel in der Wand, und ging davon.

„Lebt wohl, mein theurer Freund,“ rief er ihm noch zum Abschiede zu; „hütet euch ein andermal, solchen plötzlichen Bekehrungen Glauben zu schenken!“

So überließ er es dem Hund, auf seinen Hinterbeinen stehend, das Haus zu hüten.

Reinhard fand die Katze an dem bezeichneten Orte auf ihn wartend, und sie gingen jetzt zärtlich zusammen auf die Höhle zu. Als sie daselbst ankamen, war es bereits dunkel, und der Korb schon herabgelassen; der Fuchs half der armen Katze in denselben hinein.

„Es ist nur Raum für ein Thier,“ sagte er, „geht voran!“

Der Korb wurde hinaufgezogen; der Fuchs hörte ein klägliches „Miau!“ und dann war es stille.

„Prosit dem Greifen die Suppe!“ dachte er.

Er wartete geduldig einige Zeit, bis endlich die Greifin mit ihrer Klaue von dem Fenster herab ihm zuwinkte und zärtlich rief: „Alles ist im Reinen, mein theurer Reinhard; mein Vater ist mit seiner Suppe fertig und schläft felsenfest! Kein Lärm in der Welt kann ihn jetzt erwecken, ehe er die gekochte Katze ausgeschlafen hat — was vor den nächsten zwölf Stunden nicht stattfindet. Kommt und helft mir den Schatz aufpacken; ich möchte nicht gern auch nur einen einzigen Diamant liegen lassen.“

„Das meine ich auch,“ sagte der Fuchs; „halt! ich will durch die untere Höhle gehen; wie, die Thüre ist verschlossen? Bitte, schöne Greifin, öffnet sie eurem ungeduldigen Anbeter.“

„Ach, mein Vater hat den Schlüssel verborgen, und ich weiß nicht, wo er ihn hingelegt hat. Ihr müßt euch in dem Korbe herauf ziehen lassen; seht, hier lasse ich ihn für euch herunter.“

Dem Fuchse sagte es nicht zu, daß er sich dem nämlichen Fuhrwerke anvertrauen sollte, auf welchem er seine verrathene Geliebte ihrem Henker ausgeliefert hatte; aber selbst der Vorsichtigste läßt sich zu einer Unbedachtsamkeit verleiten, wenn Geld zu gewinnen ist, und der Geiz kann selbst einen Fuchs in die Schlinge bringen. Er setzte sich also so bequem als es anging, in den Korb, und im Augenblicke war er oben. Der Korb hielt jedoch gerade unter dem Fenster, und mit einem leichten Schauder fühlte der Fuchs die Klauen der Greifin seinen Rücken hinabstreicheln.

„O, welch ein schöner Pelz," sagte sie liebkosend.

„Ihr seyd gar zu gütig," versetzte der Fuchs, „aber ihr könnt ihn mit mehr Muße befühlen, wenn ich einmal oben bin. Machet schnelle, ich bitte euch."

Kaum hatte er dieß gesagt, als der Korb herabfiel, aber ohne den Fuchs darin; er fand sich am Schwanze aufgehängt und die halbe Felsenhöhe hoch über dem Boden schwebend, und zwar vermittelst einer ganz ähnlichen Schlinge, wie die war, womit er den Hund angebunden hatte. Ihr könnt euch seine Bestürzung denken; er bellte, so laut er konnte — denn es ist für einen Fuchs außerordentlich schmerzhaft, an dem Schwanze mit gegen den Boden gekehrtem Kopfe aufgehängt zu seyn — als plötzlich die Thüre des Felsens sich öffnete uud der Greif selbst heraus schritt, seine Pfeife im Schnabel, und hinter ihm der ganze Haufe der Honoratioren der Umgegend.

„Oho, Bruder," sagte der Bär, und lachte, daß er beinahe zerplatzte, „wer sah je zuvor einen Fuchs an dem Schwanze aufgehängt?"

„Ihr werdet eines Arztes benöthigt seyn?" fragte Doctor Affe.

„Ein herrlicher Handel in der That; eine Greifin für solch' ein Geschöpf, wie ihr," sagte die aufgeblasene Ziege.

Der Fuchs biß vor Schmerz die Zähne übereinander und erwiederte nichts. Aber, was ihn am meisten peinigte, war das Mitleid eines plumpen, dummen Esels,

der ihm mit großer Ernsthaftigkeit versicherte, er könne an der Sache nichts zu lachen finden!"

„Jedenfalls," sagte endlich der Fuchs, „betrogen, geprellt, verrathen, wie ich bin, habe ich doch dem Hunde den gleichen Streich gespielt; geht und lachet auch ihn aus, meine Herren, er verdient es so gut als ich; ich versichere euch."

„Um Vergebung," versetzte der Greif, und nahm die Pfeife aus dem Schnabel, „Niemand verlacht einen Ehrenmann."

„Und sehet," sagte der Bär, „hier ist er."

Der Hund hatte wirklich nach vielen vergeblichen Anstrengungen den Strick zernagt und seine Pfote losgemacht; seine Witterung des Fuchses hatte es ihm möglich gemacht, dessen Spur zu verfolgen, und so kam er hier racheglühend an; und siehe — er war schon gerächt.

Aber sein erster Gedanke war seine theure Base. „Ach, wo ist sie?" rief er in kläglichen Tönen; „gewiß hat dieser schurkische Reinhard irgend einen Schelmenstreich an ihr verübt."

„Ich fürchte so, in der That, mein alter Freund," antwortete der Greif; „aber grämet euch nicht darüber; nach Allem war sie nicht weit her. Ihr sollt meine Tochter, die Greifin, heirathen, und den ganzen Schatz und alle die Knochen erben, die ihr einst so treu gehütet habt."

„Schweigt mir davon," sagte der getreue Hund; „ich will von eurem Schatze nichts, und — ich will Niemand beleidigen — aber eure Greifin mag zum Teufel gehen. Ich will die ganze Welt durchlaufen, bis ich meine theure Base finde."

„Ihr sollt sie haben," sprach der Greif; und die Katze, schöner denn je, sprang aus der Höhle hervor und warf sich dem Hunde in die Pfoten.

Ein erfreulicher Anblick für den Fuchs! er kannte das weibliche Herz genug, um zu wissen, daß eine süße Schöne viele kleine Untreuen zu entschuldigen vermag — aber, lebendig einem Greifen zur Suppe gekocht zu werden! — nein, dieß Vergehen war unsühnbar.

„Ihr versteht mich, Mstr. Reinhard," sagte der Greif; „ich habe keine Tochter, und ich war es, an den ihr eure Liebe verschwendetet. Da ich wußte, was für ein Geschöpf eine Elster ist, so machte ich mir den Scherz und hatte sie zum Besten — ihr wißt ja, am Hofe sind solche Scherze ganz in der Mode."

Der Fuchs rüttelte mit aller Kraft an dem Seile, er fiel zu Boden, aber sein Schwanz blieb zurück. Er wuchs ihm nicht so schnell wieder.

„Seht nur!" rief der Greif, als die Thiere alle über die Figur lachten, die Reinhard machte, als er ohne Schwanz in den Wald lief; „am Ende sticht der Hund doch den Fuchs bei den Damen aus, und so listig er sonst in allen Dingen ist, so ist der Fuchs das letzte Geschöpf, das sich zu einem Liebhaber eignet!"

„Herrlich!“ rief Nympbalin, in die Hände klatschend; gerade dieſe Art von Erzählungen liebe ich am meiſten.“

„Und ich vermuthe Sir,“ ſagte die vorwitzige Nip, „daß der Hund und die Katze hernach immer ſehr glücklich mit einander lebten. Das eheliche Glück von Hund und Katze iſt ja ſprichwörtlich geworden.“

„Ich möchte behaupten, ſie lebten ſo gut miteinander, als irgend ein anderes verheirathetes Pärchen,“ antwortete der Prinz.

Dreizehntes Kapitel.

Das Grabmal eines Vaters vieler Kinder.

Das Gastmahl sowohl, als die Erzählung, waren jetzt zu Ende, und die Feeen machten sich auf den Weg nach Hause. Sie schlugen einen andern Pfad ein, als den, auf welchem sie hergekommen waren, und gingen einige Zeit lang ruhig darauf fort, bis endlich ein rothes, stetiges Licht durch die langen Basaltgewölbe ihnen entgegenglänzte, gleich den Feuern des gespenstigen Jägers im Fichtelgebirge.

Des Prinzen Schritte wurden langsamer, und mit ernsterem Tone sagte er zu der Königin: „Ihr nahet euch jetzt dem größten unserer Tempel; ihr werdet das Grabmal eines der mächtigen Gründer unseres Geschlechtes kennen lernen!“

Die Königin konnte ein unheimliches Gefühl, eine ehrfurchtsvolle Scheu nicht unterdrücken. Sie gingen schweigend auf die Feuer zu, und kamen endlich zu einem großen Raume, in dessen Mitte ein einsamer, grauer Steinblock stand, wie sie der Reisende in der Todtenstille des ägyptischen Thebens antrifft.

Und auf diesem Steine lag die riesige Gestalt eines Mannes — todt, aber nicht todtenähnlich, denn unsichtbare Zauber erhielten für undenkliche Zeiten das Fleisch und die langen Haare unversehrt, und neben ihm lag ein rohes musikalisches Instrument, und zu seinen Füßen ein Schwert und ein Jagdspeer; und ringsum ragte der Felsen, gewölbartig, aber dachlos, empor bis in die obere Luft, und das Tageslicht drang herein, gebleicht und kraflos unter den rothen Feuern, welche immerwährend auf einfachen, wildem Geschlechte entsprechenden, Altären rings um das Grabmal brannten. Doch der Platz war nicht einsam, denn viele regungslose, aber nicht leblose, Gestalten saßen auf großen Steinblöcken neben dem Grabmal. Hier war der Zauberer, in seinen langen schwarzen Mantel gehüllt und sein Gesicht mit seinen Händen bedeckend — hier der sonderbare, mißgestaltete Zwerg, mit sich selbst kauderwälschend — hier saß der Hauselfe — und hier funkelten aus einer dunkeln Felsenspalte die sprühenden Augen und die glänzenden Schuppen des ungeheuern nordischen Drachens. Ein bejahrtes Weib stand, auf einen Stab gelehnt, dem Grabmale des todten Riesen gegenüber, und starrte mit ihren triefenden, aber funkelnden Augen die Ankömmlinge feindselig an. Und nun machten die Feeen selbst die Gruppe vollzählig. Aber Alles war stumm und in tiefes Schweigen versunken; in jenes Schweigen, das über den

alten Städten der Wüste ruht, wenn zum erstenmale seit Jahrhunderten ein lebender Fuß ihre öden Trümmer betritt; jene Stille, die sich dem Staube des Alters beigesellt — tief, feierlich, drückend und mit bleiernem Gewichte auf dem Herzen lastend. Selbst die englische Fee sprach nicht; sie hielt ihren Athem an sich und starrte auf das Grabmal hin, auf welchem mit rohen, ungeheuern Buchstaben geschrieben stand:

DER TEUTONE.

„Wir sind Alles, was von seiner Religion übrig ist!“ sagte der Prinz, als sie den schaudervollen Tempel verließen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Fee Wunsch.

Es war Abend, und die Feeen tanzten beim Zwielichte der Sterne.

„Und warum bist du so traurig, mein Veilchen,“ fragte der Prinz, „deine Augen suchen den Boden?“

„Jetzt, da ich dich gefunden,“ erwiederte ihm die Königin, „und da ich fühle, wie die Liebe uns Feeen beseligt, muß ich seufzen über der Sterblichen Liebe, deren knospendes Glück bereits den verzehrenden Wurm in sich trägt. Ja, ganz wahr sagtest du, mein Prinz, daß ein geheimer Verwandtschaftszug uns an die Menschen knüpfe, und, was immer rein und edel an ihnen ist, auch zu un-

serem Mitgefühle spreche, und unsere schützende Sorge für sie aufrufe."

„Und vor allen," sagte der deutsche Fee, „stehen die Liebenden unter unserer Obhut; denn die Liebe ist die goldene Kette, welche Alles in dem Universum verbindet; die Liebe erhellt es, gleich den Sternen und dem Glühwurm; und wo immer die Liebe auftritt in den Schicksalen der Menschen, da liegt jene geheime Verwandtschaft zu Grunde zwischen den Menschen und dem Göttlichen."

„Aber für das Menschengeschlecht gibt es keine Liebe, welche die Stunde überdauert," sagte Nymphalin, „und entweder endigt sie der Tod, oder sie siecht dahin, erdrückt durch die verknöchernde Gewohnheit; wenn die Blüthe zur Frucht gereift ist, wird sie abgepflückt, und es ist mit ihr vorbei; und deßhalb, wenn ich treue Liebe zu frühem Grabe verurtheilt sehe, tröste ich mich immer selbst wieder damit, daß ich wenigstens nicht die Schönheit getrübt und das sanfte Herz zu Stein verhärtet sehen muß. Ja, mein Prinz, so lange die Pulse noch schlagen und das warme Blut in diesem schönen Körper fluthet, den ich seit Kurzem schütze, laßt mich nie ihm entfliehen, und immer laßt meine Sorgfalt den Himmel klar, die Lüfte rein erhalten; immer die Dünste vor dem Monde und die Wolken vor den Sternen wegtreiben; immer die Träume der Holden mit zarten, glänzenden Bildern erfüllen, und in dem Spiegel des Schlafes die seligsten Erscheinungen des Feeenlandes an ihr vorüber führen; laßt mich ihre Augen immer mit jenem Zauber umschleiern, welcher sie den, dem sie ihre Seele hingab, stets ohne Makel sehen läßt! Und bis der Tod sich langsam genaht hat, laßt mich immer

dem Gespenste seine Schrecken, dem Grabe seinen Stachel rauben — so daß, sanft und ihrer selbst unbewußt, ihr Leben in den großen Ocean hinabgleite, wo die Schatten liegen, und die harmlose Seele ohne Schmerz aus ihrer Wohnung scheide!"

Und der Wunsch der Fee ward erfüllt.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Rheinufer von Drachenfels bis Brohl; ein Ereigniß, als Wendepunkt in dieser Erzählung.

Von Drachenfels an erstrahlt der Rhein in seinem eigentlichen Glanze; und noch einmal verscheuchte der Anblick dieser Ufer von Gertrudens Augen die Mattigkeit, die allmählig sie beschlich.

Die Lüfte waren rein und blau, kaum stark genug, um das Wasser noch zu kräuseln, und Gertrude fühlte den Geier nicht, der seine Klauen in ihre Brust geschlagen hatte. — Zwischen Drachenfels und Unkel breitet sich der Rhein, einem flachen See gleich, aus; die weite Ebene zur Linken ist mit Dörfern übersät; zur Rechten erblickt man die Insel Werth und die Häuser von Oberwinter;

alle Hügel sind mit Weinreben bedeckt; immer aber wandten sich Gertrudens sehnsüchtige Blicke wieder zurück nach dem hohen Kamme der sieben Hügel.

Weiter und weiter — und die Thürme von Unkel stiegen hinter einer Uferkrümmung hervor; an der entgegengesetzten Seite zogen sich jene wundervollen Basaltsäulen hin, die sich bis in die Mitte des Stromes erstrecken, und welche man, wenn der Rhein niedrig ist, gleich einer versunkenen Stadt, unter dem Wasser sich erheben sieht. Hierauf erblickt man die Ruinen von Okerfels und hört das Rauschen des ländlichen Gasbachs, der seine Wasser hier in den Rhein ausströmt. Mitten aus den Felsenklüften blickt der Weinstock üppig hervor, und verleiht ihnen einen Reichthum und eine Färbung, welche die Natur, sich selbst überlassen, ihnen unbarmherzig verweigert hätte.

„Blicket einmal rechts zurück," sagte Trevylyan, „diese Ufer waren einst die eigentliche Heimath der kühnen Räuber des Rheins, und aus dem Verstecke des dichten Dorngesträuches, das damals die rauhen Klippen bedeckte, stürzten sie sich auf ihre Opfer. Diese Zeiten des Faustrechts waren werth, darin zu leben; und ein Räuberleben zwischen diesen Bergen und neben diesem Bergstrome muß die verwirklichte Poesie des Landes gewesen seyn."

Sie rasteten in Brohl, einer kleinen Stadt zwischen zwei Bergen. Auf dem Gipfel des einen zeigen sich die grauen Ruinen von Rheineck. Die Ansicht dieses Platzes hat etwas Zauberisches und Uebernatürliches; der Boden zeigt Spuren, daß in frühern Zeiten (von denen selbst die

Sage nichts mehr weiß) einige Vulkane hier ausgebrannt haben. Die Erdart ist schwarz und pechig, und die Quellen in der Nähe führen ein dunkles, starkriechendes Wasser. Hier fällt der Brohlbach in den Rhein, und in einem wild mit Eichen und Fichten bewachsenen Thale (dessen zahlreiche Höhlen mit ihren mährchenhaften Bewohnern zu bevölkern die Sage nicht unterließ) steht die Schweppenburg, welche auch unsere Gesellschaft besuchte.

Gertrude fühlte sich bei ihrer Rückkehr ermüdet, und Trevylyan blieb bei ihr in dem kleinen Gasthause zurück, während Vane mit wissenschaftlicher Neugierde die Gebirgsschichten untersuchte.

Mit der Freimüthigkeit, welche ihre enge Verbindung ihnen erlaubte, unterhielten sie sich über solche Gegenstände, welche allein für Liebende von Interesse sind: über die Glanzepoche in der Geschichte ihrer Liebe, ihr erstes Begegnen, den ersten Eindruck, den sie aufeinander machten, die kleinen Ereignisse ihrer gegenwärtigen Reise, Ereignisse, die nur von ihnen selbst bemerkt worden waren; jenes Leben in dem Leben, welches nur zweien Wesen vereint aufgeht — welches das eine nicht kennt ohne das andere — und welches für beide in dem Augenblicke aufhört, wo sie getrennt werden.

„Ich weiß nicht, wie die Liebe Anderer beschaffen seyn mag," sagte Gertrude, „aber die unsere erscheint mir ganz verschieden von Allem, was ich von der Liebe gelesen habe. Die Bücher erzählen uns von Eifersucht und Mißverständnissen, und der Nothwendigkeit einer Abwesenheit, der Süßigkeit eines Streites; aber wir, theuerster Albert,

wissen nichts von solchen Dingen in der Liebe. Wir haben uns nie mißverstanden; wir haben auf keine Aussöhnung zurück zu blicken. Wann gab es je eine Gelegenheit für mich, dich um Verzeihung zu bitten? Unsere Liebe kennt nur eine Erinnerung — die einer unwandelbaren Zärtlichkeit! — Nicht ein bitterer, nicht ein verletzender Gedanke unterbrach je das Glück, das wir fühlten und fühlen."

„Theuerste Gertrude," sagte Trevylyan, „diesen Charakter hast du unserer Liebe aufgedrückt; du, die Sanfte, die Milde, warst der Genius, der sie durchdrang; und die Welle war ruhig und klar, denn du warst der Geist, der in ihren Tiefen lebte."

Und auf solche Reden folgte ein noch süßeres Schweigen — das Schweigen des vollen, überfluthenden Herzens. Die letzten Stimmen der Vögel — die Sonne, die langsam im Westen hinabsank — der Duft des fallenden Thaues — erfüllte sie mit jener tiefen und geheimnißvollen Sympathie, welche zwischen der Liebe und der Natur Statt findet.

Nach solchem Schweigen — einem langen Schweigen, das aber nur wie ein Augenblick erschien — geschah es, daß Trevylyan sprach, aber Gertrude ihm nicht antwortete; und sehnsüchtig, einmal noch ihre sanfte Stimme zu hören, wandte er sich nach ihr und sah sie in einer Ohnmacht liegen.

Dieß war das erste Anzeichen des bedenklichen Zustandes, zu welchem ihre wachsende Schwäche angestiegen war.

Trevylyans Herz stand still und pochte dann ungestüm; tausend furchtbare Gedanken stürmten auf ihn ein; er schloß sie in seine Arme und trug sie an das offene Fenster. Die untergehende Sonne fiel auf ihr Gesicht, auf welchem das wechselvolle Spiel des jungen Herzens und der warmen Phantasie verschwunden war; in seiner tiefen, starren Ruhe wurden die Verheerungen der Krankheit dem gemarterten Herzen Trevylyans völlig sichtbar. O Gott! was empfand er hier! Sein Herz war versteinert, aber er fühlte ein Brausen um seine Schläfe, wie von einem Gießbache — es wurde ihm dunkel vor den Augen — die Größe seiner Hoffnungslosigkeit betäubte ihn. Seit der letzten Woche hatte er für seine Freundin neue Hoffnung geschöpft; Gertrude erschien um so vieles kräftiger, denn ihr Glück hatte ihr trügliche Stärke verliehen; und obgleich es Augenblicke gab — wenn er den fieberischen Wechsel von Hitze und Frost, den schleichenden Schritt, den kurzen, stockenden Athem, ängstlich beobachtete — wo ihn plötzlich alle Zuversicht verließ, so hatte er doch nie bis jetzt diese Fülle von Angst, diese traurige Gewißheit von dem Schlimmsten gefühlt, welche das ruhig-schöne Gesicht vor ihm seiner Seele aufdrang; und mit der Pein dieses Anblicks vermischte sich alle Leidenschaft der heißesten Liebe; denn Gertrude lag in seinen Armen. Leise entstieg der süße Athem den Lippen, auf welchen die Rosen noch prangten, und das lange, reiche Haar, sanft und seiden, wie das eines Kindes, war seiner Haft entschlüpft; alle Reize Gertrudens waren so eindrucksvoll, so sanft, so rein und so jugendlich! Kaum siebenzehn Jahre alt, erschien sie noch viel jünger, als sie war; ihre Formen hatten von ihrer Rundung verloren, aber wie leicht, wie lieblich waren selbst noch die Trümmer! — Der Nacken, weißer als Schnee —

die schöne, kleine Hand! Trevylyan fühlte kaum ihr Gewicht in seinen Armen; — und er — welch ein Gegensatz — stand in der stolzesten Blüthe eines kräftigen Mannesalters! — Seine hohe Stirn, sein krauses Haar, das stolze Auge, die elastischen Formen; und an diesem gebrechlichen, schwachen Geschöpfe hing sein ganzes Herz, alle Hoffnungen seiner Jugend, der Stolz seiner Zukunft, seine Plane, seine Thätigkeit, sein Ehrgeiz!

„O Gertrude!" rief er, „ist es — ist es so — ist hier wirklich keine Hoffnung mehr?"

Und als Gertrude sich jetzt langsam wieder erholte und ihre Augen zu ihm aufschlug, war seine Bewegung so groß, und seine Kräfte durch den plötzlichen Wechsel so abgespannt, daß er sie an seine Brust schloß, als ob selbst der Tod sie ihm nicht entreißen sollte, und dann in einen krampfhaften Thränenstrom ausbrach. Es war nicht jenes Weinen, welches das Herz erleichtert, sondern der brennende Regen, der den innern Sturm begleitet; ein Zeichen des wilden Aufruhrs, der das Mark seines Lebens erschütterte, nicht der Stillung desselben.

Wieder zu sich selbst gekommen, legte Gertrude, staunend und erschrocken, ihre Arme um seinen Nacken, sah gedankenvoll in sein Gesicht, und bat ihn zu sprechen.

„War es meine Schwäche, Lieber?" fragte sie, und die Lieblichkeit ihrer Stimme erweckte in ihm nur den Gedanken, wie bald sie auf immer für ihn verstummt seyn werde; „nein," fuhr sie einschmeichelnd fort, „es war nur die Hitze des Tages; es ist mir wieder besser —

es ist mir wohl, meinetwegen sey nicht beunruhigt;" und mit all' der unschuldigen, jugendlich-zarten Hingebung küßte sie die brennenden Thränen von seinen Augen. Es waltete in diesem armen, seines Schicksals völlig unbewußten Mädchen eine Liebenswürdigkeit, eine Unschuld, wodurch ihr Loos doppelt zum Herzen sprach, und worin für den ernsten, theilnehmenden Trevylyan ein unwiderstehlicher Zauber lag. Und als sie jetzt ihr Haar auf die Seite strich und hingebend und klagend ihm in's Gesicht blickte, konnte er kaum das Bekenntniß seiner Angst und Verzweiflung zurückhalten; aber die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung — die Nothwendigkeit, vor ihr eine Ueberzeugung zu verhehlen, welche durch den Eindruck, den sie auf ihre Einbildungskraft machen müßte, nur ihr Schicksal beschleunigen würde, während sie ihrem Gemüthe den unverkümmerten Genuß der Stunde verbitterte; diese Nothwendigkeit stärkte und ermannte ihn. Durch eine jener heftigen Anstrengungen, deren allein der Mann fähig ist, unterdrückte er den Ausbruch seiner Aufregung, und suchte durch einen schnellen Strom von Worten ihre Aufmerksamkeit von einer Schwäche abzulenken, deren Ursache er ihr nicht entdecken konnte. Zum Glück kehrte Vane bald zurück; Trevylyan übergab Gertruden seiner Sorge, und verließ dann schnell das Zimmer.

Gertrude versank in Träume.

„Ach, theurer Vater!" sagte sie nach einigem Schweigen plötzlich; „wenn es wirklich schlimmer mit mir stünde, als ich in der letzten Zeit selbst glaubte — wenn ich jetzt sterben müßte, was würde Trevylyan fühlen? Gebe Gott, daß ich für ihn am Leben bleibe!"

„Mein Kind, sprich nicht so, du bist besser, viel besser, als je früher. Ehe der Herbst zu Ende geht, wird Trevylyans Glück deine gesetzliche Pflicht seyn. Denke nicht so verzagt von dir selbst.“

„Ich dachte nicht an mich,“ seufzte Gertrude, „nur an ihn!“

Sechszehntes Kapitel.

Gertrude. — Der Ausflug auf den Hammerstein. — Gedanken.

Den nächsten Tag besuchten sie die Umgebung von Brohl. Gertrude war ungewöhnlich still, denn ihr von Natur sonniges und schwärmerisches Gemüth erhellte sonst jedes Ding, das sie sah, mit seinem Schimmer. Ach einst, wie schwebend war dieser Schritt, wie lieblich wogend diese jugendlich-reizenden Formen! — wie anmuthig tanzten einst die Locken um diese lachenden Wangen! — Aber jetzt hing sie an Trevylyan's Gestalt mit einer mehr anschmiegenden Zärtlichkeit, als sie gewohnt war; sie lauschte noch emsiger seinen Worten; ihre Hand suchte die seinige; sie preßte sie oft an ihre Lippen und seufzte dann. Etwas, was sie nicht erzählen wollte, schien in ihr vorzugehen und ihre frohe Laune zu dämpfen. Aber das war das Merkwürdige an Gertruden: Alles, was ihre Fröh-

lichkeit verminderte, vermehrte ihre Zärtlichkeit. Die Schwäche ihres Körpers hatte keinen Einfluß auf ihre Gemüthsstimmung. Sie war gütig — zärtlich — liebend bis an's Ende.

Sie hatten auf das entgegengesetzte Ufer übergesetzt, um die Burg Hammerstein zu besuchen. Der Himmel war durchsichtig klar und heiter, und die Sonnenwärme in der Luft noch fühlbar, selbst als die Dämmerung vorüber und der Mond aufgegangen war; ihr Boot kehrte jetzt auf einem längeren Wege nach dem Dorfe zurück. Breit und gerade fließt der Rhein in diesem Theile seines Laufes dahin. Auf der einen Seite liegt das waldige Dorf Namedy, und das Dörfchen Fornich auf dem blauen Felsenrücken der Kreuzborner Ley (Fels); und auf dem andern Ufer erhebt sich der mächtige Felsen von Hammerstein, dessen grüne und gelbliche Ruinen in dem melancholischen Mondlichte schliefen. Zwei Thürme ragen aus den zusammengestürzten Trümmern hoch empor. Wie verändert, seit die feindlichen Banner der Spanier und Schweden von ihren Zinnen wehten; in jenem Kriege, der dem großen Wallenstein seine glänzenden Lorbeern verlieh! — In zauberhaftem Mondlichte spiegelte sich das Boot auf der ruhigen Fläche des alten ehrwürdigen Rheins, und von dünnen, schattigen Wolken umgeben, warf der Mond seine Helle über grasbewachsene Felsen und zeigte die Zwillingsthürme von Andernach, das in der Ferne ruhig da lag, in mattem Lichte.

„Wie schön ist diese Stunde!" sagte Gertrude mit schwacher Stimme; „gewiß, wir leben nicht genug in der Nacht — die eine Hälfte der Weltschönheit raubt uns der

Schlaf. Was am Tage kommt dieser heiligen Ruhe gleich, diesem Frieden, der zauberischen Stille, welche der Mond jetzt über die Erde verbreitet? — Dieß," fuhr sie fort, und drückte Trevylyan's Hand, „sind Stunden für die Erinnerung; und du — wirst du sie je vergessen?"

Es liegt etwas in der Erinnerung an solche Zeiten und Scenen, was sie uns als dem wirklichen Leben fremd und eher als eine Episode in der Geschichte desselben erscheinen läßt; sie gleichen einer Wanderung in einer mehr idealischen Welt; sie lassen sich nicht mit unseren roheren Umgebungen vermengen, und leben, für sich und allein, in uns, um ewig bewahrt, aber nicht leicht wieder hervorgerufen zu werden. Es gibt kein lebendes Wesen, dem wir sie anvertrauen könnten, das mit uns in diesen Gefühlen sympathisiren könnte — sie sind es, welche die Poesie in's Leben rufen, und jene Blätter, welche wir schaffen als unsere Vertrauten, um vor ihnen unsere Gedanken auszuschütten, die auf unserm Herzen lasten. Wir schreiben; denn unser Leser ist unser Freund; das leblose Papier ist unser Beichtstuhl; ihm vertrauen wir die Gedanken an, die wir keinem irdischen Ohre mittheilen können, und sind erleichtert — sind getröstet. Und wenn das Talent einen Vorzug vor der übrigen Welt hat, so ist es der, daß es fähig ist, dem Todten seine Ehre anzuthun — die Schönheit, die Tugenden wieder in's Leben zurück zu rufen, die nicht mehr sind; Kränze, die den Tag überleben, um die Urne zu winden, welche sonst von der Welt vergessen wäre!

Wenn der Dichter in seinen unsterblichen Versen um den Todten klagt, so sage man mir nicht, daß ihm der Ruhm da-

bei vorschwebe — er ist von Gedanken erfüllt, von Gefühlen, welche das Leben von seiner Seele verbannen. Er vertraut seinem Genius — diesem einzigen und beständigen Freund, der von seiner Wiege an mit ihm aufgewachsen ist — die Sorgen an, die zu zart sind für menschliche Sympathie; und wenn er später sein Bekenntniß der Menge überläßt, so ist es allerdings die Hoffnung auf Ehre, die ihn dazu antreibt; — aber nicht auf Ehre für ihn, sondern für das Wesen, das nicht mehr ist.

Siebenzehntes Kapitel.

Brief Trevylyan's an —

Coblenz.

Innig bin ich dir, theurer Freund, für deinen Brief verbunden. In dem schnellen Fluge unserer Reise hatte ich bis jetzt nicht die Muße — vielleicht nicht den Muth, dir darauf zu antworten. Hier aber werden wir uns einige Tage aufhalten, und ich schreibe dir jetzt an dem frühen Morgen, ehe sonst Jemand in unserem Gasthofe wach ist. Sage mir nichts von Abenteuern, von Politik, von Intriguen; meine Natur ist umgewandelt. Ich legte deinen Brief, so geistreich und glänzend er geschrieben war, mit traurigem und empörtem Herzen bei Seite. Aber jetzt bin ich etwas weniger niedergeschlagen. Gertrude ist besser — in der

That besser; es ist ein Arzt hier, der mir Hoffnung gibt; meine beständige Sorge ist, sie zu erheitern und nicht zu ermüden, und sie nie über sich selbst nachdenken zu lassen. Man sieht Leute von der empfindlichsten Gesundheit im öffentlichen Leben oder in Gewerbsthätigkeit wirken, welche buchstäblich keine Zeit haben zum Krankseyn. Laßt sie aber einmal müßig werden, laßt ihnen Zeit, sich um ihr eigenes Selbst zu bekümmern — laßt sie die Gedanken auf ihre Gesundheit richten — und sie sterben! Der Rost zehrt den Stahl auf, welchen der Gebrauch erhält; und, Dank dem Himmel, obgleich Gertrude einmal während unserer Reise, durch meine unverzeihlich thörichte Aufregung, fast einigen Verdacht von ihrem Zustande schöpfte, so war dieß doch nur vorübergehend; denn sie denkt selten an sich — ich bin immer in ihren Gedanken, nur selten nicht an ihrer Seite; und ihr kennet ja wohl die sanguinische, leichtgläubige Natur ihrer Krankheit. — Aber, in der That, ich hoffe jetzt mehr für sie, als je seit der Zeit, daß ich sie kenne.

Als ich nach einem aufgeregten, abenteuerlichen Leben, das in seinen wenigen Jahren so mancherlei Wechselfälle erfuhr, endlich an dem fremden Busen eines fern entlegenen Landestheiles Ruhe fand, und in Gertruden und ihrem Vater meine einzigen Nachbarn erblickte, da war ich in jenem Gemüthszustande, der die Leidenschaft, durch die Einsamkeit wiedergeboren, für reinere und göttlichere Eindrücke empfänglich macht. Gertrudens Schönheit ergriff, ihre Einfachheit bezauberte mich. In den Gewohnheiten und Moden der Welt abgestumpft, ward ich angezogen und gerührt durch die Unerfahrenheit, die gutmüthige Zutraulichkeit, das Kindliche ihres Gemüthes; aber wenn

ich den Spuren unserer Nationalkrankheit in ihren glänzenden Augen, auf ihren durchsichtigen Wangen begegnete, fühlte ich meine Liebe erkaltet, aber mein Interesse gesteigert. Ich wiegte mich in eingebildeter Sicherheit, während ich täglich mehr in Gefahr kam; ich bildete mir ein: ein so reines Licht könne nicht brennen, und ich ward verzehrt. Nicht eher als bis meine Sorge zur Angst, mein Interesse zum Schmerz wurde, erkannte ich das Geheimniß meines eigenen Herzens, und in dem Augenblicke, der das Verständniß mir eröffnete, entdeckte ich auch, daß Gertrude mich liebe! Was für ein Loos ward mir! welches Glück, und doch, welches Elend! Gertrude war mein — aber auf wie lange? Ich mochte diese sanfte Hand erfassen — ich mochte den zärtlichsten Bekenntnissen dieser Silberstimme lauschen — ich mochte meine Küsse auf ihre duftigen Lippen pressen — aber immer, während mein Herz von Liebe sprach, flüsterte meine Vernunft mir dazwischen vom Tode. Du weißt, daß ich für ein kaltes, fast fühlloses Gemüth gelte, daß ich nicht leicht durch zartere Gefühle zu rühren bin, aber gerade mein Stolz machte mich hier um so schwächer. Diese sanften Aufforderungen meines Schutzes, diese beständige Angst um sie, fesselten mich widerstandslos. Du weißt ferner, daß meines Vaters rasches Temperament in mir lodert, daß ich hitzig, streng und eigenwillig bin; aber ein heftiges Wort, eine Selbstvergessenheit wäre hier unverzeihlich. Von der kurzen Zeit, die ihrem irdischen Glück noch gelassen seyn mochte — durfte ich auch nur einen Augenblick ihr verbittern? Das Gefühl des Unbestandes und der Ungewißheit, welches bei kalter Vernunft meine Liebe hätte schwächen müssen, steigerte sie im Gegentheile bis zu übernatürlichem Grade. Was einer Mutter Gefühl für ihr einziges krankes Kind seyn soll,

fühlte ich für Gertrude. Mein Leben ist nichts; ich lebe in ihr!

Ihre Krankheit nahm in der Heimath bedenklich zu; man empfahl ihr eine Reise. Sie wählte die Rheingegenden dazu, und glücklicherweise bin ich mit diesen so vertraut, daß ich ihr den Weg zu ebnen und zu erleuchten vermag. Immer bin ich wach, damit sie nicht eine traurige Stunde überwältige, und gewiß würdest du manchmal lächeln, wenn du mich aus meinem beständigen Stillschweigen aufgerüttelt sähest, wie ich — ich, der unternehmende und besonnene Geschäftsmann — in die Romantik meiner früheren Jugend verfalle und das kindliche Gemüth Gertrudens mit der Erfindung von Fabeln und Rheinsagen erheitere.

Ich glaube meinen Zweck erreicht zu sehen; wenn nicht, was bleibt mir dann noch übrig? Gertrude ist besser! Welche Hoffnungsbilder umgaukeln mich bei diesen Worten; welche Aussichten für mich quellen aus ihnen! Ich wünsche, du hättest Gertrude vor unserer Abreise aus England gesehen; du würdest dann vielleicht meine Liebe für sie verstehen können. Nicht, als ob wir in den glänzenden Hauptstädten Europas unsere vorübergehenden Huldigungen nicht Gestalten von reicherer Schönheit dargebracht hätten — nicht als ob wir nie durch einen brillanteren Geist bezaubert worden wären — oder durch eine mehr abgegränzte Grazie. Aber das ist gerade das an Gertruden, was ich nie zuvor sah; diese Vereinigung von Kindlichkeit und Verstand, eine ätherische Einfalt, ein klares, nicht zu verdüsterndes Gemüth, eine Zärtlichkeit — O Gott! laß' mich nicht von ihren Tugenden sprechen; sie allein sagen mir, wie wenig sie für die Erde geschaffen ist.

Ich bitte dich, deine Briefe nach Mainz zu adressiren, wohin unser Weg uns jetzt führt, und ich hoffe auf die Nachsicht deiner Freundschaft, daß mein Brief so gar nicht eine Antwort auf den deinigen ist.

Dein

Trevylyan.

Achtzehntes Kapitel.

Coblenz. Ausflug auf das Taunusgebirge. Römischer Thurm in dem Thale von Ehrenbreitstein. — Die Freuden der Reise, verschieden der Jugend und dem Alter. — Der Heidelberger Student; seine Kritik über die deutsche Litteratur.

Gertrude hatte in der That sich während ihres Aufenthalts in Coblenz anscheinend erholt, und ein in der Stadt ansäßiger französischer Arzt (der durch seine eigenthümliche und mit ungewöhnlichem Erfolge begleitete Behandlung der Schwindsucht berühmt war) gab ihrem Vater und Trevylyan die lebhafteste Zusicherung für deren vollständige Wiederherstellung. Die Zeit, welche sie in den weißen Mauern von Coblenz zubrachten, war deßhalb der glücklichste und fröhlichste Theil ihrer Pilgerschaft. Sie besuchten die verschiedenen Plätze in der Nachbarschaft;

aber der Ausflug, welcher Gertruden das meiste Vergnügen gewährte, war der auf das Gebirge des Taunus.

Sie benützten dazu einen schönen Septembertag, setzten über den Fluß und begannen ihre Fahrt von dem Thale von Ehrenbreitstein. Sie hielten auf ihrem Wege an, um die Trümmer eines römischen Thurmes in dem Thale zu besichtigen; denn diese ganze Gegend zeigt häufige Spuren von den alten Welteroberern. Das Taunusgebirge ist noch von den Straßen durchschnitten, welche die Römer hinführten zu den Minen, aus denen sie ihr Silber herbeischafften. Römische Urnen und Steine mit Inschriften findet man oft auf diesem classischen Boden; Steine, mit Namen beschrieben, die völlig unbekannt sind — ein Sinnbild der Vergänglichkeit des Ruhms! Urnen, aus welchen die Asche verloren ist — eine wahre Satyre auf das Leben!

Einsam, grau und verwittert steht dieser Thurm in dem Thale, und der ruhige Vane lächelte, als er die blaue Uniform eines jungen Preußen, mit seiner weißen Kuppel und aufgepflanztem Bajonette, an der Stelle erblickte, welche einst von dem Klange römischer Waffen wiedergehallt hatte. Der Soldat trieb gerade seinen Scherz mit einem Landmädchen, dessen Strohhut und bäurische Kleidung die Eitelkeit des Geschlechtes nicht unterdrückte; und diese rohe und gemeine Galanterie, an solcher Stelle, war eine weitere Moral in der Geschichte der menschlichen Leidenschaften. Oben schauten die Zinnen der neuen Festung finster auf den einsamen Thurm herab, wie in dem stolzen Uebermuthe, mit welchem die gegenwärtige Gewalt auf den Verfall der Vergangenheit herabsieht, das

lebende Geschlecht auf ahnherrliche Größe. Und in dieser Rücksicht in der That mit Recht! — denn die neuere Zeit hat keine Parallele zu der Entwürdigung der Menschheit, mit deren Stempel die alte Welt gebrandmarkt ist, durch die lange Herrschaft der kaiserlichen Barbaren, welche selbst Sclaven zu Tyrannen der Erde machten — wie die Messaline, Buhlerin und Kaiserin zugleich!

Ueber die alten Bäder von Ems an den Ufern der romantischen Lahn hinauf, reisten sie weiter nach Holzapfel.

„Ach," sagte Gertrude eines Tages, als sie sich den Quellen des Carloving'schen Wiesbadens näherten: „gewiß! immer mit denen, die wir lieben, zu reisen, muß das glücklichste Leben seyn. Wenn die Heimath ihre Bequemlichkeiten hat, so hat sie auch ihre Sorgen; aber hier ist die Natur unsere Heimath, und die kleineren Uebel verschwinden, noch ehe wir sie fühlen.

„So ist es," sagte Trevylyan, wir entfliehen den Kleinlichkeiten, welche die Schmach des Lebens sind, den niedrigen Sorgen, welche uns aufzehren, den Leiden des Tages. Wir nähren den göttlichsten Theil unserer Natur — den Hang zur Bewunderung."

„Aber von allen ermüdenden Dingen," sagte Vane, „ermüdet am meisten ein immerwährender Wechsel. Die Mannigfaltigkeit selbst kann zur Monotonie werden. Wie das Auge schmerzt, wenn es lange die neuen Gestalten des Kaleidoscops betrachtet, so fühlt sich der Geist durch die beständige Aenderung der Gegenstände schmerzhaft ermat-

tet, und wir kehren entzückt zur Ruhe zurück, welche für das Leben das ist, was das Grün für die Erde."

Im Verlaufe ihres Besuchs der verschiedenen Bäder des Taunus, trafen sie zufällig mit einem deutschen Studenten von Heidelberg zusammen, der gerade auf einem der Ausflüge begriffen war, wie sie in seinem Stande unter der Benennung von „Fuchsreisen" so beliebt sind. Er war friedlicher und artiger, als die große Menge dieser jungen Wanderer, und unsere Gesellschaft ergötzte sich sehr an seiner Schwärmerei, weil sie frei erschien von aller Erkünstelung. Er war in England gewesen, und sprach das Englische gleich dem Eingeborenen.

„Unsere Litteratur," sagte er eines Tages in einer Unterredung mit Vane, „hat zwei Fehler — wir sind zu tief und zu unbeholfen. Wir sprechen nicht genug zu dem gemeinen Menschenverstande, wir machen immer aus Fleisch und Blut abstrakte Eigenschaften. Unsere Kritiker haben euern Hamlet in eine Allegorie verkehrt; sie wollen es selbst dem Shakespeare nicht erlauben, einen Menschen zu zeichnen, sondern wollen durchaus nur verkörperte Eigenschaften. Sie verkehren die Poesie in Metaphysik und die Wahrheit erscheint ihnen seicht, wenn nicht eine falsche Allegorie auf dem Grunde sichtbar wird. Wiederum engen wir unsere phantasiereichsten Werke in eine Unzierlichkeit ein, die uns ansprechend dünkt, die aber in Wahrheit nur komisch wirkt. Wir verfallen beständig vom Erhabenen in's Lächerliche — es mangelt uns der Geschmack."

„Aber ich hoffe, doch nicht der französische Geschmack. Messet doch einen Göthe oder auch einen Richter nicht nach Boileau!" sagte Trevylyan.

„Nein, denn Boileau's Geschmack war falsch. Menschen, die den Ruf eines guten Geschmacks haben, erlangen denselben oft nur durch ihre Geistlosigkeit. Unter Geschmack verstehe ich ein schnelles Gefühl für die Harmonie einer Composition, die Kunst, das Ganze mit seinen Theilen in Uebereinstimmung zu bringen, die Concinnitas — Schiller allein unter unsern Schriftstellern besitzt sie; — aber wir sind leicht zu bessern; und dadurch, daß wir so lange nur Schatten verfolgten, wurden wir endlich doch noch zu der Wahrheit geleitet. Unsere frühere Litteratur ist für uns das, was die Astrologie für die Wissenschaft, zwar falsch, aber veredelnd und hinführend zu der wahren Sprache des geistigen Himmels.

Ein andermal leitete die mit Ruinen von Klöstern übersäte Gegend, durch welche sie reisten, ihre Unterhaltung auf das Klosterleben, und die verschiedenen Zusätze, womit der Lauf der Zeiten die Religion ausgestattet; und der Deutsche sagte: „Eine Geschichte der Religion ist vielleicht eines der Werke, deren Bedürfniß in der Welt am fühlbarsten ist. Es ist wahr, wir haben verschiedene Bücher über diesen Gegenstand, aber keines leistet den von mir angeführten Bedürfnissen Genüge. Ein Deutscher müßte es schreiben; denn nur ein Deutscher würde wahrscheinlicherweise die dazu nöthige Gelehrsamkeit besitzen. Ein Deutscher allein ferner könnte den mächtigen Gegenstand mit Kühnheit und doch mit Ehrfurcht behandeln, ohne die seichte Geschwätzigkeit des Franzosen und ohne die ängstliche Sectirerei des Engländers. Es wäre ein edles Wagestück, den Faden durch die Labyrinthe der Betrügereien des Alterthums zu verfolgen, den ersten Lichtschimmer der göttlichen Wahrheit aufzudecken; das Wort Jehova's von

den Erfindungen der Menschen zu scheiden, den Allbarmherzigen zu rechtfertigen gegen den schrecklichen Glauben, der ihn zum Würgengel, zur Zornruthe machte, und an dem großen Himmel der Wahrheit auf die Erscheinung des wahren Sternes zu warten, und ihm zu folgen — gleich den Magiern des Morgenlandes — bis er über dem wirklichen Gotte still steht. Ohne einen solchen Versuch im Sinne zu haben," fuhr der Deutsche leicht erröthend fort, „habe ich die eine Seite dieses hehren Gegenstandes in einem kleinen Werke behandelt, welches ich bei mir habe; die Geschichte der wahren Religion einem begabteren Geiste überlassend, wünschte ich dieß als die Geschichte einer falschen betrachtet zu wissen; etwa als Erklärung eines Glaubens, an dessen Stelle das Christenthum im Norden trat, aber eines solchen, wie er vielleicht unter den wildesten Horden angetroffen werden mag. Es ist eine Dichtung, wie sich denken läßt; aber durch einen beständigen Rückblick auf die früheren Erfahrungen menschlicher Erkenntniß habe ich mich bemüht, sie aus Wahrheiten zusammen zu weben. Wenn ihr die Erzählung vielleicht gerne anhört — sie ist ganz kurz."

„Sehr gern!" sagte Vane; und der Deutsche zog ein zierlich gebundenes Manuscript aus seiner Tasche.

„Nachdem ich die Fehler unserer Nationallitteratur selbst so streng beurtheilte," sagte er lächelnd, „hättet ihr das Recht, auch die Fehler eines unerfahrenen Schülers derselben zu critisiren. Aber ihr werdet sehen, daß ich, obgleich mit einer Allegorie oder dem Uebernatürlichen beginnend, mich doch bestrebt habe, das Gesuchte in den Gedanken und die Dunkelheit des Planes zu vermeiden, wel-

che ich an den Regelloseren unserer Autoren tadle. Ich habe den Styl dem Gegenstande anzupassen gewünscht; er mußte, wenn ich nicht irre, rauh und massiv seyn; wie aus den Felsen der urzeitlichen Sprache gehauen. Aber Sie, Madame, verstehen ohne Zweifel nicht deutsch?"

„Ihre Mutter war eine Oestreicherin," sagte Vane, „und sie weiß wenigstens genug von der Sprache, um Sie zu verstehen; wenn es Ihnen also gefällig ist — —" Ohne weitere Vorrede begann der Deutsche die Erzählung, welche dem Leser das nächste Kapitel mittheilen wird *).

*) Nichts desto weniger muß ich feierlich erklären, daß der Deutsche Student ein Betrüger war; hätte er eine andere von meinen Erzählungen gestohlen, so würde ich es noch hingehen lassen; aber gerade eine meiner besten — ah, der Nichtswürdige!

Neunzehntes Kapitel.

Der gefallene Stern, oder die Geschichte einer falschen Religion.

„Und die Sterne saßen, ein jeder auf seinem Rubinenthrone und wachten mit schlaflosen Augen über der Welt. Es war die Nacht, welche das neue Jahr einführt, eine Nacht, in welcher jedem Sterne von dem Erzengel, der dann die Milchstraße des Universums besucht, sein besonderes Amt übertragen wird. Die Loose der Menschen und Reiche werden dann für das kommende Jahr vertheilt, und uns selbst unbewußt, werden unsere Schicksale der Pflege der Sterne anvertraut. Es ist eine stille, feierliche Nacht, in welcher die grauen Thore der Zeit sich öffnen, um den Geist des todten Jahres aufzunehmen, und der junge, strahlende Fremdling aus den dunklen Klüften der Ewigkeit hervorstürmt. Für diese Nacht haben, sagt man, die unsichtbaren Geister ein Privilegium und eine Macht;

die Todten rühren sich in ihren vergessenen Gräbern, und während die Menschen schmausen und lachen, streiten sich Dämon und Engel um ihre Herrschaft.

Es war Nacht im Himmel; Alles lag im tiefsten Schweigen, die Musik der Sphären war verhallt und nicht ein Ton kam von den Engeln der Sterne; und solcher, welche auf diesem strahlenden Throne saßen, waren es dreitausend und zehn, jeder jedem gleich. Ewige Jugend bekleidete ihre strahlenden Glieder mit himmlischer Schönheit, und auf ihren Gesichtern war jene schreckliche Ruhe, jenes fürchterliche Schweigen zu lesen, welches nichts fühlt, und nicht Theil nimmt an den Loosen, über welchen es brütet. Krieg, Sturm und Pestilenz, die Gründung von Reichen und ihren Fall, sie ordnen sie an, sie setzen sie durch, ohne Freude, ohne Mitleid. Die unmenschlichen, schreienden Verbrechen, welche umherschleichen, wenn die Welt schläft; der Vatermord mit seinem heimlichen Tritt, seiner finstern Stirn und seinem erhobenen Messer; die Mutter ohne Gatten, welche hinauswankt und hinter sich sieht und schaudert, und ihren Säugling in den Strom wirft, und das Röcheln hört und kein Mitleid hat und nicht zittert; — auf diese Laster schauen die Sternenkönige herab und zu ihnen leiten sie den bewußtlosen Schritt der Sterblichen, aber die Schuld bleicht ihren Schimmer nicht, noch machen Gewissensbisse ihre faltenlose Jugend welken. Jeder Stern trug ein königliches Diadem, die Lenden eines Jeden umgab ein Gürtel, und auf diesem eingegraben waren mancherlei mächtige Zeichen. Und der Fuß eines jeden ruhte auf einer brennenden Kugel und der rechte Arm hing über das Knie herab, und sie selbst saßen vorgebeugt auf ihren Thronen. Sie bewegten kein Glied und keine Miene, außer dem

Finger der rechten Hand, mit welchem sie von Zeit zu Zeit langsam winkten und die Schicksale der Menschen lenkten, wie der Arm der Sonnenuhr den Lauf der Zeit deutet.

Einer allein von den dreitausend und zehn zeigte nicht den gleichen Anblick, wie seine gekrönten Brüder, ein Stern, kleiner als die übrigen, und weniger leuchtend; auf dem Antlitze dieses Sternes lagerte nicht die erhabene Ruhe der andern, sondern Bosheit und Unzufriedenheit waren auf seiner mächtigen Stirne ausgeprägt.

Und dieser Stern sprach bei sich: „Siehe da! ich bin niedriger geschaffen, als meine Mitbrüder, und der Erzengel überträgt mir nicht die gleichen hohen Aemter. Nicht für mich sind die Loose der Könige und Barden, die Lenkung der Reiche, oder das edlere Amt, die Gemüther zu regieren und zur Eintracht zu führen. Menschen, deren Gesinnung gemein, deren Loos niedrig ist, bin ich bestimmt, durch ein dunkles Leben zum ruhmlosen Grabe zu leiten. Und warum? — ist es meine eigene Schuld, oder ist es die Schuld eines Andern, daß ich aus Strahlen gewoben bin, die weniger herrlich sind, als die meiner Brüder? Ja! wenn der Erzengel kommt, will ich mein gekröntes Haupt seinem Spruche nicht beugen. Ich will sprechen, wie einst Lucifer vor mir; er empörte sich wegen seines Ruhmes, ich wegen meiner Dunkelheit; er aus übermüthigem, ich aus gekränktem Stolze.“

Und während der Stern so bei sich selbst überlegte, theilte sich der obere Himmel durch einen langen Lichtstrom, und auf diesem Strome fuhr sanft und lautlos der Erzengel herab, der die Sterne besuchte; seine ungeheuern

Glieder schwammen in dem flüssigen Lichte, und seine ausgebreiteten Schwingen, jede Feder ein Strahl, trugen ihn geräuschlos weiter; aber dichte Wolken verhüllten seine Strahlen vor den Augen der Sterblichen, und während oben Alles in seinem reinen Glanze sich badete, brachen unten Sturm und Gewitter aus über den Häuptern der Kinder der Erde. „Er beugte den Himmel und kam hernieder, und Finsterniß war unter seinen Füßen."

Und die Stille auf den Gesichtern der Sterne wurde jetzt noch starrer, und die Ehrfurcht verwandelte sich in heilige Scheu. Gerade über ihren Thronen hielt der Erzengel, und seine Schwingen erstreckten sich von Osten nach Westen, überschattend mit dem Schatten seines Lichtes den unermeßlichen Raum. Dann in der strahlenden Stille ertönte, dem Donner gleich, die Musik seiner Stimme; und die Botschaft Gottes ausrichtend, wies er jedem Sterne sein Amt und seine Pflicht an, und jeder Stern beugte sein Haupt noch tiefer, als er den Befehl vernahm, während sein Thron erschüttert ward und zitterte bei der Majestät des Wortes. Aber zuletzt, als jeder der glänzenden Sterne der Reihe nach sein Amt und die Statthalterschaft über die Nationen der Erde, den Purpur und die Diademe der Könige empfangen hatte, wandte sich der Erzengel zu dem geringern Sterne, der abgesondert saß von seinen Genossen: „Siehe," sagte der Erzengel, „die rohen Stämme des Nordens, die Fischer an dem Flusse, der unten fließt, und die Jäger in den Wäldern, welche die Berggipfel in dunkles Grün verhüllen, diese seyen dir anvertraut, und ihre Loose deine Sorge. Und glaube nicht, o Stern mit den trüberen Strahlen, daß dein Amt weniger rühmlich ist, als die Aemter deiner Brüder; denn der

Bauer ist nicht weniger in den Augen deines Herrn und meines, als der König; und das Schicksal der Reiche hängt nicht mehr von den Herrschern ab, als von der Masse der Unterthanen. Die Leidenschaften und die Herzen sind das Reich der Sterne, ein mächtiges Königreich; — und nicht weniger mächtig unter dem Felle, das den Schäfer kleidet, als unter den juwelenbesetzten Mänteln morgenländischer Könige."

Dann erhob der Stern sein bleiches Antlitz von seiner Brust und antwortete dem Erzengel. „O! Jahrtausende sind verflossen, und jedes Jahr hast du mir dieselbe unwürdige Gewalt übertragen. Entbinde mich, ich bitte dich, des Amtes, das ich verachte; oder, wenn du willst, daß die niedrigen Stämme der Menschen meine Sorge seyen, so übergib meiner Führung das Loos nicht Vieler, sondern Eines, und erlaube mir, das Streben ihm einzuflößen, das die Dunkelheit des Lebens verachtet und seine Höhen ersteigt. Wenn die Niedrigen mir sollen übergeben werden, so lasse Einen unter ihnen seyn, den ich zu diesem Berufe erziehen darf, daß er den Stolz demüthige; denn, siehe, o Ordner der Sterne, während ich seit unzähligen Jahren auf meinem einsamen Throne saß, sinnend über die Dinge dort unten, schöpfte mein Geist Weisheit aus den wechselnden Schicksalen, die an den Sterblichen vorüberzogen. Auf die Völker der Erde herabschauend sah ich, wie die Menge beherrscht wurde, und lernte die Spur des Pfades verfolgen, von der die Schwäche hinführt zur Gewalt; darum wollte ich der Führer eines Solchen seyn, der, ob auch niedrig geboren, doch strebt nach der Herrschaft."

Wie wenn eine Wolke plötzlich die Mittagssonne verhüllt, so wechselte das Antlitz des Erzengels.

„Stolzer und trübseliger Stern," sagte der Herold, „deine Wünsche hadern mit dem Gange des unsichtbaren Schicksales, das, in der Ferne oben thronend, Alles ordnet und lenkt, mit der Quelle, aus der die kleinsten Kanäle des Schicksales ewig ausströmen durch das Herz des Universums. Denkst du, daß deine Weisheit allein den Bauern zum Throne führen kann?"

Und der gekrönte Stern blickte unerschrocken in das Antlitz des Erzengels und antwortete:

„Ja! gewähre mir nur den einzigen Versuch!"

Ehe der Erzengel antworten konnte, spaltete sich das entfernteste Centrum des Himmels, wie durch einen Donnerschlag, und der göttliche Herold bedeckte sein Antlitz mit seinen Händen, und eine Stimme, leise, sanft und mild, in dem Bewußtseyn unwiderstehlicher Macht, sprach zu dem murrenden Sterne:

„Die Zeit ist gekommen, daß du deinen Wunsch erlangest. Unter dir, auf jener einsamen Ebene, sitzt ein Sterblicher, düster, wie du, und unter deinem Einflusse geboren; ihn magst du bilden nach deinem Willen."

Die Stimme schwieg, wie die Stimme eines Traumes. Stille herrschte über dem Meere des Weltraumes, und der Erzengel erhob sich wieder und stieg langsam empor in einen höheren Himmel, um den göttlichen Rath-

schluß den Sternen entfernterer Welten zu verkünden. Aber die Seele des mißvergnügten Sternes frohlockte in ihm, und er sagte: „ich will einen Fürsten aus dem Thale der Hirten hervorrufen, daß die Könige erzittern sollen, welche meinen Genossen untergeben sind, und der Mündel des verachteten Sternes soll berühmter werden, als die Günstlinge seiner begünstigten Brüder; so werde ich mich für Vernachlässigung rächen — so werde ich meine Ansprüche beweisen auf die Erbschaft dessen, was die Erde Großes hat!“

* * *

Obgleich zu dieser Zeit die Welt schon seit Jahrtausenden stand und die Wanderung der Menschen schon durch verschiedene Zustände hindurch gegangen war, von denen uns unsere dunkle Sagengeschichte nichts überliefert hat, so müssen wir doch, unseren unvollkommenen Kenntnissen gemäß, den damaligen Zustand des Menschengeschlechtes auf der nördlichen Hemisphäre als beinahe den Urzustand bezeichnen.

* * *

Bei einer rohen, ungeheuern Steinmasse ohne alle künstliche Maurerarbeit, saß einsam ein Mann um Mitternacht, und schaute zum Himmel hinauf; ein Sturm hatte sich erhoben, und die Wolken waren weggezogen, und

die hohen Sterne sahen hernieder auf die reißenden Fluthen des Rheins; kein Ton war rings um den Trümmerhaufen vernehmlich, außer dem Rauschen der Wellen und dem fallenden Regen von den mächtigen Bäumen; die weißen Schaafe lagen auf der Ebene zerstreut und schliefen. Er saß über der Heerde wachend, damit nicht ein feindlicher Nachbarstamm sie unversehens überfalle; und so sprach er zu sich selbst: „Der König sitzt auf seinem Throne und ist geehrt von dem Kriegerstamme, und der Krieger brüstet sich mit den Trophäen, die er gewann; der Jäger ersteigt kühn den Berggipfel und sein Name ertönt in der Nacht rund um die Fichtenfeuer von den Lippen des Barden; und der Barde selbst ist geehrt in der Zelle. Aber ich, der ich nicht zu dem Geschlechte der Könige gehöre, und dessen Glieder nicht geschickt sind für das Getümmel der Schlachten, noch gelenkig genug, um die Horste des Adlers zu ersteigen und das Lager des sanften Hirsches; dessen Hand nicht die Harfe rühren kann, und dessen Stimme zu rauh ist zum Gesange; ich habe weder Ehre noch Macht, und Niemand beugt sein Haupt, wenn ich vorübergehe; und doch fühle ich in mir das Bewußtseyn großer Kraft, wie sie zum Herrschen, nicht zum Gehorchen bestimmt ist. Mein Auge durchdringt die Herzensgeheimnisse der Menschen — ich sehe ihre Gedanken, ehe ihre Lippen sie aussprechen; und ich verachte, während ich sie sehe, die Schwächen und die Laster, die ich niemals mit ihnen theilte — ich lache bei der Wuth des Kriegers — ich verspotte in meinem Innern die Tyrannei der Könige. Gewiß, es gibt noch etwas in des Menschen Natur, was ihn mehr tauglich macht zum Befehlen — mehr würdig des Ruhms, als die Sehnen des Arms, oder die Gelenkigkeit der Füße, oder der Zufall der Geburt!“

Als Morven, der Sohn Oßlah's, so bei sich selber dachte und still aufsah zum Himmel, gewahrte der einsame Mann einen Stern blitzesschnell seinem Platze enteilen und die schweigende Luft durchfahren, bis er plötzlich gerade über dem mitternächtigen Strome hielt, und dem Bewohner der öden Trümmer seine Strahlen auf das staunende Antlitz warf.

Als er so in den Stern schaute, erwachten fremde Gedanken in ihm. Es war, als ob er aus seinem herrlichen Anblick den Muth zu einem großen Vorhaben trinke. Eine dunkle Wolke lief schnell über die Erde und verhüllte den Stern vor seinen Augen; aber in seinem aufgeweckten Geiste blieben die Gedanken und der dunkle Entschluß zurück, der in ihm mächtig geworden, als er so in den Stern sah.

Die Sonne ging auf, und einer seiner Brüder löste ihn ab von seiner Wache über die Heerde, und er ging fort, aber nicht in das Haus seines Vaters. Sinnend stürzte er sich in die dunkle, blattlose Abgeschiedenheit des winterlichen Waldes und klar und deutlich entwickelten sich aus seinen wilden Gedanken die Umrisse seiner Hoffnungen. Während er so in sich versunken war, hörte er ein großes Geräusch in dem Walde, und voll Furcht, es möchte der feindliche Stamm des Alrich diesen Weg ziehen, erstieg er einen der höchsten Fichtenbäume, dessen beständiges Grün dem Winter die Verborgenheit, die er suchte, nicht verweigert hatte, und hinter den Zweigen versteckt blickte er ängstlich nach der Richtung hin, woher das Geräusch kam. Und es kam — es kam mit einem Gestampf und Gekrach und mit Tritten, welche die Zweige und die

Blätter, womit der Boden bedeckt war, zermalmten — es kam — es kam das Ungeheuer, das die Welt jetzt nicht mehr enthält — der mächtige Mamuth des Nordens! Langsam bewegte sich die ungeheure Masse einher, seine brennenden Augen blitzten durch die dunklen Schatten, seine halbgeöffneten Kinnladen zeigten die Backenzähne, mit welchen es die jungen Eichen des Waldes zermalmte; und die ungeheuern Hauer, welche sich bis zur Mitte seiner massiven Beine hinabkrümmten, glänzten weiß und geisterhaft, und machten das Blut dessen gerinnen, der bestimmt war, einst der furchtbarste Herrscher zu werden den Menschen dieser längstentflohenen Zeit.

Die glänzenden Augen des Ungeheuers hafteten an der Gestalt des Hirten, selbst mitten in dem dichten Dunkel der Fichte. Es hielt still — es starrte ihn an — sein Schlund öffnete sich, und ein langer, tiefer Ton, gleich dem Rollen des Donners, erschien dem Sohne des Oßlah als eine Todtenglocke, die ihn zu einem schrecklichen Grabe rufe. Aber, nachdem es ihn noch einige Augenblicke angestarrt hatte, verfolgte es wieder ruhig seinen schrecklichen Weg weiter, die Aeste zusammentretend, die ihm unter den Fuß kamen, bis noch der letzte Schall seiner gewaltigen Tritte vor dem Ohre des Hirten erstarb *).

Ehe jedoch Morven noch den Muth faßte, von dem Baume herabzusteigen, sah er Waffen durch die kahlen

---

*) Die Kritik möge beachten, daß dieses Gemälde des Thieres, dessen Geschlecht zu Grunde gegangen ist, nur den Zweck haben soll, die entfernte Periode der Geschichte zu bezeichnen, in welcher die Erzählung spielt.

Zweige der Bäume glänzen, und ein geringer Haufe des feindlichen Alrich kam ihm zu Gesicht. Er war vollkommen vor ihnen verborgen, und horchend, während sie vorüberzogen, vernahm er wie einer zu dem andern sagte:

„Die Nacht bedeckt alle Dinge, warum greifen wir sie bei Tage an?"

Und der, der das Haupt des Haufens zu seyn schien, antwortete:

„Recht so. In der Nacht, wenn sie in ihrer Stadt schlafen, wollen wir über sie herfallen. Ho! Sie werden trunken seyn vom Weine und gleich Schaafen in unsere Hände fallen."

„Aber wo, Hauptmann," sagte ein Dritter von der Bande, „sollen wir uns den Tag über verbergen? denn es gibt viele Jäger unter der Jugend des Oestrich'schen Stammes, und sie möchten uns unerwartet in dem Wald erblicken und ihren Stamm gegen uns zu den Waffen rufen."

„Ich habe dafür vorgesorgt," antwortete der Anführer. „Ist nicht die dunkle Höhle des Oderlin in der Nähe? Wird sie uns nicht vor den Augen unserer Opfer verbergen?"

Und die Männer lachten und jauchzten und zogen ihres Weges weiter in dem Walde.

Als sie fort waren, stieg Morven vorsichtig herab, schlug einen breiten Pfad ein und eilte in das Thal hinab,

das zwischen Wald und Strom lag, und in welchem die Stadt war, die der König seines Landes bewohnte. Als er an den Kriegern vorbeikam, damals Riesen, welche die Straße einherzogen (wenn man von Straßen zu jener Zeit sprechen kann) mit dem Köcher auf ihrem Rücken, und dem Jagdspeere in der Hand, lachten sie und jauchzten und zeigten auf ihn und riefen: „Morven, du Weib, Morven, du Krüppel, was thust du unter Männern?“

Denn der Sohn des Oßlah war von kleiner Statur und schmächtig, und sein Fuß hinkte seit seiner Geburt; aber unbekümmert ging er an den Kriegern vorbei. In der Vorstadt kam er zu einer großen Steinmasse, der die Wohnung einigen alter Männer war, welche hier beisammen wohnten und dem Könige mit ihrem Rathe beistanden, wenn Zeiten der Gefahr, oder wenn ein Mißjahr, Hungersnoth oder Dürre den Herrscher verwirrten und die wilden Stirnen seines Kriegerstammes umwölkten.

Sie gaben den Rath der Erfahrung, und wo ihnen Erfahrung mangelte, schöpften sie, in dem Aberglauben ihrer Unwissenheit, Gewißheit und Warnungen aus den Winden des Himmels, dem Wechseln des Mondes und dem Fluge der Wandervögel. Erfüllt (durch die Stimme der Elemente und die mannigfaltigen Geheimnisse, welche unter der Oberfläche der Dinge stets wechseln, ungelöst durch die Wunder, welche nie aufhören, durch die Furcht welche alles glaubt, und die ewigen Schlüsse der Vernunft, welche jeder Wirkung ihre Ursache anweisen) mit dem Gedanken an höhere Mächte, kamen sie ihrer Unwissenheit mit den Vermuthungen ihres Aberglaubens zu Hilfe. Aber bis jetzt kannten sie keine künstliche, überlegte, keine frei-

willige Täuschung; sie zitterten zu sehr vor den Geheimnissen, welche ihr Glaube selbst geschaffen hatte, als daß sie gewagt hätten, ein betrügerisches Spiel damit zu treiben. Sie riethen, wie ihr Glaube und ihre Einsicht es ihnen eingaben, und selbst im Traume hatten diese ergrauten Männer es niemals gewagt, ihre Krieger und ihre Könige durch die Weisheit des Betruges zu leiten.

Der Sohn des Oßlah trat mit furchtlosem Schritte in das ungeheuere Gebäude ein, und näherte sich dem Platze an dem obern Ende der Halle, wo die Alten im Rathe saßen.

„Wie, Niedriggeborener und Feigherziger," rief der Aelteste, der zu seiner Zeit ein berühmter Krieger gewesen war, „wagst du, ungerufen einzudringen in den geheimen Rath der Weisen? Weißt du nicht, Landstreicher, daß deine Strafe der Tod ist?"

„Schlage mich, wenn du willst," antwortete Morven, „aber höre! Als ich in der vergangenen Nacht vor dem zertrümmerten Pallaste unserer alten Könige saß, und, wie mein Vater mir gebot, die Schaafe hütete, die daselbst weideten, damit nicht der feindliche Stamm des Alrich unerwartet von den Bergen herabkomme und die Heerde überfalle, erhob sich ein schrecklicher Sturm, und als der Sturm sich gelegt hatte und ich zum Firmament hinaufsah, erblickte ich einen Stern von seiner Höhe gegen mich herabsteigen, und eine Stimme aus dem Sterne sprach zu mir: „Sohn des Oßlah, verlasse deine Heerde und suche den Rath der Weisen, und sage ihnen, daß sie dich aufnehmen unter ihre Zahl, oder es soll plötzlich Zerstörung

über sie kommen und die Ihrigen.“ Aber ich hatte den Muth, der Stimme zu antworten, und ich sagte: „Habe nicht dein Gespötte mit dem armen Sohne des Hirten. Siehe, sie werden mich tödten, wenn ich ein so kühnes Wort ausspreche, denn ich bin arm und werthlos in den Augen des Stammes von Destrich, und nur, die groß durch ihre Thaten und die grau von Haaren sind, diese allein sitzen in dem Rathe der Weisen.“

„Dann sagte die Stimme: „Thue nach meinem Befehle, und ich will dir ein Zeichen geben, daß du gesandt seyest von den Mächten, welche über die Zeiten herrschen und auf den Flügeln des Windes einhersegeln. Sage den weisen Männern, daß noch in dieser Nacht, wenn sie sich weigern, dich aufzunehmen in ihre Mitte, Uebel über sie kommen, und der Morgen blutig aufziehen soll.“

„Dann schwieg die Stimme und eine Wolke verhüllte den Stern; und ich überlegte bei mir und trat, o ehrwürdige Väter, zagend vor euch. Denn ich fürchtete, daß ihr mich erschlagen würdet wegen meiner kühnen Zunge, und daß ihr mich zum Tode verurtheilen würdet, darum, weil ich verlangte, was selbst den Söhnen der Könige kaum würde gestattet werden.“

Und die Aeltesten sahen einander betroffen an, und verwunderten sich sehr, und wußten nicht, was sie dem Sohne des Hirten antworten sollten.

Zuletzt sagte einer der Weisen: „Gewiß, es muß Wahrheit seyn in den Worten des Sohnes Oßlah's,

denn er würde nicht wagen, die großen Lichter des Himmels zu belügen. Wer wollte den Göttern der Nacht und ihrer Rache Trotz bieten?“

Und die Aeltesten nickten beifällig mit ihren Häuptern, aber einer sagte:

„Sollen wir den Sohn des Hirten aufnehmen als einen unseresgleichen? Nein.“ Der Name des Mannes, der so antwortete, war Darvan, und seine Worte gefielen den Aeltesten.

Aber Morven sprach: „Wahrlich, ihr Räthe des Königs, ich trachte nicht, euch gleich zu seyn. Genug, wenn ich die Thore eures Pallastes hüte, und euch diene, wie es dem Sohne Oßlah's geziemt;“ und er beugte sein Haupt demüthig, während er so sprach.

Und das Haupt der Aeltesten sagte, denn er war weiser als die anderen: „Aber wie willst du uns von dem Uebel befreien, das kommen soll? ohne Zweifel hat der Stern dich belehrt über den Dienst, welchen du uns leisten kannst, wenn wir dich in unsern Pallast aufnehmen, eben so gut, wie über das Uebel, das uns treffen soll, wenn wir uns weigern.“

Morven antwortete demüthig: „Gewiß; wenn du deinen Diener aufnimmst, so wird der Stern ihn belehren, womit er dir vergelten kann; aber bis jetzt weiß er nur, was er gesagt hat.“

Und die Aeltesten befahlen ihm, abzutreten, und sie hielten mit einander Rath und stritten sehr mit einander;

denn so unerschrocken sie waren und so kühn bei dem Kriegsgeschrei eines menschlichen Feindes, so zitterten sie doch bei der Prophezeihung eines Sternes. Und sie beschlossen dann, den Sohn Oßlah's aufzunehmen, und ihn die Thür hüten zu lassen an der Rathshalle.

Er hörte ihren Beschluß, neigte sein Haupt, ging an das Thor und setzte sich schweigend vor demselben nieder.

Die Sonne ging im Westen unter, und die ersten Sterne begannen aus der Dämmerung zu schimmern, als Morven von seinem Sitze aufsprang, und ein Zittern seine Glieder zu ergreifen schien; seine Lippen schäumten; Krampf und Entsetzen kamen über ihn; er wand sich, wie einer, den der Speer des Feindes auf den Tod getroffen hat; und plötzlich fiel er zu Boden, mit seinem Gesichte auf die steinige Erde.

Die Aeltesten nahten sich ihm, und als sie, erstaunt, ihn aufhoben, erwachte er langsam wieder wie aus einer tiefen Ohnmacht, und wild rollten seine Augen.

„Hörtet ihr nicht die Stimme des Sternes?" sagte er.

Und das Haupt der Aeltesten antwortete: „Nein, wir hörten keinen Laut."

Morven seufzte tief.

„An mich allein war das Wort gerichtet. Rufet augenblicklich, ihr Räthe des Königs, rufet die Waffen-

männer und die ganze Jugend des Stammes zusammen, und laßt sie das Schwert und den Speer ergreifen und eurem Diener folgen. Denn, hört! der Stern hat ihm verkündet, daß der Feind in unsere Hände gegeben ist, und fallen soll, wie die wilden Thiere des Waldes."

Der Sohn Oßlah's sprach mit gebietender Stimme, und die Aeltesten waren erstaunt. „Warum zögert ihr?" rief er. „Lügen die Götter der Nacht? Auf mein Haupt komme die Gefahr, wenn ich euch täusche."

Und die Aeltesten hielten mit einander Rath, und sie gingen und riefen die Waffenmänner und die ganze Jugend des Stammes zusammen, und jeder nahm Schwert und Speer, und so auch Morven. — Und der Sohn Oßlah's ging voraus, immer hinaufblickend zu den Sternen; und er ermahnte sie zu schweigen und mit heimlichen Tritten vorwärts zu gehen.

So gingen sie durch das Dickicht des Waldes, bis an die Mündung einer großen Höhle, die mit alten Bäumen und dichtem Gesträuche überwachsen war, und den Namen führte der Höhle des Oderlin; und er befahl den Anführern, die bewaffnete Mannschaft auf beiden Seiten der Höhle zur Rechten und zur Linken im Gebüsche aufzustellen.

So warteten sie schweigend bis tief in die Nacht hinein, als sie ein Geräusch in der Höhle vernahmen und den Schall von Fußtritten, und ein bewaffneter Mann aus der Höhle trat. Der Speer des Morven durchbohrte ihn, und er fiel todt an der Mündung der Höhle nieder.

Ein Anderer und noch Einer, und Beide fielen! Dann hörte man laut und lang das Kriegsgeschrei des Alrich, und heraus stürzte der Strom der Bewaffneten, dem Gießbache gleich, der seine engen Ufer durchwühlt. Und die Söhne des Destrich fielen über sie her, und der Feind war bestürzt und erschreckt durch den Ueberfall und die Dunkelheit der Nacht, und es war ein großes Blutbad.

Und als der Morgen kam, zählten die Kinder Destrich's die Erschlagenen, und fanden unter ihnen den Führer von Alrich und die Hauptleute des Stammes; und die Freude darüber war sehr groß. So zogen sie triumphirend in die Stadt zurück; und sie trugen den braven Sohn Oßlah's auf ihren Schultern und riefen: „Preis dem Diener der Sterne!"

Und Morven saß in dem Rathe der Weisen. Nun hatte der König des Stammes eine Tochter, und sie war stattlich unter den Töchtern des Stammes, und schön anzusehen. Und Morven blickte auf sie mit den Augen der Liebe, aber er wagte nicht zu sprechen.

Und der Sohn Oßlah's verlachte insgeheim die Thorheit der Menschen; er liebte sie nicht, denn sie hatten ihn verspottet; er achtete sie nicht, denn er hatte den Weisesten im Rathe der Alten getäuscht. Er mied ihre Schmausereien und Lustbarkeiten, und lebte für sich und einsam. Seine strenge Lebensweise vermehrte die geheimnißvolle Achtung, welche seine Verbindung mit den Sternen ihm gewonnen hatte, und der kühnste der Krieger beugte sein Haupt vor dem Günstling der Götter.

Eines Tages wanderte er an dem Ufer des Flusses hin und sah einen großen Raubvogel von dem Wasser aufsteigen, und auf einen Habicht Jagd machen, der die volle Stärke seiner Schwingen noch nicht erlangt hatte. Von Jugend auf hatte der einsame Morven in den großen Wäldern und an den Ufern des mächtigen Stromes die Gewohnheiten der Geschöpfe zu beobachten geliebt, welche die Natur dem Menschen unterworfen hat; und als er jetzt die Vögel sah, sprach er bei sich: „So ist es immer; durch List oder durch Stärke sucht jedes Geschöpf seine Gattung zu beherrschen.“ Während er so moralisirte, hatte der stärkere Vogel den Habicht niedergestoßen, und dieser fiel erschreckt und schnappend vor Morven's Füßen nieder. Der nahm den Habicht in seine Hände, und der Geyer umkreiste schreiend enger und immer enger seine beschützte Beute; aber Morven scheuchte den Geyer weg, steckte den Habicht in seinen Busen, trug ihn nach Hause und pflegte ihn sorglich und fütterte ihn mit seiner Hand, bis er seine Kräfte wieder erlangt hatte; und der Habicht kannte ihn und folgte ihm wie ein Hund. Und Morven sprach lächelnd bei sich: „Siehe, die leichtgläubigen Männer um mich hegen Vertrauen in den Flug und die Bewegung der Vögel. Ich will diesen armen Habicht lehren, wie er meinen Zwecken dienen könne.“ So zähmte er den Vogel und behandelte ihn seiner Natur gemäß, aber er verhehlte es sorgfältig vor Andern, und pflegte ihn im Geheimen.

Der König des Landes war alt und dem Tode nahe; und die Augen des Stammes waren auf seine zwei Söhne gewandt, aber noch wußten sie nicht, welcher der würdigere sey zu regieren. Und als Morven eines Abends

durch den Forst wandelte, sah er den jüngern von beiden, der ein großer Jäger war, traurig unter der Eiche sitzen, und in Gedanken versunken in den Boden starren.

„Worüber sinnest du, o schnellfüßiger Siror?“ sagte der Sohn des Oßlah; „und warum bist du traurig?“

„Du kannst mir nicht helfen,“ antwortete der Prinz trotzig; „geh' deines Weges.“

„Nein,“ entgegnete Morven; „du weißt nicht, was du sagst; bin ich nicht der Günstling der Sterne?“

„Geh, ich bin kein Graubart, den die Nähe des Todes zum Thoren macht; sage mir nichts von den Sternen; ich glaube nur an die Dinge, welche mein Auge sieht und mein Ohr vernimmt.“

„Stille!“ sagte Morven feierlich, und verhüllte sein Antlitz; „stille! damit der Himmel deine Unbesonnenheit nicht räche. Aber sieh, die Sterne gaben mir die Macht, einzudringen in die Geheimnisse der Herzen, und ich kann dir die Gedanken des deinigen verkünden.“

„Sprich, Niedriggeborener!“

„Du bist der Jüngere von zweien, und dein Name ist weniger bekannt im Kriege, als der deines Bruders; und doch wünschest du, über sein Haupt gesetzt zu werden, und auf dem Throne deines Vaters zu herrschen.“

Der junge Mann erbleichte. „Du hast Wahrheit auf deinen Lippen,“ sagte er mit wankender Stimme.

„Nicht von mir, von den Sternen kommt die Wahrheit.“

„Können die Sterne meinen Wunsch gewähren?“

„Sie können. Sey morgen wieder da.“ So sagend, ging Morven weiter in den Wald.

Am nächsten Tage, um Mittag, trafen sie sich wieder.

„Ich habe die Sterne befragt, und sie haben mir die Macht gegeben, um die ich bat, aber unter einer Bedingung.“

„Nenne sie.“

„Daß du deine Schwester auf ihrem Altare opferst; du mußt einen Steinhaufen aufbauen, und deine Schwester in den Wald führen, und sie auf den Altar legen, und dein Schwert in ihr Herz stoßen; so allein wirst du König werden.“

Der Prinz schauderte, und stampfte mit den Füssen, und zückte seinen Speer gegen Morven's blasse Stirn.

„Zittere,“ sagte der Sohn Oßlah's mit lauter Stimme; „höre die Götter, die dir mit dem Tode dräuen, daß du gewagt hast, deinen Arm gegen ihren Diener zu erheben!“

Während er so sprach, rollte der Donner über ihnen; denn einer der häufigen Stürme des Frühlings war im

Anzuge. Der Speer entfiel der Hand des Prinzen; er setzte sich nieder und schlug seine Augen zu Boden.

„Willst du thun nach dem Geheiße der Sterne — und herrschen?“ sagte Morven.

„Ich will!“ rief Siror mit verzweifelnder Stimme.

„Wohlan denn; diesen Abend, wenn die Sonne untergeht, führe deine Schwester hierher, aber allein; ich werde nicht bei dir seyn. Jetzt laß uns die Steine aufhäufen.“

Schweigend richtete mit seiner ungeheuern Stärke der Jäger die Felsenstücke auf, die ihm Morven bezeichnete, und sie bauten den Altar, und gingen ihres Weges.

Schön ist das Sterben der großen Sonne, wenn der letzte Laut der Vögel versinkt in dem Schooße des Schweigens; wenn die Inseln der Wolken im Lichte gebadet sind, und die ersten Sterne aufgehen über dem Grabe des Tages!

„Wohin leitest du meine Schritte, mein Bruder,“ sagte Orna, „und warum bebt deine Lippe? warum wendest du dein Antlitz weg?“

„Ist nicht der Wald schön? lockt er uns nicht weiter, meine Schwester?“

„Und warum sind diese Steinhaufen aufgethürmt?“

„Das mögen Andere beantworten; ich häufte sie nicht auf.“

„Du zitterst, Bruder, wir wollen umkehren.“

„Nicht so; bei diesen Steinen liegt ein Vogel, den mein Speer heute durchbohrte; ein Vogel von schönem Gefieder, ich habe ihn für dich getödtet.“

„Wir sind bei dem Haufen; wohin hast du den Vogel gelegt?“

„Hierher!“ rief Siror; und er faßte die Jungfrau in seine Arme, und warf sie auf den rohen Altar, und zog sein Schwert, um es ihr in das Herz zu stoßen.

Gerade über den Steinen erhob sich eine riesenhafte Eiche, die Tochter undenklicher Zeiten; und von der Eiche, oder von dem Himmel, ertönte eine laute und feierliche Stimme: „Halt' ein, Sohn des Königs, die Sterne verschonen ihr Eigenthum; du sollst die Jungfrau nicht erschlagen, und doch sollst du herrschen über den Stamm von Oestrich; aber du sollst Orna dem Günstlinge der Sterne zur Braut geben. Erhebe dich und gehe deines Weges!“

Die Stimme schwieg. Der Schrecken hatte die Lebensgeister Orna's für einige Zeit fortgescheucht, und Siror trug die Ohnmächtige in seinen starken Armen durch den Wald nach Hause.

„Ach!“ sagte Morven, als er am nächsten Tage wieder mit dem ehrgeizigen Prinzen zusammentraf; „ach,

die Sterne haben mir ein Loos zugetheilt, wornach mein Herz sich nicht sehnt; denn ich, der Einsamkeit zugethan, und ein Krüppel am Körper, bin unempfänglich für die Flammen der Liebe; und immer, wie du und dein Stamm wissen, habe ich die Augen der Weiber gemieden, denn die Mädchen lachten über meine hinkenden Schritte und meine düstern Züge; und so lernte ich in meiner Jugend bei Zeiten alle Liebesgedanken verbannen; aber seit sie mir sagten (wie sie es auch dir verkündeten), daß allein durch diese Verbindung du, o geliebter Prinz! deines Vaters Federnkrone erhalten könnest, beuge ich mich ihrem Willen."

„Aber," sagte der Prinz, „nicht eher, als bis ich König bin, kann ich dir meine Schwester zur Ehe geben, denn du weißt, daß mein Vater mich vernichten würde, wenn ich von ihm verlangte, daß er die Blüthe unseres Stammes dem Sohne des Hirten Oßlah gebe."

„Du sprichst Worte der Wahrheit. Geh' heim und fürchte nichts. Aber wenn du König bist, muß das Opfer gebracht werden, und Orna die meine seyn. Ach, wie könnte ich es wagen, meine Augen zu ihr zu erheben. Aber so gebieten es die hehren Könige der Nacht! — wer kann ihrem Worte widersprechen?"

„Der Tag, der mich als König erblickt, sieht auch Orna als die deine," antwortete der Prinz."

Morven wandelte allein weiter, wie er gewohnt war, und er sagte zu sich: „Der König ist zwar alt, aber doch kann er noch lange leben zwischen mir und meiner

Hoffnung!“ und er begann in seinem Geiste zu überlegen, wie er diese Zeit abkürzen könne. So in Gedanken versunken, wandelte er unbehutsam immer weiter, bis die Nacht ihn überfiel, und er seinen Pfad in dem Dickicht des Waldes verlor, und nicht wußte, wie er den Heimweg wieder finden sollte; er legte sich also still nieder unter einen Baum und ruhte daselbst, bis der Tag anbrach; da überfiel ihn der Hunger, und er suchte unter dem Gebüsche nach solchen einfachen Wurzeln, wie die waren, mit welchen er (denn er kümmerte sich nie viel um seine Nahrung) den Anforderungen der Natur Genüge zu leisten gewohnt war.

Er fand, unter anderen bekannteren Kräutern und Wurzeln, auch rothe Beeren von lieblichem Geschmacke, welche er nie zuvor bemerkt hatte. Er aß sparsam von ihnen, und war noch nicht weit in dem Walde vorgeschritten, als es ihm vor den Augen zu schwimmen begann, und er eine tödtliche Krankheit über sich kommen fühlte. Einige Stunden lang lag er zusammengekrümmt auf dem Boden und erwartete den Tod; aber die Magerkeit seines dürren Körpers und seine strenge Enthaltsamkeit siegten über das Gift, und er erholte sich langsam wieder und nach großen Qualen; aber mit schwachen Schritten kehrte er zu der Stelle zurück, wo die Beeren wuchsen, pflückte einige und verbarg sie in seinem Busen, und mit Anbruch der Nacht gewann er die Stadt wieder.

Am nächsten Tage ging er hinaus zu den Heerden seines Vaters, fing ein Lamm, und ließ es einige von den Beeren verschlucken, und das Lamm entsprang ihm, rannte davon und fiel todt nieder. Dann nahm

Morven etwas mehr von den Beeren, zerkochte sie, mischte den Saft mit Wein, und gab den Wein in's Geheim einem der Diener seines Vaters, und der Diener starb.

Dann ging Morven zu dem Könige, und als er mit ihm allein war, sagte er zu ihm: „Wie befindet sich mein Herr?"

Der König saß auf einem Lager, aus Wolfsfellen gemacht, und seine Augen waren gläsern und trübe, aber seine greisen Glieder waren riesig, und seine Statur war sehr groß, denn er war um einen Kopf höher, als die Menschenkinder, und kein Lebender konnte den Bogen spannen, den er in seiner Jugend gespannt hatte. Grau, hager und abgestumpft saß er da, wie eines der mächtigen Gerippe, welche von Zeit zu Zeit aus dem Schooße der Erde gegraben werden — ein Ueberrest der Stärke der Ahnen.

Und der König sagte matt und mit geisterhaftem Lachen:

„Den Männern von meinen Jahren geht es schlimm. Was hilft mir meine Stärke? Besser, ich wäre als ein Krüppel geboren, wie du, so hätte ich nichts zu klagen im Alter."

Morven erröthete bis unter die Stirn; aber er verbeugte sich demüthig. —

„O König, wenn ich dir aber deine Jugend zurückgeben könnte? wenn ich das Feuer in deinen Gliedern wieder anfachen könnte, das dich von den Söhnen der

Menschen unterschied, als die Krieger des Alrich wie Gras vor deinem Schwerte fielen?“

Der König schlug seine dunkeln Augen auf und sagte: „Was meinest du, Sohn des Oßlah? ich höre viel von deiner großen Weisheit und wie du nächtlich mit den Sternen sprächest. Können die Götter der Nacht dir das Geheimniß eröffnen, das Alter wieder jung zu machen?“

„Versuche sie nicht durch Zweifel,“ sagte Morven ehrerbietig. „Kein Ding ist unmöglich bei den Beherrschern der dunkeln Stunden; und — ja, der Stern, der deinen Diener liebt, sprach zu ihm im Tode der Nacht und sagte: „Stehe auf und gehe zu dem Könige, und erzähle ihm, daß die Sterne den Stamm des Destrich ehren, und nicht vergessen, wie der König seinen Bogen gegen die Söhne des Alrich spannte; deßhalb, schau, unter dem Steine, der zur Rechten vor deiner Wohnung liegt, — gerade neben dem Fichtenbaume, dort wirst du ein Gefäß aus Thon finden, und in dem Gefäße ein liebliches Getränk, welches den König, deinen Herrn, sein Alter für immer wird vergessen machen.“ Und als der Morgen anbrach, erhob ich mich, und sah nach unter dem Steine, und fand das Gefäß von Thon, und jetzt habe ich es hierher gebracht zu meinem Herrn, dem Könige.“

„Schnell — Sclave — schnell! daß ich trinke und meine Jugend wieder gewinne!“

„Nein, höre erst, o König, weiter sprachen die Sterne zu mir:

„Es ist nur bei Nacht, wenn die Sterne regieren, daß diese ihre Gabe wirken kann; deßhalb muß der König warten bis zur Stille der Mitternacht, wenn der Mond hoch am Himmel steht, und dann mag er die Flüssigkeit mit seinem Weine vermischen. Und er muß Niemanden entdecken, daß er die Gabe von der Hand des Dieners der Sterne empfangen hat. Denn sie thun ihr Werk im Geheimen, wenn die Menschen schlafen; deßhalb lieben sie nicht das Geplapper der Mäuler, und der, der ihre Wohlthaten verkündet, wird sicherlich sterben."

„Fürchte nichts," sagte der König, und ergriff das Gefäß; „keiner soll es wissen — und sieh, wenn ich morgen aufstehe — und meine zwei Söhne, die um meine Krone streiten — wahrlich, ich werde jünger seyn als sie!"

Dann lachte der König laut; und er dankte kaum dem Diener der Sterne, noch versprach er ihm einen Lohn, denn die Könige in jenen Tagen bekümmerten sich wenig um anderer Menschen Wohl.

Und Morven sprach zu ihm: „Soll ich nicht meinem Herrn zur Hand seyn? denn vielleicht möchte ohne mich die Arznei ihre Wirkung verfehlen."

„Ja," sagte der König, „bleibe hier."

„Doch," erwiederte Morven, „deine Diener werden sich wundern und allerlei sprechen, wenn sie den Sohn Oßlah's in deinem Pallaste weilen sehen. So würde vielleicht das Mißfallen der Götter der Nacht erregt. Darum sorge, daß die Hinterthüre des Pallastes nicht ge-

schlossen sey, damit in der Stunde der Nacht, wenn der Mond mitten am Himmel steht, ich mich ungesehen in deine Kammer schleichen und die Flüssigkeit mit deinem Weine vermischen mag."

„So geschehe es," sagte der König; „du bist weise, obgleich deine Glieder krumm und kurz sind, und die Sterne einen größeren Mann hätten wählen können." Dann lachte der König wieder, und Morven lachte mit, aber die Freude des Sohnes Oßlah's war Gefahr drohend.

Die Nacht begann abzunehmen, und die Kinder Oestrichs waren in tiefem Schlafe begraben, als plötzlich eine laute Stimme durch die Straßen rief: „Wehe, Wehe! Erwachet, ihr Söhne von Oestrich, — Wehe!" Verstört, wild-aufgeregt — mit dem Speere in der Hand, stürzten die Riesensöhne des rauhen Stammes heraus, und sahen einen Mann auf der Höhe in der Mitte der Stadt, der „Wehe!" schrie; und es was Morven, der Sohn Oßlah's. Und er sagte zu ihnen, als sie um ihn standen und ihn anstarrten: „Männer und Krieger, höret und zittert! Der Stern des Westens hat also zu mir gesprochen: „„Uebel soll auf das königliche Haus von Oestrich fallen, ja, noch ehe der Morgen graut; darum laufe weherufend durch die Straßen, und bereite die Einwohner auf ihr Unglück vor!"" So stand ich auf und that nach dem Befehle der Sterne!" Und während Morven noch sprach, rannte ein Diener des königlichen Hauses daher unter den Haufen und schrie laut: — „Der König ist todt!" Sie gingen in den Pallast, und fanden den König steif auf seinem Lager, und seine

mächtigen Glieder waren zusammengekrümmt und verzerrt durch den Todeskampf, und seine Hände geballt wie einem Feinde drohend — dem Feinde alles lebendigen Fleisches! Und Furcht kam über die, welche ihn schauten, und sie betrachteten Morven mit tieferer Ehrfurcht, als der kühnste Krieger hätte erlangen können; — und sie trugen ihn zurück an die Rathshalle der weisen Männer, wehklagend und ihre Hände in Jammer ringend, und immer wieder ausrufend: „Ehre Morven, dem Propheten!“ und dieß war das erste Mal, daß der Name Prophet in diesem Lande genannt wurde.

Am Mittage des dritten Tages nach dem Tode des Königs suchte Siror Morven auf, und sprach: „Ach, mein Vater ist nicht mehr, und das Volk versammelt sich diesen Abend bei Sonnenuntergang, um seinen Nachfolger zu ernennen; und die Krieger und die jungen Männer werden gewiß meinen Bruder wählen, denn er ist bekannter im Kriege. Deßhalb verlasse mich nicht!“

„Schweige, Knabe,“ sagte Morven streng, „und wage nicht, an der Wahrhaftigkeit der Götter der Nacht zu zweifeln.“

Denn Morven begann jetzt, auf seine Macht bei dem Volke zu trotzen und zu sprechen, wie Herrscher sprechen, selbst mit Königssöhnen. Und die Stimme des stolzen Siror schwieg, und er wagte nicht zu antworten.

„Siehe, sagte Morven, und nahm einen Kranz von bunten Federn, „trage dieß auf deinem Kopfe, und schau muthig drein, denn das Volk liebt einen selbstvertrauenden,

hoffnungsvollen Geist; und so gehe hinab mit deinem Bruder auf den Platz, wo der neue König gewählt wird, und überlasse das Uebrige den Göttern. Aber vor allen Dingen vergesse nicht diesen Kranz, er ist gesegnet von den Göttern der Nacht."

Der Prinz nahm den Kranz und ging nach Hause.

Es war Abend, und die Krieger und die Häupter des Stammes waren auf dem Platze versammelt, wo der neue König sollte gewählt werden. Und die Stimmen der Mehrzahl begünstigten den Prinzen Voltoch, den Bruder des Siror; denn er hatte zwölf Feinde mit seinem Speere erschlagen; und wahrlich, in jenen Tagen war dieß eine große Tugend an einem Könige.

Plötzlich entstand ein Geschrei auf den Straßen, und das Volk rief: „Platz für Morven, den Propheten, den Propheten!" Denn das Volk hielt den Sohn des Oßlah in größeren Ehren, als selbst die Häuptlinge. Jetzt, seitdem er ein solches Ansehen erlangt hatte, gab Morven seinen Mienen eine Würde, wovon der Sohn des Hirten in seinen früheren Tagen nichts gewußt hatte, und obgleich er klein war und hinkte, so war doch seine Haltung jetzt stolz und ernst. Er allein von dem Stamme trug einen Mantel, der die Erde streifte, nur sein Haupt war bloß, und seine langen, schwarzen Haare fielen bis zu dem Gürtel herab, und nie trat ein Wechsel oder eine menschliche Leidenschaft auf sein ruhiges Antlitz. Er schmauste nicht, und trank keinen Wein, noch sah man ihn häufig auf den Straßen. Er lachte nicht, noch lächelte

er je, außer allein in dem Walde — und dann lachte er über die Thorheiten der Menschen.

So schritt er langsam durch den Haufen, und wandte sich weder zur Rechten, noch zur Linken, sondern die Menge trat zurück vor ihm; und er unterstützte seine Schritte mit einem knotigen Fichtenstabe.

Und als er auf dem Platze angekommen war, wo die Häupter sich versammelt hatten, die beiden Prinzen in der Mitte, gebot er Schweigen dem Volke; dann stieg er auf einen hohen Felsblock, und sprach so zu der Menge:

„Prinzen, Krieger und Barden! Ihr, Räthe der Weisen, und ihr, o Jäger der Forsten und Angler der Fische des Stromes! horchet auf Morven, den Sohn Oßlah's! Ihr wisset, daß ich niedrig von Geburt und schwach am Körper bin; aber gab ich nicht den Stamm des Alrich in eure Hände, und richtetet ihr nicht ein großes Blutbad an unter ihnen im Dunkel der Nacht? Gewiß, ihr müsset wissen, daß dieß der Sohn des Hirten nicht aus sich selber that, sondern daß er nur der Gesandte der strahlenden Götter war, welche die Kinder von Destrich lieben. Vor drei Nächten, als der Schlaf über der Erde lag, hörtet ihr nicht da eine Stimme in den Straßen? Rief ich nicht Wehe über das königliche Haus von Destrich? und wahrlich, der finstere Arm hatte die Brust des Mächtigen getroffen, der nicht mehr ist. Konnte ich dieß nur geträumt haben, oder war es nicht die Stimme der erhabenen Mächte, welche über dem Stamm von Destrich wachen? Darum, ihr Männer und Häupt-

linge, verachtet nicht den armen Hirtensohn, sondern höret auf seine Worte; denn sind sie nicht die Weisheit der Sterne? Siehe, in der vergangenen Nacht saß ich allein in dem Thale, und Stille herrschte rings unter den Bäumen, und kein Lüftchen wehte; und ich sah zu dem Sterne hinauf, der dem Sohne Oßlah's seinen Rath ertheilt; und ich sagte: „Erhabener Besieger der Wolken, du, der du deine Schönheit in den Strömen badest, und die Fichtenzweige mit deinem Lichte durchdringst; siehe, dein Diener ist betrübt, weil einer der Mächtigen dahingegangen ist, und viele Feinde die Häuser meiner Brüder umlagern; und es ist Noth, daß sie wieder einen König bekommen, mächtig und glücklich im Kriege, den Liebling der Sterne. Darum, o Stern, weil du die Krieger des Alrich in unsere Hände gabst, und uns warntest bei dem Falle der Eiche unseres Stammes, darum bitte ich dich, du wollest dem Volke ein Zeichen geben, daß es den König wählen möge, welchen die Götter der Nacht vorziehen."

„Und eine leise Stimme, süßer als die Musik der Barden, ertönte aus der Stille der Nacht: „„„Die Liebe für deinen Stamm ist den Sternen der Nacht wohlgefällig; gehe denn, Sohn Oßlah's, und trete vor die Versammlung der Häupter und des Volkes, und sage ihnen, daß sie dich nicht verachten sollen, weil du langsam auf der Jagd bist und wenig bekannt im Kriege; denn die Sterne gaben dir Weisheit zum Ersatze für Alles. Sage dem Volke, daß, wie die Weisen des Rathes aus dem Vogelfluge Belehrung schöpfen, so durch den Flug der Vögel ihnen ein Zeichen gegeben werden soll, wen sie zu wählen haben zu ihrem Könige. Denn die Vögel, sagte der Stern der Nacht, sind die Kinder der Winde, sie ge-

hen zu und ab in dem Ocean der Lüfte, und besuchen die Wolken, welche die Kriegsschiffe der Götter sind. Und ihre Musik besteht nur aus Bruchstücken der Melodien, welche sie von den himmlischen Harfen erlauschen. Sind sie nicht die Boten der Stürme? Ehe der Strom gegen das Ufer schlägt, und der Regen herabfällt, erkennt man nicht schon aus der Klage der Vögel und ihrem niedrigen Kreisen über der Erde das Nahen des Sturmes? Deßhalb glaubet ihr mit Recht, daß die Kinder der Luft taugliche Boten sind zwischen den Söhnen der Menschen und den Herren der Welt in der Höhe. Sage dann dem Volke und den Häuptern, daß sie von den Tauben, welche auf dem Firste des Pallastes nisten, eine weiße Taube nehmen und sie in die Luft steigen lassen sollen; und die Götter der Nacht werden die Taube ansehen wie ein Gebet, das von dem Volke kommt, und sie werden einen Boten senden, um die Bitte zu gewähren, und den Stämmen von Oestrich einen König zu geben, der ihrer würdig ist.““ Weiter sprach der Stern nichts.“

Die Freunde Voltochs murrten über diese Rede und sagten: „Soll dieser Mensch uns vorschreiben, wer König werden möge?“

Aber das Volk und die Krieger riefen: „Höret auf den Stern! Kämpfen wir nicht auch oder verweigern die Schlacht, je nach dem Fluge der Vögel? — sollen wir nicht durch das nämliche Zeichen den wählen, welcher uns anführe im Kampfe?“ Und die Sache schien ihnen natürlich, denn sie entsprach den Gebräuchen des Stammes. Sie nahmen dann eine der Tauben, welche auf dem Gie-

bei des Pallastes nisteten, und brachten sie an den Ort, wo Morven stand; und er schaute zu den Sternen empor und ließ den Vogel fliegen, indem er leise Worte vor sich hinmurmelte.

In kleiner Entfernung von dem Orte war eine Baumgruppe, und als die Taube in die Höhe flog, stieg plötzlich ein Habicht aus dem Gehölze auf und verfolgte die Taube. Die Taube erschrack und erhob sich kreisend hoch über die Versammlung, als der Habicht, sich einige Augenblicke auf seinen Schwingen wägend, plötzlich herabstieß, und, ohne sich weiter um seine Beute zu bekümmern, sich auf das befiederte Haupt des Siror herabließ.

„Sehet," rief Morven mit lauter Stimme, „sehet euern König!"

„Heil, Heil dem Könige!" jauchzte das Volk, „Heil dem Auserwählten der Sterne!"

Morven streckte hierauf seine rechte Hand aus, und der Habicht verließ den Fürsten und flog auf Morven's Schultern. „Vogel der Götter," sagte dieser ehrerbietig, „hast du nicht eine geheime Botschaft für mein Ohr?" Und der Habicht legte seinen Schnabel an Morvens Ohr, und dieser neigte demüthig sein Haupt; und der Habicht blieb von diesem Augenblicke bei Morven und ließ sich nicht wegscheuchen. Und Morven sagte: „Die Sterne haben mir diesen Vogel gesandt, daß zur Tageszeit, wenn ich sie nicht sehe, wir nie ohne einen Berather seyen im Unglück."

So wurde Siror zum Könige gemacht, und Morven, der Sohn Oßlah's, durch den Willen des Königs genöthigt, Orna zu seinem Weibe zu nehmen; und das Volk und die Häuptlinge ehrten Morven, den Propheten, mehr, als alle Aeltesten des Stammes.

Eines Tages sprach Morven bei sich selber: „Bin ich nicht bereits dem Könige gleich? ja, ist nicht der König mein Diener? Habe ich ihn nicht seinem Bruder vorgezogen? Bin ich deßhalb nicht geschickter zum Regieren, als er? Soll ich ihn nicht von seinem Throne stoßen? Es ist ein mühsames und unruhiges Geschäft, über die wilden Männer von Destrich zu herrschen, in der vollen Halle zu schmausen und die Krieger zum Streite zu führen. Sicherlich, wenn ich nicht schmausete, noch in den Krieg auszöge, so würden sie sagen: Dieser ist kein König, sondern der Krüppel Morven; und einige von dem Geschlechte des Siror könnten mich im Geheimen ermorden. Aber kann ich nicht größer seyn, als die Könige, und fortfahren, sie zu wählen und zu leiten, und doch nach meinem eigenen Gutdünken leben, wie bisher? Gewiß, die Sterne sollen mir einen neuen Pallast und viele Unterthanen verschaffen."

Unter den weisen Männern war Darvan; und Morven fürchtete ihn, denn sein Auge belauschte oft die Handlungen und Gedanken des Sohnes Oßlah's.

Und Morven sagte: „Es wäre besser, diesen Mann zum Vertrauten zu haben, als ihn zu blenden, denn ich brauche einen Helfer und einen Freund." Darum sagte

er zu dem weisen Manne, als er allein saß und die untergehende Sonne betrachtete:

„Es scheint mir, o Darvan! daß wir ein großes Gebäude zur Ehre der Sterne aufbauen sollten, und dieses Gebäude sollte herrlicher seyn, als alle Palläste der Häuptlinge und der Pallast des Königs; denn sind nicht die Sterne unsere Herren? Und du und ich sollten die Hauptbewohner des neuen Pallastes seyn, und darin wollen wir dann den Göttern der Nacht dienen, und ihre Altäre mit den fettesten Thieren aus unsern Heerden und den frischesten Früchten der Erde bedecken.“

Und Darvan sagte: „Du sprichst, wie es dem Diener der Sterne geziemt. Aber wird das Volk helfen den Bau aufzuführen? sie sind ein kriegerisches Geschlecht und lieben die Arbeit nicht.“

Und Morven antwortete: „Ohne Zweifel werden die Sterne die Ausführung des Werkes befehlen. Fürchte nichts!“

„In Wahrheit, du bist ein wunderbarer Mann, und deine Worte dringen immer durch; und ich wünsche, Freund, du wolltest mich die Sprache der Sterne lehren.“

„Sey versichert, wenn du mir dienest, sollst du sie kennen lernen,“ antwortete der stolze Morven. Und Darvan war in's Geheim erbost, daß der Sohn des Hirten den Dienst eines der Aeltesten und eines Häuptlinges verlangte.

Und als Morven zu seinem Weibe zurückkehrte, fand er sie in Thränen zerfließend. Denn sie liebte den Sohn Oßlab's mit einer außerordentlichen Liebe, weil er nicht so roh war und wild, wie die Männer, die sie vorher kennen gelernt hatte; und sie war stolz auf seinen Ruf bei dem Stamme; und er nahm sie in seine Arme und küßte sie, und fragte sie, warum sie weine. Da erzählte sie ihm, daß ihr Bruder, der König, sie besucht und bittere Worte gegen Morven gesprochen habe. „Er nimmt die Liebe meines Volkes von mir," hatte Siror gesagt, „und blendet es mit Lügen. Und wie er mich zum Könige gemacht hat, kann er mir nicht auch die Krone wieder nehmen? Wahrlich, eine neue Erzählung von den Sternen kann die alte umstoßen." Und der König hatte ihr befohlen, Acht zu geben auf Morvens Geheimnisse, und zu sehen, ob Wahrheit in ihm sey, wenn er sich seiner Gemeinschaft mit den Gewalten der Nacht rühme. Aber Orna liebte Morven mehr, als Siror, deßhalb erzählte sie ihrem Gatten Alles.

Und Morven empfand die Undankbarkeit des Königs tief, und war darüber sehr in Sorgen, denn ein König ist ein mächtiger Feind; aber er tröstete Orna, und gebot ihr, sich zu verstellen, und auch bei ihrem Bruder über ihn zu klagen, damit er ihr verdachtlos das anvertrauen möchte, was er gegen Morven im Sinne habe.

Bei Morvens Haus war eine Höhle, in welcher er den heiligen Habicht aufbewahrte, und worin er in's Geheim andere Vögel zähmte, und für zukünftige Bedürfnisse abrichtete; und das Thor der Höhle war immer verriegelt. Eines Tages war er so beschäftigt, als er in der

Mauer, ihm gegenüber, eine Ritze bemerkte, die er nie zuvor gesehen hatte; und die Sonne schien lieblich durch die Ritze; und während er hinsah, verdunkelte sich der Sonnenstrahl, und er sah ein menschliches Antlitz, das durch die Ritze hereinschaute. Und Morven zitterte, denn er erkannte, daß er belauscht worden war. Er sprang eilig aus der Höhle, aber der Späher war unter den Bäumen verschwunden; und Morven ging geraden Weges in das Haus Darvans, und setzte sich daselbst nieder. Aber Darvan kehrte nicht nach Hause bis spät, und er stutzte und wurde blaß, als er Morven sah. Aber Morven begrüßte ihn als Bruder, und lud ihn zu dem Mahle, welches er zum ersten Male bei dem Vollmonde zur Ehre der Sterne zu geben beschlossen habe. Und aus Darvans Zimmer ging er zu seinem Weibe zurück, und gebot ihr, ihre Haare zu zerraufen, und in der Dämmerung zu ihrem Bruder, dem Könige, zu gehen, und sich bei ihm bitter über Morvens Betragen zu beklagen, um die schwarzen Plane der Brust des Königs zu entlocken. „Denn gewiß," sagte er, „hat Darvan deinen Bruder belogen, und es steht mir Böses bevor, das ich gern wissen möchte."

So suchte denn Orna am nächsten Morgen den König auf und sagte: „Der Sohn des Hirten hat mich geschmäht, und harte Worte zu mir gesprochen. Soll ich nicht gerächt werden?"

Und der König stampfte mit den Füßen, und schlug an sein mächtiges Schwert. „Gewiß sollst du gerächt werden, denn ich habe von einem der Aeltesten etwas gehört, was mich überzeugt, daß der Mann das Volk belo-

gen hat; und der Niedriggeborene soll sterben. Ja, das erste Mal, wenn er allein in den Wald geht, wollen wir, mein Bruder und ich, ihn überfallen und todtschlagen.“ Und mit diesem Troste entließ Siror seine Schwester.

Und Orna warf sich ihrem Gatten zu Füßen. „Fliehe schnell, mein Geliebter — fliehe in die Wälder fort vor meinen Brüdern, oder das Schwert des Siror wird deine Tage enden.“

Der Sohn Oßlah's faltete seine Arme über einander, und schien in schwarze Gedanken versunken; und er horchte nicht auf die Stimme Orna's, obgleich sie wieder und wieder ihn zu entfliehen bat.

„Fliehen?“ sagte er endlich. „Nein, ich war zweifelhaft, mit welcher Strafe die Sterne unsern Feind niederschmettern sollen. Krieger mögen fliehen. Morven, der Prophet, siegt mit mächtigeren Waffen, als das Schwert ist.“

Nichts desto weniger war Morven in seinem Innern völlig verwirrt, und wußte nicht, wie er sich der Rache des Königs entziehen sollte. Während er so hoffnungslos dasaß und nachsann, hörte er das Rauschen des Wassers; und siehe, der Fluß (denn es war jetzt das Ende des Herbstes) hatte seine Ufer gesprengt, und das Thal und die Häuser der Stadt überschwemmt. Und die Männer des Stammes und die Weiber und die Kinder kamen wehklagend zu Morvens Haus gerannt und schrien: „Siehe, der Strom ist über uns eingebrochen; rette uns, du Beherrscher der Sterne!“

Da stieg in Morven plötzlich ein kühner Gedanke auf, und er beschloß, sein Loos auf einen verzweiflungsvollen Plan zu wagen.

Und er trat ruhig und düster aus seinem Hause und sagte: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Ich kann euch nicht aus dieser Gefahr erretten, in welche ihr euch selbst gestürzt habt."

Und sie schrien: „Wie, o Sohn Oßlah's? — Wir kennen unser Verbrechen nicht."

Und er antwortete: „Geht hinunter zu dem Pallaste des Königs und wartet vor demselben; ich werde euch nachfolgen, und ihr sollt erfahren, wodurch ihr diese Strafe von den Göttern auf euch geladen habt." Und tobend wälzte sich der Haufe hinab, wie die zurückweichende See; und als sie wieder fort waren, ging Morven allein in das Haus des Darvan, welches neben dem seinigen stand. Und Darvan war sehr in Angst, denn er war von sehr hohem Alter; er hatte weder Kinder noch Freunde, und er fürchtete sehr, ohne fremde Hilfe dem Wasser nicht entrinnen zu können.

Und Morven sagte schmeichelnd zu ihm: „O, das Volk liebt mich, und ich will sorgen, daß du gerettet wirst, denn wahrlich, du hast freundschaftlich an mir gehandelt, und mir viele Dienste geleistet bei dem Könige."

Und als er so sprach, öffnete Morven die Thür des Hauses, und blickte um sich, und sah, daß sie ganz allein waren; da faßte er den alten Mann bei der Kehle, und

hörte nicht mehr auf, ihn zu würgen, bis er ganz todt war. Dann ließ er den Körper des Aeltesten auf dem Boden liegen, und stahl sich aus dem Hause, und verschloß die Thür. Und als er wieder in seiner Höhle ankam, sann er eine Weile nach, und als er hörte, wie das Tosen der Wellen immer näher kam, und dazwischen in der Ferne das Wehklagen der Weiber, erhob er sein Haupt und sagte stolz: „Nein! in dieser Stunde soll der Schrecken allein mein Sclave seyn; ich will durch keinen Kunstgriff siegen, nur durch die Stärke meines Geistes!" Er schloß die Thüre, und auf seinen Fichtenstab gestützt, stieg er zum Pallaste hinab. Es war jetzt Abend, und viele von den Männern hielten Fackeln, damit einer des andern Angesicht sehen konnte in der allgemeinen Furcht. Roth flackerte die zitternde Flamme auf den dunklen Kleidern und der blassen Stirne Morven's, und er erschien mächtiger als die übrigen, weil sein Antlitz allein ruhig war mitten in dem Lärmen. Und lauter und lauter tobte das Wasser, und die Schatten der Nacht brachen herein über die heulende Fluth.

Und Morven sprach mit ernster Stimme: „Wo ist der König, und warum ist er abwesend von seinem Volke in der Stunde der Gefahr?" Die Thore des Pallastes öffneten sich jetzt, und siehe, Siror saß in der Halle bei dem großen Fichtenfeuer, und sein Bruder an seiner Seite und seine Häuptlinge rund um ihn her; denn sie wollten sich nicht herablassen, und mit dem Haufen kommen, nach dem Befehle des Hirtensohnes.

Hierauf stellte sich Morven auf einen Felsen über den Häuptern des Volks (der nämliche Fels, von welchem

herab er Siror zum König ausgerufen hatte) und sprach Folgendes:

„Ihr verlanget zu wissen, o Söhne des Oestrich, warum der Strom seine Bande gesprengt hat, und diese Gefahr über euch kam. So erfahret denn, daß die Sterne als das häßlichste aller menschlichen Verbrechen eine Beleidigung rächen, welche ihren Dienern und Gesandten auf Erden angethan wird. Ihr alle kennet die Lebensweise Morven's, dem ihr den Beinamen des Propheten gebet! Er thut keinem Menschen oder Thiere etwas zu Leide, er lebt einsam für sich, fern von den wilden Lustbarkeiten des Kriegerstammes, und verehrt in heiliger Scheu und Ehrfurcht die Gewalten der Nacht. So ist er fähig, euch von der drohenden Gefahr zu unterrichten — so ist er fähig euch von dem Feinde zu erretten. So sind eure Jäger schnell und eure Krieger kühn, und so bringt euer Vieh seine Jungen und die Erde ihre Früchte. Was denket ihr und was wollet ihr hören? Höret, Männer von Oestrich! sie haben meinem Leben Schlingen gelegt; es sind unter euch, welche ihr Schwert gegen den Busen dessen gewetzt haben, der allein von Liebe für euch alle erfüllt ist. Deßwegen haben die strengen Herrscher des Himmels die Kette des Stromes gelöst — deßhalb droht euch dieß Uebel. Und nicht früher wird es vorübergehen, bis diejenigen, welche dem Diener der Sterne die Grube gegraben haben, selbst darin begraben liegen."

Finster und drohend blickten die Männer bei dem Scheine der rothen Fackeln, und zehntausend Stimmen riefen: „Nenne die, welche sich gegen dein Leben verschwo-

ren, heiliger Prophet, und sie sollen zerrissen werden, Glied für Glied!“

Und Morven wandte sich bei Seite, und sie sahen, daß er bitterlich weinte, er aber fuhr fort:

„Ihr habt mich gefragt, und ich habe geantwortet; aber kaum werdet ihr mir glauben, wenn ich euch den Feind nenne, denn ich gegen mich hervorgerufen habe, und bei dem Himmel selbst schwöre ich: wenn mein Tod ihrer Wuth Genüge leistete, und nicht auf euch selbst und eure Kindeskinder die Rache der Sterne herabriefe, würde ich freudig meine Brust dem Messer darbieten. Ja,“ rief er mit erhobener Stimme, und deutete mit ausgestrecktem Arm gegen die Halle hin, wo der König bei dem Fichtenfeuer saß — „ja, du, welchen durch meine Stimme die Sterne auserwählten vor deinem Bruder — ja Siror, du, der Schuldigen einer, nimm dein Schwert und komme hierher — erschlage, wenn du den Muth hast, den Propheten der Götter!“

Der König stampfte mit den Füßen und die Menge schwieg schaudernd.

Morven fuhr fort:

„Wisset denn, ihr Männer von Oestrich, daß Siror und Voltoch, sein Bruder, und Darvan, der älteste der Weisen, sich vorgesetzt haben, euern Propheten zu erschlagen, und gerade in einer solchen Stunde, wenn er allein die Schatten des Waldes sucht, um neue Wohlthaten für euch auszusinnen. Der König läugne es, wenn er kann!“

Und der riesenhafte Voltoch schritt aus der Halle vor, und er schüttelte den Speer in seiner Hand.

„Wahr hast du gesprochen, niedriger Sohn des Hirten meines Vaters, und für deine Sünden sollst du sterben; denn du lügst, wenn du von deiner Verbindung mit den Sternen sprichst, und du lachst über die Thorheit derer, die dich hören, darum schlaget ihn zu Tod.“

Und die Häuptlinge in der Halle klirrten mit ihren Waffen und stürzten hervor, den Sohn Oßlah's zu tödten.

Aber er streckte seine unbewaffneten Arme zum Himmel empor, und rief: „Höret ihr, ihr erhabenen Herrscher der Nacht — höret, wie er lästert!“

Und der Haufe faßte das Wort auf und schrie: „er lästert — er lästert gegen den Propheten!“

Aber der König und die Häuptlinge, welche Morven haßten wegen seiner Gewalt über das Volk, stürzten sich in den Haufen; und der Haufe war unentschlossen, und sie wußten nicht, was sie thun sollten, denn nie zuvor hatten sie sich gegen ihre Häuptlinge empört, und sie fürchteten auf gleiche Weise den Propheten und den König.

Und Siror schrie: „Rufet Darvan zu uns, denn er hat die Schritte Morven's bewacht, und er soll den Schleier lüften vor den Augen meines Volkes.“ Und drei der Schnellfüßigsten stürzten zu dem Hause Darvan's.

Und Morven rief mit lauter Stimme: „Höret, so spricht der Stern, der aus jener Wolke in mein Auge strahlt: — wegen der Lüge, welche der Aelteste ausgestoßen hat gegen meinen Diener, soll der Fluch des Sternes ihn treffen. Suchet, und wie ihr ihn findet, so werdet ihr immer die Feinde Morven's finden und der Götter!“

Ein kalter, eisiger Schauder kam über die Menge, und selbst Siror's Wange erbleichte. Und Morven stand hoch im Dunkel über den flammenden Fackeln, bewegungslos mit übereinandergeschlagenen Armen. Und horch — näher und näher stürmten die Streitrosse der Wellen — sie jagten über das Land hin und ihre weißen Mähnen flatterten in dem heulenden Wind.

„Hört,“ sagte Morven ruhig, „wie der Strom das Land fegt — eilet, denn die Götter wollen ein Opfer haben — euern Propheten oder euern König.“

„Sclave!“ schrie Siror, und sein Speer entfuhr seiner Hand, und hoch über den Häuptern der Menge sauste er durch die Luft, die dunkle Gestalt Morven's streifend, tief in den Stamm der Eiche hinter ihm. Das Volk, über die Gefahr seines geliebten Sehers erzürnt, brach in ein wildes Geschrei aus, schaarte sich mit gezückten Schwertern um ihn und drohte seinen Häuptlingen und dem König. Aber in diesem Augenblick, ehe noch der Kampf zwischen den Stammgenossen zum Ausbruche kam, kehrten die drei Krieger zurück, und sie trugen Darvan auf ihren Schultern und legten ihn zu den Füßen des Königs nieder und sagten dann zitternd: „So fanden wir den Aeltesten in der Mitte seiner eigenen Halle!“

Und das Volk sah, daß Darvan eine Leiche, und daß die Vorhersagung Morven's eingetroffen war.

„So verderben die Feinde Morven's und der Sterne!" rief der Sohn Oßlah's und das Volk wiederholte den Ruf.

Da stieg die Wuth Siror's auf ihren Gipfel, und das Schwert über seinem Haupte schwingend, stürzte er sich in den Haufen: „dein Blut, Niedriggeborener, oder meines!"

„So sey es!" antwortete Morven ohne zu zagen. „Volk, erschlage den Lästerer! Hört, wie der Strom sich herabwälzt auf eure Kinder und eure Heerden! Auf, auf, oder ihr verderbet!"

Und Siror fiel, durchbohrt von fünfhundert Speeren.

„Erschlaget sie, erschlaget sie!" schrie Morven, als die Häuptlinge des königlichen Hauses sich um den König sammelten. Und das Klirren der Schwerter und das Sausen der Speere und das Geschrei der Sterbenden und das Toben des wüthenden Volks vermischte sich mit dem Sturme der Elemente und dem Tosen der rauschenden Wellen.

Dreihundert Häuptlinge starben in dieser Nacht durch die Schwerter ihres eigenen Stammes. Und der letzte Ruf der Sieger war: „Morven der Prophet — Morven der König!"

Und der Sohn Oßlah's, als er sah, daß die Wellen das Thal bedeckten, führte Orna sein Weib und die Männer von Oestrich und ihre Weiber und ihre Kinder auf einen hohen Berg, wo sie den Aufgang der Sonne erwarteten. Aber Orna saß allein abseits und weinte bitterlich, denn ihre Brüder waren nicht mehr, und ihr Geschlecht war von der Erde vertilgt. Und Morven suchte vergeblich sie zu trösten.

Als der Morgen kam, sahen sie, daß der Strom den größten Theil der Stadt überdeckte, und jetzt in den Niederungen des Thales stille stand.

Da sprach Morven zu dem Volke: „Die Sternenkönige sind gerächt, und ihr Zorn ist gestillt. Wartet hier, bis die Wasser sich in die Spalten des Bodens verlaufen haben." — Und am vierten Tage kehrten sie in die Stadt zurück, und Niemand wagte, einen andern, als Morven, König zu nennen.

Aber Morven zog sich in seine Höhle zurück, und dachte lange nach; und dann versammelte er das Volk und gab ihm neue Gesetze; er hieß es einen mächtigen Tempel den Sternen zu Ehren aufbauen, und ließ in demselben Alles aufhäufen, was der Stamm für das Kostbarste hielt. Und er nahm fünfzig Kinder von den berühmtesten Geschlechtern des Stammes zu sich, und eben so zehn von den Männern, die ihm am besten gedient hatten, und er verordnete, daß sie den Sternen in dem großen Tempel dienen sollten — und Morven war ihr Haupt. Und er legte die Krone ab, die ihn drückte, und wählte einen neuen König aus den Aeltesten. Und er verordnete, daß

hinfort allein die Diener der Sterne in dem großen Tempel den König und die Obersten erwählen sollten, und im Rathe sitzen und über Krieg und Frieden ihre Stimme abgeben; aber dem König erlaubte er zu schmausen und zu jagen, und sich zu erlustigen in den Speisehallen. Und Morven baute Altäre in dem Tempel, und war der erste, der im Norden die Thiere und Vögel, und nachher Menschenfleisch, auf den Altären opferte. Und er weissagte aus den Eingeweiden der Schlachtopfer, und errichtete Prophetenschulen, und Morven's Frömmigkeit war das Wunder des Stammes, darum, daß er sich geweigert hatte, König zu seyn. Und Morven, der Hoheprieſter, war zehntausendmal mächtiger, als der König. Er lehrte das Volk den Boden bebauen und Getreide säen, und durch seine Weisheit und durch den Muth, den seine Prophezeiungen den Männern einflößten, besiegte er alle benachbarten Stämme. Und die Söhne des Destrich breiteten sich aus über ein mächtiges Reich, und mit ihnen verbreiteten sich der Name und die Gesetze Morven's. Und in jeder Provinz, welche er eroberte, hieß er sie den Sternen einen Tempel erbauen.

Aber ein harter Schlag traf die Jahre Morven's. Die Schwester Siror's senkte ihr Haupt und überlebte das Blutbad ihres Geschlechtes nicht lange, und sie hinterließ Morven kinderlos. Und er klagte bitterlich und war außer sich; denn sie allein in der Welt konnte sein Herz lieben. Und er setzte sich nieder, verhüllte sein Antlitz und sagte:

„Ach, ich habe gearbeitet und mich geplagt, und nie zuvor in der Welt richtete eine Mensch aus, was ich aus-

gerichtet habe. Wahrlich, die Herrschaft der eisernen Sitten und der Riesenglieder ist zu Ende. Ich habe eine neue Gewalt gegründet, die hinfort die Länder beherrschen soll, die Herrschaft eines denkenden Verstandes und eines gebietenden Geistes. Aber siehe! mein Schicksal ist öde, und ich fühle bereits, daß keine Frucht mir wachsen will und kein Baum zum Obdache für meine alten Tage. — Verlassen und einsam soll ich in mein Grab steigen. O Orna! meine Schöne, meine Geliebte, keine gleicht dir, und deiner Liebe verdanke ich meinen Ruhm und mein Leben! Wären doch um deinetwillen, o lieblicher Vogel, der in den dunklen Höhlen meines Herzens nistete, wären doch um deinetwillen deine Brüder verschont worden, denn mit meinem Leben wollte ich das deinige erkauft haben. Ach! erst als ich dich verlor, fand ich, daß deine Liebe mir theurer war, als die Furcht der Andern.“ Und Morven klagte Tag und Nacht, und Niemand konnte ihn trösten.

Aber von dieser Zeit an lebte er nur den Sorgen seines hohen Berufes, seine Natur und seine Denkungsart wurden hart und fühllos, dem kalten Steine gleich; ja selbst die letzte Spur einer sanfteren Regung entschwand aus seinem Herzen; er war ein Mann ohne Liebe, und er verbot den Priestern die Liebe und Ehe.

Aber noch in seinen letzten Jahren standen andere Propheten auf, denn die Welt war gerade durch Morven's Weisheit noch weiser geworden, und Einige sprachen bei sich selber: „Siehe, Morven, des Hirten Sohn, ist ein König der Könige; dieß thaten die Sterne für ihren Diener; sollen wir nicht auch Diener der Sterne werden?“

Und sie trugen schwarze Gewänder, gleich Morven, und traten auf und prophezeieten, was die Sterne ihnen

eingaben. Und Morven ward darüber sehr erbost, denn er wußte besser, als alle andern Leute, daß die Propheten logen; und er zog aus mit den Dienern des Tempels gegen sie, und ergriff sie und verbrannte sie bei einem langsamen Feuer; „denn," so sagte Morven zu dem Volke: „ein wahrer Prophet verdient hoch geehrt zu werden; aber ich allein bin ein wahrer Prophet — und alle falsche Propheten erwartet sicherer Tod."

Und das Volk pries die Frömmigkeit des Sohnes Oßlah's.

Und Morven unterrichtete die weisesten unter den Gliedern in den Geheimnissen des Tempels, so daß sie ihm würdiglich möchten nachfolgen können.

Und er starb reich an Jahren und Ehren; und sie meißelten sein Bild in einen mächtigen Stein vor dem Tempel, und das Bild dauerte länger als tausend Jahre; und wer es ansah erzitterte, denn das Antlitz war ruhig mit der Ruhe unaussprechlich heiliger Scheu.

Und Morven war der erste Sterbliche im Norden, der durch die Religion den Weg bahnte zur Herrschaft. — Gewiß, Morven war ein großer Mann!

Es war die letzte Nacht des alten Jahres, und die Sterne saßen, jeder auf seinem Rubinenthrone, und wach-

ten mit schlaflosen Augen über der Welt. Die Nacht war finster und unruhig; heftige Winde wehten, und schnell und häufig trieben die Wolken an den Thronen der Könige der Nacht vorbei. Und hier und dort flackerten feurige Meteore aus den Tiefen des Himmels auf und verschwanden wieder in das Grab der Finsterniß. Aber tief unter seinen Brüdern und mit einem finsteren Nebel umgeben, saß der unzufriedene Stern, der über die Jäger des Nordens gewacht hatte.

Und in dem tiefsten Abgrunde des Weltraumes war dichte, mächtige Finsterniß verbreitet, aus welcher, wie aus einem Kessel, gewundene Rauchsäulen aufstiegen; und immer, wenn die brausenden Winde für einen Augenblick auf ihren Pfaden ausruhten, hörte man Stimmen, die wehklagten, und Gelächter, gemischt mit Geschrei, aus dem Abgrunde zu der obern Luft empordringen.

Und jetzt, um Mitternacht, entstieg eine ungeheuere Gestalt langsam dem Abgrunde, und ihre Schwingen verbreiteten Finsterniß über die Welt. Hoch empor zu dem Throne des unzufriedenen Sternes segelte die furchtbare Gestalt und der Stern zitterte auf seinem Throne, als sie vor ihm stand, Angesicht zu Angesicht.

Und die Gestalt sagte: „Heil dir Bruder! — Heil!“

„Ich kenne dich nicht,“ antwortete der Stern, „du bist nicht der Erzengel, der den Auftrag hat, die Könige der Nacht zu besuchen.“

Und die Gestalt lachte laut.

„Ich bin der gefallene Stern des Morgens; — ich bin Lucifer, dein Bruder! Hast du nicht, trüber König, mir und den Meinigen gedient? — und hast du nicht die Erde von deinem Herrn, der hoch oben thront, abgewendet und sie mir übergeben, dadurch, daß du die Seelen der Menschen durch die Religion der Furcht verfinstertest? Darum komm, Bruder, komm — es ist dir ein Thron bereitet neben dem meinigen in dem feurigen Dunkel — komm! Die Himmel sind nicht mehr für dich!"

Und der Stern erhob sich von seinem Throne und stieg hinab an die Seite des Lucifer; denn die Unzufriedenheit und der Stolz sind verwandt miteinander. Und sie sanken langsam in den schaurigen Abgrund hinunter.

Es war die erste Nacht des neuen Jahres, und die Sterne saßen, jeder auf seinem Rubinenthrone, und wachten mit schlaflosen Augen über der Welt. Aber Sorge verdüsterte die glänzenden Angesichter der Könige der Nacht, und sie trauerten in Schweigen und in Furcht um ihren gefallenen Bruder.

Und die Pforten des Himmels der Himmel flogen auf mit einem goldenen Klang, und der schnellfüßige Erzengel schwebte hernieder auf seinen stillen Schwingen; und er verkündete, wie zuvor, jedem der Sterne die Botschaft seines Herrn, und jedem der Sterne ward sein Amt angewiesen. Und als seine Gesandtschaft vollbracht schien, kam ein Lachen aus dem Abgrunde der Finsterniß und halbwegs aus dem Schlunde stieg die düstere Gestalt Lucifers, des Erzfeindes, empor.

„Du hast deine Heerde schlecht gezählt, strahlender Schäfer! Siehe, ein Stern fehlt von den Dreitausend und zehnen!“

„Zurück in deinen Abgrund, falscher Lucifer; der Thron deines Bruders ist ausgefüllt.“

Und siehe da! wie der Erzengel sprach, erblickten die Sterne einen jungen, hellstrahlenden Fremdling auf dem Throne des irrenden Sternes, und sein Antlitz war sanft anzuschauen, so daß das blödeste menschliche Auge seinen Glanz ertragen konnte; nur der böse Feind allein war geblendet durch seine Strahlen, und mit einem Schmerzensschrei, der die flammenden Säulen des Weltalls erschütterte, fiel er in das Dunkel zurück.

Und lieblich, und fern von dem unsichtbaren Throne her, war die Stimme Gottes also vernehmlich:

„Siehe! auf dem Throne des unzufriedenen Sternes sitzt der Stern der Hoffnung; und er, der die Religion der Furcht aussäete unter die Menschen, hat einen Nachfolger, der die Erde die Religion der Liebe lehren soll.“

Und immer noch wohnt der Stern der Furcht bei Lucifer, aber der Stern der Liebe hält Wache im Himmel!

Zwanzigstes Kapitel.

Gelnhausen. — Die Gewalt der Liebe an geheiligten Orten. — Ein Bild Friedrich's Barbarossa. — Der Ehrgeiz der Männer findet bei den Frauen nicht die entsprechende Theilnahme.

„Sie machten mich mehr als einmal für Sie zittern," sagte Gertrude zu dem Studenten; „ich fürchtete, einen wahrhaft heiligen Boden angetastet sehen zu müssen; doch Ihr Schluß brachte Alles wieder in Ordnung."

„Die falsche Religion strebt immer, die Tracht, die Sprache, das Aussehen der Wahrheit nachzuahmen," antwortete der Deutsche; „aus diesem Grunde suchte ich absichtlich durch meine Erzählung bei den Zuhörern diese Furcht und Angst, von der ihr sprecht, hervorzurufen, in dem Bewußtseyn, daß auch der Gewissenhafteste zufriedengestellt seyn würde, durch das Ende des Ganzen."

Dieser Deutsche gehörte einer neuen Schule an, von welcher man in England noch nichts weiß. Wir werden später sehen, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Der Student verließ sie in Friedberg, und unsere Reisenden gingen weiter nach Gelnhausen, einer Stätte, die Liebenden besonders wichtig ist; denn hier war es, wo Friedrich I. sein Herz an die schöne Gela verlor, und ihr zu Ehren in der Mitte eines Inselthales den kaiserlichen Pallast erbaute. Der Ort ist, in der That, schon an sich selbst wohl gewählt; die Höhen des Rheingebirges umgeben ihn rings mit dem grünen Dunkel ihrer Wälder, und in der Nähe schimmern die Wasser der Kinz.

„Ueberall, wohin wir kommen," sagte Trevylyan, „knüpfen sich alle Sagen an die Liebe, und in dieser Rücksicht hat die Geschichte einen weniger geheiligten Boden, als die Romantik."

„Es ist etwas Eigenthümliches," versetzte der moralisirende Vane, daß die Liebe, welche doch nur einen geringen Theil unseres wirklichen Lebens ausfüllt, dennoch der Hauptschlüssel zu unseren Gefühlen ist. Die Kältesten von uns, welche über diese Leidenschaft lachen, wenn sie sie in der Wirklichkeit vor sich sehen, zieht eine dunkle Ueberlieferung von ihrer Existenz in der Vergangenheit an. Es ist, als ob das Leben gewisse Eigenschaften in uns nicht zu vertilgen vermöchte, so daß sie beständig unbemerkt und schlafend in uns zurückbleiben, für die Gedanken noch zugänglich, aber zu tief liegend, um sich bethätigen zu können."

„Eure Ansichten sind zu spitzfindig und zu gesucht," erwiederte Trevylyan lächelnd; „keiner von uns besitzt

eine Fähigkeit, eine Neigung, die nicht angeregt würde, wenn wir wahrhaft lieben, und sey es auch nur einen Tag lang."

Gertrude lächelte. Trevylyan umfaßte ihren Arm mit dem seinigen, und überließ es Vane, über die Liebe zu philosophiren; — eine passende Beschäftigung für Jeden, der sie nie gefühlt hat.

„Hier laßt uns verweilen!" sagte Trevylyan nach einiger Zeit, als sie die Ruinen des alten Pallastes besuchten, während die Sonne über die ganze Scene erglänzte. „Wir wollen uns in die ritterlichen Zeiten des stattlichen Barbarossa zurückversetzen. — Denken wir ihn uns, wie er zu der letzten großen Unternehmung seines Lebens, wie er in das gelobte Land auszieht. Stellen wir ihn uns vor, wie er auf seinem weißen Rosse aus diesen Mauern hervorreitet; sein feuriges Auge, durch die Jahre etwas verdunkelt und seine Haare gebleicht; aber seine Gestalt noch edler durch den Eindruck der Zeit; — der Klang der Waffen, das Stampfen der Streitrosse, die wehenden Banner, Musik, von Hügel zu Hügel schallend, das rothe Kreuz und die wallenden Federn, die Sonne, wie jetzt jene Bäume bestrahlend, und damals von den glänzenden Rüstungen der Kreuzfahrer zurückgestrahlt; — aber Gela — —"

„Ach," sagte Gertrude, „sie darf nicht mehr unter den Sterblichen wandeln, denn sie würde ihre Schönheit überlebt und gefunden haben, daß jetzt der Ruhm in seiner Brust keinen Nebenbuhler mehr hat. Der Ruhm tröstet über den Tod der Geliebten, aber der Ruhm ist eine Untreue an der Lebenden."

„Nein, nicht so, theuerste Gertrude," rief eifrig Trevylyan; „mein Lieblingstraum von dereinstigem Ruhme ist die Hoffnung, alle Ehre dir zu Füßen zu legen. Und wenn je in zukünftigen Jahren ich mich über die Masse erheben sollte, so würde ich nur darnach fragen, ob deine Schritte stolzer seyen, ob dein Herz höher schlage."

„Ich hatte Unrecht," sagte Gertrude mit Thränen in den Augen, „und aus Liebe zu dir kann auch ich ehrgeizig seyn."

Vielleicht irrte sie sich hierin; aber es ist eine der gewöhnlichsten Täuschungen, welche unser Herz zu erfahren hat, daß die Frauen so selten für unsere besseren und edleren Bestrebungen empfänglich sind. Ihr Ehrgeiz geht auf nichts Großes; sie können jenes Sehnen nicht verstehen, „welches Lustbarkeiten verachtet und beschwerliche Tage liebt." Wenn sie uns lieben, so verlangen sie gewöhnlich zu viel. Sie sind eifersüchtig auf den Ehrgeiz, welchem wir so reichliche Opfer bringen, und welcher uns von ihnen trennt; und sie überlassen die erhabene Leidenschaft großer Geister einer Einsamkeit, welche die Liebe nicht theilen kann. Hochstrebend seyn, heißt allein seyn!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ansicht von Ehrenbreitstein. — Neue Bestürzung über Gertrudens Zustand. — Trarbach.

Ein andermal machten unsere Reisenden von Coblenz aus einen Ausflug an der Mosel hinauf nach Trier. Sie hielten an dem jenseitigen Ufer unter der Brücke, welche Coblenz mit Petersberg verbindet, um der herrlichen Aussicht auf Ehrenbreitstein zu genießen.

Es war eine jener Ruhe athmenden Mittagsscenen, welche den Eindruck ihres lichten, schwärmerischen Friedens auch uns mittheilen. Dort stand ein alter Hirt, auf seinen Stab gestützt, und die ruhige Heerde neben ihm, knietief in dem hingleitenden Wasser. Nie war die Oberfläche eines Flusses glatter und glänzender, als damals die der Mosel, der Spiegel einer lebendigen Hirtenlandschaft.

Daneben fielen die dunkeln Schatten der Brücke und der Mauern von Coblenz weit über die Wellen hin, und bunt stachen gegen sie die großen Segel der Fahrzeuge ab, welche rund um den Hafen vor Anker lagen. Aber hell im Sonnenscheine stiegen die Thürme und Giebel von Coblenz empor, und im Rücken derselben verliefen sich zahlreiche Hügel bis in die graue Ferne des Horizonts. Hoch, dunkel und massiv blähten sich auf dem entgegengesetzten Ufer die Wälle und Felsen von Ehrenbreitstein, ein Bild jener hohen, ritterlichen Gesinnung — der Ehre, welche dem Felsen seinen Namen gibt — welche so viele Blut- und Thränenopfer fordert, aber welche immer in dem unruhigen Herzen des Mannes ein viel tieferes Interesse erweckt, als die friedlichen Scenen des Lebens, mit denen sie ihren Gegensatz bildet. Dahin immer — von den ruhigen Wassern und den Wohnungen eines mühseligen Handwerkslebens und gemeiner Vergnügungen — wendet sich der strebende Blick, und immer, wenn wir diese hohen, gefühllosen Felsen betrachten, treten Hungersnoth und Belagerung uns vor die Augen, und wir gestehen, daß die kühneren Verbrechen der Menschen das seltsame Privilegium besitzen, den Ort zu heiligen, den sie verwüsten!

Unten verliefen die grünen Ufer, mit ihren Krümmungen und den kleinen, strauchbedeckten Buchten, sich allmählig in das Wasser, und gerade am Ende der Brücke stand eine einsame Baumgruppe dicht und dunkel in dem tiefsten Schatten, und verlieh der Scene jenen melancholischen Zug, welcher einem finsteren Gedanken gleicht, der oft sich in unsere sonnigsten Stunden eindrängt. Ihre Zweige bewegten sich nicht; keine Stimme eines Vogels unterbrach die Stille ihres nächtlichen Grüns; das Auge

wandte sich von ihnen ab, als von einer düstern Moral für das Leben.

Auf ihrer Fahrt nach Trarbach befiel Gertruden zum zweitenmal eine schnelle Anwandlung von Ohnmacht, gleich jener, welche Trevylyan neulich schon so sehr in Schrecken gesetzt hatte; sie verweilten deßhalb etliche Stunden in einem kleinen Dorfe; aber Gertrude erholte sich so sichtbar schnell, und beharrte so fest auf der Weiterreise, daß sie, obgleich mit Widerstreben, ihren Weg fortsetzten. Dieser Vorfall würde einen düstern Schleier über ihre Reise gezogen haben, wenn nicht Gertrude selbst sich angestrengt hätte, den Eindruck wieder zu verwischen, welchen sie veranlaßt hatte; und so heiter, so liebenswürdig war ihre Laune, daß sie, wenigstens für den Augenblick, ihren Zweck erreichte.

Sie kamen spät am Mittage in Trarbach an. Diese Stadt, jetzt klein und unbedeutend, soll den Alten einst der Thronus Bacchi gewesen seyn. Von der Stelle aus, wo die Reisenden anhielten, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen, sahen sie gerade vor sich das kleine Gasthaus, dem wohl wenig Anspruch gebührte auf den Namen eines Bacchus-Thrones. Ueber der Thüre befand sich ein grob geschnitztes Bild der heiligen Mutter; der gesunkene Giebel, die schiefen Fenster, die grauen Wände, welchen, nach der gewöhnlichen Bauart der gemeinen Häuser auf dem Festlande, ihr rohes Gebälke ein buntgewürfeltes Ansehen gab, machten einen unvortheilhaften, mißfarbigen Eindruck. Gerade über dieß Häuschen erhebt sich die Kirche der Stadt mit ihren gothischen Fenstern und ihrem ehrwürdigen Thurme, und von dem Gipfel eines grünen

fast senkrechten Berges blickten die Ruinen einer jener mächtigen Burgen herab, deren finsterer Anblick auf einer deutschen Landschaft nie fehlen darf.

Es war eine ruhige, düstere Scene. Die ausgezeichnete Heiterkeit des Tages contrastirte seltsam mit der Armuth der Stadt, ihrer schwachen Bevölkerung und der finstern Großartigkeit der Ruinen von dem ehemaligen Hauptsitze der kühnen Grafen von Spanheim.

Sie brachten die Nacht in Trarbach zu, und setzten ihre Reise am folgenden Tage fort. In Trier war Gertrude einige Tage ernstlich krank, und als sie nach Coblenz zurückkehrten, war ihr Uebelbefinden augenscheinlich schnell und beunruhigend fortgeschritten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das gedoppelte Leben. — Trevylyan's Schicksal. — Sorge, die Mutter des Ruhms. — Niederlahnstein. — Träume.

Jeder von uns lebt zwei Leben — welche zu gleicher Zeit, und doch kaum miteinander verknüpft, verlaufen! — das Leben unserer Thaten und das Gemüthsleben; die äußere und die innere Geschichte; die Bewegungen des Körpers und das tiefe, nie rastende Wirken des Herzens! Die, welche geliebt haben, wissen, daß wir Jahre lang ein Tagebuch von Gefühlen in unserem Innern halten können, ohne Gelegenheit zu haben, die äußere Oberfläche des Lebens — den mechanischen Fortgang unserer Existenz — auch nur zu berühren; und doch werden wir nach dem letzteren beurtheilt; das erstere bleibt unbekannt. Die Geschichte enthüllt uns die Thaten der Menschen, ihren äußeren Charakter, aber nicht sie selbst. Es ist ein gehei-

mes Ich, das sein eigenes Leben hat, durch einen Traum begränzt, undurchdringlich, unerrathbar.

Was ging in Trevylyan vor, als er Stunde für Stunde über die abnehmende Gesundheit des einzigen Wesens in der Welt wachte, welches zu lieben seinem stolzen Herzen bestimmt war? Er berechnete die Zeit einzig nur nach jeglicher Wolke, die Gertruden's Stirn verdüsterte, nach dem Lächeln, das auf ihren Zügen sich malte, nach der leisesten Wendung ihres Zustandes; gleichwohl offenbarte sich im Aeußern dieser beständige Kampf wechselnder Aufregungen Trevylyan's nicht; mit gewohnter Regelmäßigkeit spielte er die Lebensrolle, lächelte und bewegte sich, wie andere Menschen; denn durch jenen Heldenmuth, mit dem hingebende Liebe stets sich selbst besiegt, strebte er allein das junge Herz zu erfreuen und aufzuheitern, in welches er sein Alles versenkt hatte; — und er verbarg den finstern Sturm seiner Angst in der Einsamkeit der Nacht.

Ein ganz eigenthümliches Daseyn hatte das Schicksal ihm bestimmt; denn während es ihn in späteren Jahren auf das große Meer des öffentlichen Lebens geworfen, schien beschlossen, alle Sehnsucht nach dem festen Lande aus seinem Herzen zu vertilgen. Für ihn gab es keinen grünen, umzäunten Platz in dem Thale der häuslichen Ruhe. Seine Barke kannte keinen Hafen, und seine Seele nicht einmal das Verlangen nach Ruhe. Denn die Thätigkeit ist der Lethetrank, welcher uns alle unsere früheren Träume vergessen macht, und der Geist, welcher, zu stolz, um nicht seine eigenen Regungen zu bekämpfen, die Reue in die Flucht schlagen will, muß sich selbst keine Muße lassen,

rückwärts zu schauen. Wer weiß, wie viele Wohlthaten für die Welt ihren Ursprung haben mögen in den Sorgen des Wohlthäters? Wie die Ernte, welche in der Herbstsonne die Menschen erfreut, durch die Regen des Frühlings hervorgerufen wurde, so reift der Ruhm aus dem Kummer der Jugend.

Gertrude, entzückt ob der Schönheiten des Flusses, wünschte die Reise noch weiter hinauf bis nach Mainz ausgedehnt zu sehen. Der reiche Trevylyan bewog den Arzt, der sie behandelt hatte, sich ihnen anzuschließen, und so setzten sie denn ihre Reise, den Ufern des mittelalterlichen Rheins entlang, jetzt wieder fort. Was die Tiber für die classischen Jahrhunderte, das ist der Rhein für das Alter des Ritterthums. Der jähe Fels und der graue verfallene Thurm, die massive und rohe Malerei der Zeiten des Feudalismus, bilden die großen Züge der Landschaft; und wenn ihr so an ihr vorübergleitet, möget ihr immerhin denken: ihr segelt rückwärts auf dem Zeitenstrome, und die Denkmäler alter Pracht und Gewalt steigen, eines nach dem andern, an seinen Ufern vor euch empor!

Vane und D—e, der Arzt, unterhielten sich am vordern Ende des Schiffes über Steine und Gebirgsformationen, in jenem eigenthümlichen Pedantism der Wissenschaft, welcher die Natur zu einem Skelett entkleidet, und, unbekannt mit ihrer lebendigen Schönheit, die todten Gebeine der Welt durchwühlt.

Sie überließen Gertruden und Trevylyan sich selbst; und diese, „über des Fahrzeugs schwankende Seite gebeugt," hingen schweigend der Melancholie nach, welche

ihre Gemüther erfüllte; denn Gertrude begann jetzt, obgleich dunkel und nur für Augenblicke, zu fühlen, wie wenige Tage ihrem Leben noch vergönnt waren; aber auf der Liebenswürdigkeit, die sie rings um sich verbreitete, fluthete jenes traurige, unaussprechliche Interesse, welches das Vorgefühl unseres nahen Todes verleiht. Sie kamen an der schönen Insel Oberwerth und an Hochheim, dem seine vortrefflichen Trauben allgemeine Berühmtheit verschafft haben, vorüber; und sie sahen die Lahn aus ihrem bergigen Gebiete ihren Tribut an Früchten und Korn in die Schatzkammer des Rheines tragen. Stolz erhob sich der Thurm von Niederlahnstein, und sein Schatten lag weithin über dem Strome. Es war spät Mittags; die Heerden hatten vor den schiefen Strahlen der Sonne sich im Schatten geborgen, und aus der Ferne stieg die heilige Veste der Markusburg über den rebenbewachsenen Bergen empor. Auf dem Wasser schwammen zwei Boote neben einander hin, und das Plättschern der Ruder des einen, dem Lande zusteuernden, Bootes unterbrach die allgemeine Stille der Stunde. Weiterhin waren, nahe bei einem alten Thurme, Fischer mit ihren Nachen beschäftigt, aber der Ton ihrer Stimme erreichte das Ohr nicht mehr. Es war ein Leben, aber ein Stillleben, der Ruhe des Mittags entsprechend.

„Das Reisen hat Etwas," sagte Gertrude, „was beständig, selbst an den einsamsten Orten, den Reichthum des Lebens uns vor die Augen ruft. Wir kommen in diese ruhige Gegend, und finden sie von einem Geschlechte bevölkert, dessen Existenz wir nie zuvor ahneten. Und doch lernen diese Menschen auf ihrem niedrigen Pfade die nämlichen Leidenschaften kennen, und durchwandern die gleiche

Laufbahn, wie wir. Die Berge schließen sie von der grossen Welt ab, aber ihr Dorf ist ihnen eine Welt für sich. Und sie kümmern sich nicht mehr um die unruhigen Scenen entfernter Städte, als unser eigener Planet sich um die Bewohner entfernter Sterne kümmert. Was ist es mit dem Tode weiter, als daß uns einige befreundete Herzen vergessen, während dem ganzen Weltall sogar unser Daseyn unbekannt blieb. Die Schaumblase zerplatzt in dem ungeheuern Luftmeere ohne Geräusch."

„Warum vom Tode sprechen?" sagte Trevylyan mit erzwungenem Lächeln; „diese sonnigen Scenen sollten keine solche traurigen Bilder hervorrufen."

„Traurig?" wiederholte Gertrude mechanisch. „Der Tod ist allerdings traurig, wenn wir geliebt werden."

Sie hielten eine kurze Zeit in Niederlahnstein an, denn Vane war neugierig, die Mineralien zu untersuchen, welche die Lahn in den Rhein führt; und die Sonne neigte sich gegen ihren Untergang, als sie zur Weiterreise sich wieder anschickten. Während sie dann langsam dahinsegelten, begann Gertrude: „Wie traumähnlich ist doch das Gefühl unsers Lebens, wenn, ohne eigene Bewegung oder Arbeit, jeder Scenenwechsel an uns vorüberzieht; auch, daß ich bei dir bin, Theuerster! macht mir den Vergleich nicht weniger anschaulich, denn mehr als je träumte ich in letzter Zeit von dir. Und die Träume sind ein Theil meines Lebens geworden."

„Da wir von Träumen sprechen," sagte rasch einfallend Trevylyan, indem sie auf diesen geheimnißvollen

Gegenstand weiter eingingen: „so wird es dir nicht unangenehm seyn, zu erfahren, daß ich einmal während meines früheren Aufenthaltes in Deutschland mit einem sonderbaren Schwärmer zusammentraf, welcher sich „ein System der Träume," wie er es nannte, gebildet hatte. Als er zum ersten Male davon mit mir sprach, bat ich ihn, mir seine Ansichten auseinander zu setzen, und das that er etwa mit folgenden Worten."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Traumleben.

„Ich hatte," sagte er, „von Natur viel Sinn für Poesie, aber nicht die Gabe, meine Gefühle in Worte zu kleiden; der Verkehr mit der äußern Welt wirkte stets wie ein Frost auf sie; meine Eltern — ächte Deutsche, träg und leidenschaftslos — hatten nichts gemein mit mir; und auch außerhalb meiner Familie fand ich Niemand, mit welchem ich mich besser hätte verständigen können. Ich ward gegen Freundschaften erzürnt — denn sie waren jedem Wechsel ausgesetzt; in der Liebe ward ich getäuscht — denn die Wirklichkeit erreichte nie mein Ideal. Aufgesäugt an der Brust der Romantik, und für das Abenteuerliche und Außergewöhnliche eingenommen, waren die Gemeinplätze des Lebens für mich äußerst langweilig und traurig. Jene poetische Indolenz war für mich einladen-

der, als die kalte, unbeschauliche Thätigkeit, welche allein zu einem unternehmenden Leben befähigt. Das Nachdenken war mein natürliches Element. Es freute mich, an dem Ufer eines schattigen Flusses hingestreckt, den Mittag zuzubringen, und in halbem Schlafe Bilder aus den glänzenden Sonnenstrahlen zu gestalten; eine dunkle, bodenlose Art von Philosophie, welche unserer Nation eigenthümlich ist, war meine liebste geistige Beschäftigung. Und ich suchte im Dunkeln und Verborgenen die Mannigfaltigkeit und Anregung, welche ich in dem Kreise des mir Vertrauten nicht finden konnte. So beständig über die Operationen des innern Geistes wachend, kam ich zuletzt auf den Gedanken, daß, da der Schlaf seine eigene, obgleich nur rohe und fragmentarische, Welt habe, es möglich seyn müsse, aus diesem Chaos alle jene Vereinigungen von Schönheit, Kraft, Ruhm und Liebe zu erschaffen, die in der Welt mir verweigert waren, in welcher mein Körper sich bewegte und sein Daseyn hatte. Sobald als dieser Gedanke in mir aufstieg, nährte und pflegte ich ihn, und brütete über ihn, bis ich fand, daß meine Einbildungskraft das gewünschte Wunder zu wirken begann. Indem ich eifrig und angestrengt über einer besondern Gedankenreihe, über irgend einer idealen Schöpfung brütete; indem ich meinen Körper den ganzen Tag hindurch völlig still und ruhig erhielt; und während ich alle wirkliche Begebenheiten unbeachtet ließ, deren Erinnerung die Kette der Ereignisse, welche ich in die Phantasie des Schlafes einzuführen suchte, hätte verwirren und unterbrechen können, entdeckte ich zuletzt, daß ich in meinen Träumen ein eigenes, von dem Leben des Tages völlig abgesondertes, Leben führen könne. Thürme und Palläste, alle mein Eigenthum und meine Herrschaft, stiegen vor mir aus den Tiefen der Nacht

empor; ich trank aus Juwelenschalen den Falerner der kaiserlichen Keller; Musik von himmlischen Harfen erfüllte die Lüfte; und über Alles war, gleich dem Sonnenlichte, das Lächeln unsterblicher Schönheit ausgegossen. So waren die Abenteuer und der Ruhm, welche das wahre Leben mir vorenthielt, im Schlafe mir bescheert. Ich wanderte mit den Greifen und Gnomen; ich ließ das Horn vor bezauberten Thoren erschallen; ich siegte in den Turnierschranken, ich pflanzte mein Panier über Zinnen auf, so hoch, als je ein Dichter den Thurm von Babylon dachte.

Aber ich war stets in Angst, eine Gestalt hervorzurufen, deren Liebenswürdigkeit all' die heiße Leidenschaft meiner Seele wecken könnte. Ich zitterte, daß mein Schlaf mir ein Bild zeigen möchte, das er nicht wieder hervorzurufen im Stande wäre, und dessen Entbehrung selbst die neue Welt, die ich geschaffen, mir für immer verödet erscheinen lassen würde. Ich schauderte, daß ich eine Vision anbeten möchte, welche der erste Strahl des Morgens in ein ewiges Grab bannen könnte.

In diesem Gedankenzuge begann ich zu überlegen, ob es nicht möglich wäre, die Träume mit einander zu verbinden, den Faden wieder anzuknüpfen, der abgerissen war, eine Nacht zu der Fortsetzung der andern zu machen, die nämlichen Gestalten und die gleichen Scenen wieder hervorzurufen, und so ein zusammenhängendes, harmonisches Leben zu führen, nicht allein in der einen Hälfte des Lebens, sondern auch in der andern, reicheren und rühmlicheren. Nicht so bald war dieser Gedanke in mir aufgestiegen, als ich brannte, ihn zu verwirklichen. Ich hatte mich selbst früher gelehrt, daß der Glaube der größte

Schöpfer sey, und daß Festglauben den Glauben wahr machen heiße. So wollte ich meinem Geiste keinen Zweifel über die Ausführbarkeit des Planes erlauben. Ich versenkte mich den ganzen Tag in denselben, legte alle Bücher bei Seite, haßte die Sonne selbst, und zwang alle meine Gedanken (und der Schlaf ist der Spiegel der Gedanken), in einer Richtung, der Richtung meiner Träume, hinzulaufen, so daß von Nacht zu Nacht die Einbildungskraft den Faden der Handlung wieder aufnehmen könne, und ich so mich niederlegen möchte, voll von dem letzten Traume und mit voller Zuversicht auf seine Fortsetzung. Nicht nur einen Tag, nicht nur einen Monat lang verfolgte ich dieses System; ich setzte es mit allem Eifer und Ernste fort, bis es zuletzt Erfolg zu haben begann. Wer kann" — rief der Schwärmer — ich sehe ihn noch mit seinen dunkeln, glänzenden, hohlen Augen, und seinem wilden, über die Stirn herabhängenden Haare — „das Entzücken beschreiben, das ich fühlte, als zum ersten Male ich trüb und noch unbestimmt die Harmonie bemerkte, welche ich in meine Träume beschworen hatte. Zuerst war nur ein theilweiser und abgerissener Zusammenhang in denselben; mein Auge erkannte gewisse Gestalten, mein Ohr gewisse, gemeinschaftliche Töne wieder; allmählig vermehrte sich ihre Zahl, und sie wurden abgegränzter ihrer Erscheinung nach. Zuletzt trat aus den roheren Formen ein schönes Angesicht hervor, und erschien mir Nacht für Nacht, sich einige Augenblicke unter sie mischend und dann wieder verschwindend, gerade wie die Schiffswachen in einer schwarzen Nacht den Mond durch die trüben Wolken hervorscheinen und schnell wieder verschwinden sehen. Meine Neugierde war jetzt auf's lebhafteste angeregt; das Gesicht, mit seinen strahlenden Augen und seinen Seraphs-Zügen, schien

in mir alle die Gefühle, welche kein lebendes Wesen hatte hervorrufen können. Ich wurde in einen Traum verliebt, und was jene Statue für den Cyprian, war meine Schöpfung für mich; so wirkte ich mir zuletzt den Lohn aus für meine gespannte, unwandelbare Leidenschaft. Mein Traumbild wurde körperlicher, ich sprach mit ihm, ich kniete vor ihm, ich preßte meine Lippen auf die seinigen, wir tauschten Liebesschwüre, und der Morgen trennte uns nur mit der Gewißheit, daß die Nacht uns wieder vereinigen werde. So begann ich denn," fuhr mein Hellseher fort, „ein Leben, das von dem der Welt gänzlich abgesondert war; und es verlief, abwechselnd mit meinem kalten und trockenen Alltagsleben, eben so regelmäßig und eben so zusammenhängend. Und was, fragt ihr, war die Geschichte dieses meines Lebens? Mir däuchte, ich sey ein Prinz auf einer Insel des Südens, welche mit dem kalten Norden meines Heimathlandes keinen Zug gemein hatte. Bei Tag blickte ich auf die dunkeln Mauern einer deutschen Stadt, und sah gemeine und schmutzige Gestalten an mir vorüberziehen; der Himmel war trübe und die Sonne kalt. Die Nacht kam mit ihren tausend Sternen, und brachte mir den Thau des Schlafes. Dann war plötzlich eine neue Welt vor mir aufgethan; die schönsten Früchte prangten an den Bäumen, als wären diese mit goldenen und purpurnen Gewinden verziert. Palläste in der zierlichen Bauart der sonnigeren Climate, mit ihren gewundenen Minarets und glänzenden Kuppeln, spiegelten sich in ausgedehnten Seen, welche der Palmbaum und die Banane umschlossen. Die Sonne schien eine ganz andere zu seyn, so zart und prachtvoll waren ihre Strahlen; Vögel und beschwingte Geschöpfe von allen Farben flatterten in der durchsichtigen Luft; die Züge und Kleidung der Men-

schen waren mit denen der nördlichen Weltgegenden nicht verwandt, und sie redeten eine Sprache, welche, anfangs mir fremd, ich allmählig verstehen lernte. Bald bekriegte ich meine Nachbarkönige, bald jagte ich den gefleckten Parder in dem Dunkel der ungeheuern orientalischen Wälder; mein Leben war ereignißvoll und genußreich zugleich. Aber Alles dieses verschwand gegen die Geschichte meiner Liebe. Tausend Schwierigkeiten schienen mir in den Weg gelegt zu werden, ehe ich zu ihrem Besitze kam. Ich mußte Felsen übersteigen, ich mußte Schlachten wagen, ich mußte Festungen stürmen, um Sie als meine Braut zu gewinnen. Aber zuletzt (erzählte der Enthusiast weiter) gewann ich sie — sie ist die meinige! Die Zeit verfließt in der wunderbaren Welt, welche ich besuche, nicht so langsam, wie in dieser, und eine Stunde dort mag einem unserer Jahre gleichkommen. Dieses fortwährende Leben, diese aneinanderhängende Kette von Träumen, so verschieden von der abgebrochenen Zusammenhangslosigkeit des Schlafes anderer Menschen, machte mich oft durch seltsame, verdächtige Gedanken an mir selbst und an der Welt irre. Wie, wenn dieser ruhmvolle Schlaf ein wahres Leben, und dieses dumpfe Wachen eine wahre Ruhe wäre? Und warum dieß nicht? Was ist Wahrscheinlicheres an der einen als an der andern? Dort habe ich alle Freuden aufgehäuft und genossen, deren ich fähig bin. In dieser Welt suche ich keine Freude, — ich knüpfe keine Verbindungen, ich schmause nicht, ich liebe nicht, ich belustige mich nicht — ich bin nur ungeduldig, bis die Stunde wiederkehrt, in welcher ich in mein Königreich wieder eintreten, und mein erneuertes Entzücken in den Busen meines lichten Ideales ausschütten kann. Dort habe ich Alles gefunden, was die Welt mir verweigerte; dort habe ich die Sehnsucht und

das Streben in mir verwirklicht; dort habe ich die unausgesprochene Poesie fühlbar, sichtbar ausgeprägt!“ —

„Diese Erzählung,“ fuhr Trevylyan fort, „fand ich durch meine Nachforschungen über die Gewohnheiten des Visionärs bestätigt. Er floh alle Gesellschaft; er vermied alle unnöthige Bewegung oder Aufregung. Er aß und trank mit der strengsten Enthaltsamkeit, und schien nur ein Vergnügen zu fühlen, wenn der Tag schied, und die Stunde der Rückkehr in sein phantastisches Königreich herannahte. Er begab sich immer pünktlich zu einer bestimmten Stunde zur Ruhe, und schlief so sanft, daß man Geschütz unter seinem Fenster hätte abfeuern können, ohne ihn zu erwecken. Niemals, was sonderbar erscheinen mag, sprach er, oder bewegte er sich viel im Schlafe, sondern war ausgezeichnet ruhig, ja, er schien beinahe leblos; aber als er einst die Entdeckung machte, daß man ihn im Schlafe belauscht habe, gewöhnte er sich hernach, sein Zimmer sorgfältig gegen jedes Eindringen zu verwahren. Sein Sieg über die gewöhnliche Abgerissenheit der Träume hatte, als ich ihn kennen lernte, schon einige Jahre gedauert; möglich, daß, was die Einbildungskraft zuerst schuf, die Gewohnheit nachher erhielt.

„Ich sah ihn einige Wochen nach diesem Bekenntnisse wieder, und er erschien mir sehr verändert. Seine Gesundheit war zerrüttet, und seine Verschlossenheit hatte sich in Niedergeschlagenheit verwandelt. Ich befragte ihn über die Ursache dieser Veränderung an ihm, und mit großem Widerstreben antwortete er mir:

„Sie ist todt, mein Königreich ist verwaist. Eine Schlange stach sie, und sie starb in diesen meinen Armen.

Vergebens, als ich erschreckt und in Verzweiflung aus meinem Schlafe auffuhr, vergebens sagte ich mir: — Es ist nur ein Traum. Ich werde sie wieder sehen. Eine Vision kann nicht sterben! Hat sie Fleisch, das verwelkt? Ist sie nicht ein Geist, körperlos — unvergänglich? Mit welcher schrecklichen Angst erwartete ich die Nacht. Ich schlief wieder — und wieder lag mein Traumbild vor mir — todt und verwelkt. Selbst das Ideal ist vergänglich! Ich war bei ihrem Begräbnisse; ich legte sie in die Erde; ich errichtete über ihrem Grabe ein Monument. Und niemals seit dieser Zeit ist sie, oder irgend etwas ihr Gleiches, in meinen Träumen wieder erschienen. Ich sehe sie nur, wenn ich wache; so ist mein Wachen in der That ein Traum! Aber," fuhr der Visionär mit feierlicher Stimme fort, „ich fühle, daß ich bald von der Welt scheiden werde, und fühle es mit ängstlicher Freude; denn ich denke, daß noch ein Land ist außer dem Lande des Schlafes, wo ich sie wieder sehen werde — ein Land, wo selbst meine Vision wieder auferstehen wird."

„Und wirklich," schloß Trevylyan, „der Träumer starb bald nachher, plötzlich und im Schlafe. Es war einer jener seltsamen Träume, welche hier und dort die Geschichte der Menschen zauberhaft verwirren, und welcher in der Wirklichkeit ihm das that, was das Schicksal so Vielen metaphorisch thut, und sein Leben, seine Liebe, sein Wirken, seinen Tod zum Resultate einer Täuschung, zum Producte eines Traumes machte!"

„Es gibt in der That sonderbare Wechselfälle im Leben," sagte Vane, welcher den späteren Theil von Trevylyan's Erzählung mit angehört hatte; „und hätte der

Deutsche uns seine Kraft vermachen können, welch' eine Zuflucht vor den Uebeln der Erde wäre uns damit aufgeschlossen! Kerker, Krankheit, Armuth, Gram, Schande würden aufhören, die Tyrannen unseres Looses zu seyn; und auf den Schlaf würden wir unsere Lebensgeschichte und unsere Bestrebungen beschränken."

„Aber vor Allem wäre diese Wissenschaft für den Dichter lernenswerth, dessen ganze innerste Natur nichts anderes ist, als ein Seufzen nach dem Ideale — welches die Erde nicht hat — welches der Träumer fand. Ach Gertrude," flüsterte der Liebende, „was sein Königreich und **seine Braut für ihn war, bist du mir!"**

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Brüder.

Die Rheinufer verliefen sich jetzt in flache Ebenen, und zu ihrer Rechten stand die einst kaiserliche Hauptstadt Boppart vor ihnen. Auf keiner andern Reise von ähnlicher Länge begegnet man solchen schlagenden Beispielen von der Veränderlichkeit und dem Wechsel der Gewalten. Eine Hauptstadt, wie das ägyptische Memphis, in öde Ruinen zusammengesunken zu finden; das Treiben, das Lärmen, den Markt von Nationen in das Schweigen alter Grabmäler versenkt zu sehen, ist für unsere menschliche Eitelkeit viel weniger erniedrigend, als den Rhein entlang königliche Hauptstädte zu niedrigen Städtchen oder öden Dörfern dahingeschwunden zu sehen; dieser Verfall erweckt kein Gefühl der Größe, diese Einsamkeit keine Ehrfurcht! Da, wo einst Drusus seinen Römerthurm und die Könige der

Kranken ihre Palläste erbauten, treiben jetzt Tabakspfeifenrödler ihr Wesen, und das alte Nonnenkloster von Königsberg ist zu einer vorzüglichen Cattunfabrik geworden! Und so mußte es kommen — so will es der Weltlauf — die Welt selbst wird bald eine vortreffliche Cattunfabrik seyn.

„Sieh da!" sagte Trevylyan, als sie vorbeisegelten, „die zwei so berühmten Burgen von Liebenstein und Sternfels auf jenem Berge."

Massiv und mächtig blähen sich die Ruinen über dem grünen Felsen, an dessen Fuß, in glücklicher Sicherheit vor dem Wechsel der Zeiten, die Bauernhütten des ruhigen Dörfchens, mit einem einzelnen Thurm in der Mitte, sich malerisch gruppiren.

„Knüpft sich nicht, Albert," fragte Gertrude, „eine berühmte Sage an diese Burgen? Ich erinnere mich, ihren Namen in Verbindung mit deinem Amte als Geschichten-Erzähler gehört zu haben."

„Ja," erwiederte Trevylyan; „die Geschichte betrifft die letzten Herren dieser verfallenen Burgen und —"

„Du wirst dich hierher setzen, näher zu mir, und beginnen," unterbrach ihn Gertrude in kindlich-scherzhaftem Befehlshabertone. „Komm!"

Die Brüder.

Eine Erzählung *).

Denk dir denn, meine theure Gertrude, einen wunderschönen Sommertag, und deine dir in so reichem Maße verliehene Phantasie, welche selbst in mir einen göttlichen Funken entzündet, baue diese zerstörten Burgen in aller ihrer alten Pracht wieder auf; stelle die Gallerie wieder her, und schmücke auf's Neue die Halle; bemanne die Zinnen mit Wächtern, und lasse die stolzen Paniere angestammten Ritterthums auf den Mauern flattern. Doch mitten am Abhange des Felsens denke dir Liebensteins hängende Gärten, voll duftender Blumen, und schimmernd in der Mittagssonne.

Auf dem grünsten Rasen unter einer Eiche saßen drei Personen, in der Blüthe der Jugend. Ihrer Zwei waren Brüder; die Dritte war eine verwaiste Jungfrau, welche der Besitzer der gegenüberstehenden Burg Sternfels dem Schutze seines Bruders, des Burgherrn von Liebenstein, vermacht hatte. Die Burg selbst und das freie Erbgut, das dazu gehörte, ging von der weiblichen Linie ab, und

*) Diese Erzählung gründet sich wirklich auf die schöne Sage, welche in Liebenstein und Sternfels heimisch ist.

in den Besitz Otto's über, des Vetters der Waise und des jüngern der beiden Brüder, welche hier auf dem Rasen saßen.

„Ach!" sagte der Aeltere, dessen Name Warbek war, „du hast meinem Bruder einen Kranz geflochten; hast du, theuerste Leoline, nicht auch nur eine einfache Blume für mich?"

Die schöne Waise — (denn schön war sie, Gertrude, — muß sie nicht als die Heldin der Sagen, welche du mir zu erzählen gebotest, in den Träumen meiner Phantasie deine glänzenden Haare, dein süßes Lächeln, deine blauen Augen besitzen, welche nimmer — nimmer schweigen? — Ach, verzeihe, daß in einer früheren Erzählung ich der Heldin die Schönheit deines Antlitzes versagte, und erinnere dich, daß zum Ersatze dafür ich sie mit der Schönheit deiner Seele schmückte) — die schöne Waise erröthete bis unter die Schläfe, und, indem sie die schönsten Rosen aus den Blumen in ihrem Schooße hervorsuchte, begann sie daraus einen Kranz für Warbek zu flechten.

„Ein Kranz von Rauten und Cypressen würde sich besser für meinen ernsten Bruder schicken; die Rose ist eine viel zu heitere Blume für einen so düsteren Ritter."

Leoline hob die Hand mißbilligend.

„Laß ihn lachen, theuerste Muhme," seine Blicke leidenschaftlich auf ihre blassen Wangen heftend, „und glaube mir, Leoline, daß der tiefste Strom am stillsten fließt."

In diesem Augenblicke hörten sie die Stimme des alten Burgherrn, ihres Vaters, welche laut nach Leolinen rief; denn stets, wenn er von der Jagd zurückkehrte, war es ihm Bedürfniß, sie um sich zu sehen; und die Halle schien ihm verödet, wenn sie ihm nicht mit leichten Schritten entgegen trat, und ihn mit dem Wohllaute ihrer Stimme willkommen hieß.

Leoline eilte zu ihrem Beschützer, und die Brüder blieben allein.

Man konnte nichts Unähnlicheres sehen, als die Züge, und eben so die Charaktere der beiden Brüder. Otto's Antlitz strahlte in der braunen Farbe der Gesundheit; seine Augen waren von dem glänzendsten Nußbraun; sein dunkles Haar krauste sich in kurzen Locken um seine offene, unerschrockene Stirn; der Scherz saß immer auf seinen Lippen, und seine Schritte waren leicht und hüpfend, wie der Fuß des Alpenjägers. Kühn und heiter war sein Geist, und wenn er auch manchmal den stolzen Uebermuth der Jugend verrieth, so verfehlte er sich doch nie auf eine unedle Weise; und war er auch nicht immer zur Reue über sein Vergehen bereit, so war er doch wenigstens stets dazu bereit, für einen Freund jeder Gefahr zu trotzen.

Warbek's Gestalt dagegen, obwohl gleich kräftig, hatte mehr Zartheit in ihren Formen, als die seines Bruders; das schöne, lange Haar, welches seinen nördlichen Ursprung bezeugte, umspielte die Schläfe eines ruhigen, bleichen, nachdenkenden, selbst schwermüthigen Antlitzes. Seine Züge, majestätischer und regelmäßiger, als die Otto's, wechselten selten in ihrem Ausdrucke. Entschlossener,

als Otto, war er weniger heftig; leidenschaftlicher, war er auch weniger eigensinnig.

Die Brüder verstummten, nachdem Leoline sie verlassen hatte. Otto spielte sorglos mit seinem Schwerte, das neben ihm im Grase lag; aber Warbek las die Blumen zusammen, welche die weiche Hand Leolinens berührt hatte, und steckte sie in seinen Busen.

Dieß ärgerte Otto'n; er biß sich in die Lippen und wechselte die Farbe; endlich sagte er mit erzwungenem Lachen:

„Ich muß gestehen, Bruder, daß du deine Neigung für unsere schöne Muhme auf einen Grad treibst, welcher sich kaum mehr auf Rechnung der Verwandtschaft setzen läßt."

„Es ist wahr," sagte Warbek ruhig, „ich liebe sie mit einer Liebe, welche die Blutsverwandtschaft nicht mehr kennt."

„Wie," versetzte Otto ungestüm, „wagst du Leolinen als deine Braut zu denken?"

„Wagen?" wiederholte Warbek, bleicher als gewöhnlich, sich abwendend.

„Ja, ich habe das Wort ausgesprochen! Wisse denn, Warbek, daß auch ich Leolinen liebe; auch ich begehre sie zur Braut; und niemals, so lange ich mein Schwert

schwingen kann, — niemals, so lange ich die Sporen der Ritterschaft trage, werde ich meine Ansprüche auf sie einem lebenden Nebenbuhler abtreten; selbst," fügte er mit sinkender Stimme hinzu, „wenn dieser Nebenbuhler mein Bruder wäre."

Warbek antwortete nichts; er schien betäubt; lange und nachdenkend starrte er seinen Bruder an; und dann stieg er mit abgewandtem Gesichte den Felsen hinauf, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Dieß Schweigen machte Otto'n stutzen. Gewohnt, sich bei jeder Gemüthsbewegung durch Worte Luft zu machen, konnte er die Mäßigung seines Bruders nicht begreifen; er kannte seinen hohen, muthigen Sinn zu gut, um glauben zu können, daß Furcht die Ursache sey. Entweder, dachte er, ist es Verachtung, oder er beabsichtigt, auf der Stelle den Vater aufzusuchen, ihm seine Liebe für die Waise zu gestehen, und sein Recht als Erstgeborener zu behaupten. Dieser Verdacht setzte ihn in Flammen; der stolze Otto eilte mit schnellen Schritten seinem Bruder nach, und sagte, indem er seine Hand auf seinen Arm legte:

„Wohin willst du, und willigst du ein, Leolinen zu entsagen?"

„Liebt sie dich, Otto?" fragte Warbek, endlich sein Schweigen brechend; und seine Stimme sprach eine so tiefe Angst aus, daß sie einen Ausbruch der Leidenschaft Otto's, selbst hier auf ihrem höchsten Punkte, verhinderte.

„Du bist es, der jetzt schweigt," fuhr Warbek fort; „sprich, liebt sie dich, und haben ihre Lippen es dir gestanden?"

„Ich habe geglaubt, sie liebe mich," stammelte Otto, „aber sie ist eine züchtige Jungfrau, und ihre Lippen haben es nie ausgesprochen."

„Genug," sagte Warbek; „laß mich los."

„Halt," sagte Otto, dessen Verdacht wiederkehrte; „halt — noch ein Wort: suchst du den Vater? Er hielt dich stets höher als mich; willst du ihm deine Liebe bekennen, und dein Recht, als Erstgeborener, behaupten? Bei meiner Seele und meiner Hoffnung auf die künftige Seligkeit, thue es, und einer von uns muß fallen!"

„Armer Knabe," antwortete Warbek bitter; „wie wenig verstehst du in einem Herzen zu lesen, das wahrhaft liebt! Denkst du, ich werde ihre Hand begehren, wenn sie dich liebt? Glaubst du, ich könnte, um selbst glücklich zu seyn, nur einen Augenblick Kummer verursachen! Fort mit diesen Gedanken!"

„So willst du unsern Vater nicht aufsuchen?" sprach Otto beschämt.

„Unsern Vater! — Hat unser Vater Leolinens Liebe in Verwahrung?" antwortete Warbek; er machte sich von seinem Bruder los, und schlug den Weg zur Burg ein.

Als er in die Halle trat, drang Leolinens Stimme in sein Herz; sie sang dem alten Burgherrn eine jener alten, einfachen Balladen, welche Krieger und Jäger so gerne hören. Er hielt an, damit er den Zauber nicht störe (ein Zauber, der mächtiger auf ihn wirkte, als jede Beschwörung eines Zauberers), und indem er seine Blicke auf Leolinens holde Gestalt geheftet hielt, sank ihm der Muth.

Sein Bruder und er hatten ihr heute, als sie im Garten saßen, jeder eine Blume gegeben; seine Blume war die frischeste und seltenste; er sah sie nicht, — aber sie trug die seines Bruders an ihrem Busen!

Der Burgherr, eingewiegt durch die Musik und müde von der Anstrengung der Jagd, verfiel am Ende des Gesanges in Schlaf; und Warbek, der nun hervortrat, bewog Leolinen, ihm zu folgen. Er schlug einen abgelegenen, einsamen Spaziergang ein, und als sie sich etwas von der Burg entfernt hatten, wandte sich Warbek zu Leolinen, nahm sie sanft bei der Hand und sagte:

„Laß uns hier, liebe Muhme, einen Augenblick anhalten; ich habe viel auf dem Herzen, was ich dir mittheilen muß.“

„Und was ist es,“ antwortete Leoline, während sie sich mit ihm auf eine Moosbank niedersetzte, von der aus man den breiten Rhein heraufglänzen sah; „was ist es, um was mein guter Warbek mich kann bitten wollen? Ach, möchte es irgend eine Gunst, irgend etwas seyn, was zu gewähren in der Macht der armen Leoline stünde;

von jeher, von meiner Geburt an, warst du gegen mich so zärtlich, so gütig. Du, ich hörte es oft erzählen, lehrtest mich gehen, du unterwiesest meine kindlichen Lippen im Sprechen, und du warst es, der, wenn mein wilder Vetter weit in der Ferne in den Wäldern jagte, seinen muthwilligen Scherzen trotzte und zu Hause blieb, damit Leoline nicht der Einsamkeit überdrüssig würde. Ach, könnte ich dir dieß vergelten!

Warbek wandte sein Gesicht weg; sein Herz war zu voll, und es vergingen mehrere Augenblicke, ehe er den Muth faßte, ihr zu antworten.

„Meine schöne Muhme," sprach er, „es waren glückliche Tage, doch es waren die Tage der Kindheit. Neue Sorgen und neue Gedanken erfüllen uns jetzt. Aber noch bin ich dein Freund, Leoline, und noch darfst du mir deine jungen Sorgen und deine jugendlichen Hoffnungen anvertrauen, wie ehemals. Willst du Leoline?"

„Kannst du mich noch fragen?" sagte Leoline; und als Warbek ihr Antlitz betrachtete, sah er, daß, obgleich ihre Augen voll Thränen waren, sie doch ihm ruhig in's Auge sah; und er erkannte, daß sie ihn nur als ihren Bruder liebte.

Er seufzte, und schwieg einige Augenblicke still, ehe er fortfuhr. „Genug," sagte er, „nun zu meinem Zwecke! Einst, theures Bäschen, lebte auf diesen Bergen ein Ritter, der zwei Söhne hatte, und eine Waise, wie du, wohnte auch in seinen Hallen. Und der ältere Sohn — doch das ist gleichgültig, über ihn wollen wir keine Worte verlie-

ren! — also der jüngere Sohn liebte die Waise innig — inniger, als sich Verwandte lieben; und aus Furcht vor einer Zurückweisung bat er den ältern, seine Bewerbung bei der Waise anzubringen. — Leoline, meine Erzählung ist zu Ende. Kannst du Otto'n lieben, wie er dich liebt?"

Und als er jetzt seine Augen zu Leolinen erhob, sah er, wie sie heftig zitterte, und wie ihre Wangen mit Röthe bedeckt waren.

„Sage," fuhr er fort, sich selbst bezwingend, „ist diese Blume (sein Geschenk) nicht ein Zeichen, daß er deine Gedanken erfüllt?"

„Ach, Warbek! halte mich nicht für undankbar, daß ich die deine nicht auch trage; aber —"

„Stille!" sagte Warbek hastig; „ich bin bloß dein Bruder, ist dir Otto nicht mehr? Er ist jung, tapfer und schön. Gott gebe, daß er deiner würdig sey, wenn du ein so reiches Geschenk, wie deine Liebe, ihm anvertraust."

„Otto stand mir in meiner Kindheit ferner," sagte Leoline ausweichend; „deßwegen machte seine Freundlichkeit in späteren Jahren einen stärkeren Eindruck auf mich, als die deinige."

„Du willst ihn also nicht verwerfen? willst seine Braut seyn?"

„Und deine Schwester," antworte Leoline.

„Gott segne dich, meine theure Muhme; noch einen Bruderkuß, und dann lebe wohl! Otto soll dir selbst danken!"

Er küßte ruhig ihre Stirn, wandte sich ab und stürzte in das Dickicht; dann, erst dann machte er seinem tief bewegten Gemüthe Luft. — Hätte Leoline seine heftige Bewegung sehen können; Otto's Sache wäre für immer verloren gewesen; denn so leidenschaftlich, so tief aus dem Grunde ihres unschuldigen Herzens sie Otto'n liebte, so war ihr das Glück Warbek's doch nicht weniger theuer.

Als der junge Ritter seine Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte, machte er sich auf, Otto'n zu suchen. Er fand ihn allein im Walde, mit gekreuzten Armen an einen Baum gelehnt, und melancholisch auf den Boden starrend. Warbek's edles Herz wurde durch die Niedergeschlagenheit seines Bruders gerührt.

„Sey munter, Otto," sagte er; „ich bringe dir gute Zeitung; ich habe Leolinen gesehen — ich habe sie gesprochen — nein, erschrick nicht — sie liebt dich! sie ist dein!"

„Edler — edler Warbek!" rief Otto aus, und warf sich seinem Bruder um den Hals. „Nein, nein," sagte er, „es darf nicht seyn; du hast ältere Ansprüche. — Ich entsage ihr für dich. Vergib mir meinen Eigensinn, Bruder, vergib mir!"

„Vergiß das Vergangene," sagte Warbek; „die Liebe zu Leolinen entschuldigt größere Beleidigungen, als die deinige; und nun, behandle sie sanft; ihre Natur ist weich und innig; ich kenne sie genau, denn ich habe ihre leisesten Wünsche belauscht. Du bist hitzig und schnell erzürnt; aber erinnere dich, daß ein Wort verwundet, wo die Liebe tief ist. Um meinetwillen und ihrer selbst wegen denke mehr an ihr als an dein Glück. Jetzt suche sie auf — sie erwartet dich, um von deinen Lippen die Geständnisse zu hören, die auf den meinigen kalt klangen."

Mit diesen Worten verließ er seinen Bruder, ging noch einmal in die Burg zurück und trat in die Halle seiner Ahnen. Sein Vater schlief noch; er legte seine Hand auf sein greises Haar und flehte des Himmels Segen auf ihn herab; dann stahl er sich leise auf sein Zimmer, legte Helm und Rüstung an, und sagte, indem er dreimal das Heft seines Schwertes küßte:

„Hinfort sey du meine Braut!"

Dann verließ er die Burg, eilte auf den einsamsten Pfaden den Felsen hinab an das Ufer des Rheins, und ließ sich von einem der zahlreichen Fischer daselbst an das jenseitige Gestade bringen; und allein — aber nicht traurig, denn sein großes Herz gab ihm Trost, und Leoline war ja glücklich — eilte er gen Frankfurt.

Die Stadt war voll Leben und Munterkeit; jeder Winkel klang von dem Schalle der Waffen wieder; — die Töne kriegerischer Musik, die wehenden Banner, der Glanz befiederter Helme, das Wiehern der Streitrosse — Alles

vereinigte sich, das Blut in Wallung zu setzen, und die Sinne aufzuregen. St. Bertrand hatte das heilige Kreuz an dem Ufer des Rheines aufgepflanzt, und die Straßen von Frankfurt bezeugten, mit welchem Erfolge!

An demselben Tage noch nahm Warbek das rothe Kreuz, und wurde unter die Ritter des Kaisers Conrad eingeschrieben.

Wir übergehen jetzt einen kleinen Zeitraum. — Otto und Leoline waren noch nicht vermählt; denn in dem ersten Feuer seiner Dankbarkeit gegen seinen Bruder hatte Otto seinem Vater und Leolinen Warbek's Sieg über sich selbst verkündet; und Leoline, deren Herz davon tief ergriffen war, wollte nicht in eine augenblickliche Trauung willigen. „Wir wollen ihn wenigstens," sagte sie, „nicht durch die übereilte Hast dieser Feier beleidigen, und ihm Zeit lassen, bei den stolzen Schönheiten, welche er in fremden Landen schauen wird, zu vergessen, daß er einst die liebte, welche dir, Otto, verlobt ist."

Der alte Burgherr billigte dieses Zartgefühl, und selbst Otto, noch in der ersten Wallung der Gefühle für seinen Bruder, wagte nicht, zu widersprechen. Es wurde dann festgesetzt, daß die Verbindung nach Verfluß eines Jahres statthaben sollte.

Monate verflossen, und auf Otto's Stirn lagerten sich Zerstreutheit und Unzufriedenheit. Auf seinen Ausflügen mit seinen lebhaften Kameraden in die Nachbarstädte hörte er von nichts, als von dem Ruhme der Kreuzfahrer, von den Huldigungen, welche den Helden des Kreuzes an den Höfen, die sie besuchten, dargebracht wurden, von ihrem

abenteuerlichen Leben und dem frohen Muthe, welcher ihren Kriegszug belebte. In der That, weder Minnesänger noch Priester ließen das Thema kalt werden, und der Ruhm derer, welche in den heiligen Streit gezogen waren, erregte Nacheiferung und Unzufriedenheit zugleich unter der zurückgebliebenen Jugend.

„Und mein Bruder erfreut sich dieses thatenreichen, ruhmvollen Lebens," sagte der ungeduldige Otto, „während ich, dessen Arm eben so stark, und dessen Herz eben so kühn ist, mich hier bei den schwerfälligen Erzählungen eines alten Vaters und den einfältigen Gesängen eines verwaisten Mädchens langweilen muß." Sein Herz schlug ihm bei den letzten Worten, aber er fing bereits an, der edlen Liebe Leolinens überdrüssig zu werden. Vielleicht, weil er keinen Sieg mehr über einen Nebenbuhler zu gewinnen hatte, ließ seine Aufregung nach; oder vielleicht empörte es in's Geheim seinen stolzen Geist, sich von seinem Bruder an Edelmuth übertroffen zu sehen, eben da, wo er ihn im Glücke der Liebe überstrahlte.

Die arme Leoline, einmal gewohnt, daß sie Otto'n als ihren Verlobten zu betrachten habe, unterwarf ihr Herz ganz seiner Gewalt. Sein wilder Geist, seine finstere Schönheit, sein kühner Muth fesselten sie, während sie davor erzitterte; und die Veränderlichkeit seiner Natur erhielt jenen Wechsel von Furcht und Hoffnung beständig in ihr fluthend, welcher die Quelle der stets aufgeregten Liebe ist. Sie sah mit wachsendem Schmerze die veränderte Stimmung Otto's, aber die Ursache davon konnte sie nicht errathen. „Gewiß, ich habe ihn nicht beleidigt," dachte sie.

Unter den Freunden Otto's war einer, welcher eine besondere Gewalt über ihn besaß. Er war ein Ritter von jenem geheimnißvollen Templerorden, welcher einst eine so große Gewalt über die Gemüther der Menschen ausgeübt hat.

Eine schwere und gefährliche Wunde, welche er in einem Streite mit einem englischen Ritter erhalten hatte, hielt den Templer in Frankfurt zurück und verhinderte ihn, sich an den Kreuzzug anzuschließen. Während seiner langsamen Genesung hatte er mit Otto eine enge Freundschaft geschlossen, und als er hierauf seine Wohnung in Liebenstein aufschlug, machte die Schönheit Leolinens einen tiefen Eindruck auf ihn. Durch seinen Schwur verhindert, zu heirathen, erlaubte er sich deßhalb in der Liebe doppelte Freiheit, und zweifelte nicht, daß, wenn es ihm nur gelänge, den jungen Ritter von seiner Verlobten loszureißen, er in ihr eine neue Eroberung seinen vielen vorhergehenden würde hinzufügen können. Arglistig malte er Otto'n die mannigfaltigen Reize der heiligen Sache aus, und vor allem vergaß er nicht, die Reize der Schönen, welche, in dem prachtvollen Orient, die Kreuzritter mit verschwenderischer Gunst auszeichneten, mit glühenden Farben zu beschreiben. Brautschätze, von denen man auf den unfruchtbaren Bergen des Rheines keinen Begriff habe, begleiteten die Hand dieser schönen Mädchen, und selbst eine Fürstentochter, sagte er, sey nicht zu stolz, einem Helden ihre Hand zu geben, der für sich selbst ein Königreich gewinnen könne."

„Für mich," fuhr der Templer fort, „sind solche Hoffnungen auf ewig dahin. Aber ihr, wäret ihr nicht bereits verlobt, welches Glück wartete dort euerer!"

Durch solche Gespräche suchte er den Ehrgeiz Otto's beständig aufzureizen, seine Unzufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Ruhmlosigkeit zu erhöhen, und so seinen Widerwillen gegen den einzigen Trost, welchen sie ihm in der Unschuld und Zuneigung Leolinens darbot, zu erregen.

Eines Abends suchte ein Minnesänger in den Hallen Liebensteins Schutz gegen den Sturm. Sein Besuch war dem Burgherrn willkommen, und er bemühte sich, die Gastfreundschaft, die ihm erwiesen wurde, durch die Leistungen seiner Kunst zu erwiedern. Er sang von der Jagd, — und der magere Jagdhund fuhr vom Lager auf; er sang von der Liebe, — und Otto, seine unruhigen Träume vergessend, näherte sich Leolinen, und sank zu ihren Füßen. Lauter und immer lauter tönte das Lied. Der Sänger sang vom Kriege; er malte die Thaten der Kreuzfahrer; er stürzte in das dichteste Schlachtgetümmel; das Streitroß wieherte; die Trompete schmetterte, und man glaubte das Klirren des Stahles zu hören. Und, als er die Namen der kühnsten Ritter aufzählte, klang hoch unter den erhabensten der Name des Ritters Warbek von Liebenstein. Dreimal hatte er das königliche Banner gerettet; zwei Rosse wurden unter ihm getödtet, aber er bedeckte ihre Leiber mit den Kühnsten der Feinde. Er war sanft im Zelte und furchtbar im Kriege. Der Sänger würde eher seine Kunst, als der Rhein seinen Helden vergessen. Der Burgherr sprang von seinem Sitze auf, Leoline drückte die Hand des Sängers.

„Sprecht, ihr habt ihn gesehen; er lebt, er ist geehrt?“

„Ich selbst komme gerade aus Palästina, tapfere Ritter und edle Jungfrau. Ich sah den wackern Ritter von

Liebenstein an der rechten Hand des Kaisers Konrad. Und er, edle Jungfrau, war der einzige Ritter, den die Bewunderung ohne den Neid, ihren Schatten, bestrahlte. Wer auch," fuhr der Minnesänger fort, seine Harfe ergreifend, „wer wollte unrühmlich in der Halle zurückbleiben? Würden nicht die wehenden Banner seiner Väter seine Schande ihm vorhalten? und würde nicht jede Stimme aus Paläſtina die Schaam auf seine Wangen rufen?"

„Recht!" rief Otto plötzlich, und warf sich seinem Vater zu Füßen. „Du hörst, was mein Bruder gethan hat, und deine Augen weinen Thränen der Freude. Soll ich allein deine alten Tage durch ein rostiges Schwert entehren? — Nein, erlaube mir, wie mein Bruder, mit den Helden des Kreuzes zu ziehen!"

„Edler Jüngling!" rief der Harfner, „die Seele Warbek's spricht aus diesen Worten; höret ihn, Herr Ritter, höret den edlen Jüngling."

„Gott will es!" sagte der Templer feierlich.

„Mein Sohn, ich kann dein Feuer nicht tadeln," versetzte der Burgherr, ihn mit zitternden Händen aufhebend, „aber Leoline, deine Verlobte?"

Blaß, wie ein Marmorbild, ihre eigenen Ohren Lügner scheltend, als sie die grausamen Worte ihres Geliebten einsogen, stand die Waise da. Sie sprach nicht, sie athmete kaum; sie sank auf ihren Sitz zurück und starrte auf den Boden, bis, bei den Worten des Burgherrn

weiblicher Stolz und weibliche Zärtlichkeit ihr die Besinnung wieder gaben, und sie sagte:

„Ich, Onkel, soll ich Otto'n bleiben heißen, wenn seine Wünsche ihn zur Abreise treiben?"

„Er wird zu dir zurückkehren, edle Jungfrau," versetzte der Harfner, „mit Ruhm bedeckt!" Aber Otto sagte nichts mehr; die rührende Stimme Leolinens war ihm in die Seele gedrungen; er nahm schweigend seinen Sitz wieder ein, und Leoline ging zu ihm hin und flüsterte sanft: „Handle, als ob ich nicht wäre;" und verließ die Halle, um mit ihrem Herzen sich zu besprechen und allein zu weinen.

„Ich kann mich ja mit ihr vermählen, ehe ich gehe," sagte Otto plötzlich, als er Nachts in des Templers Zimmer saß.

„Ja, das ist wahr! und deine Braut in der ersten Woche verlassen — eine harte Probe."

„Besser, als mich der Gefahr aussetzen, sie nie mein nennen zu dürfen. — Theuere, gütige, geliebte Leoline!"

„Gewiß, sie verdient die wärmste Liebe; aber in der That, es ist kein kleines Opfer, in deinen Jahren und mit deinem Aeußern, für immer auf alles Interesse bei den edlen Damen, welche du sehen wirst, zu verzichten. Ach, welche Augen werden von den Gallerien von Constantinopel auf dich herabsehen; aber wenn die Schönen hören, daß du Otto, der Bräutigam, bist, so werden sie sich nicht mehr um dich kümmern. Ein Bräutigam ohne Braut! Nein, Mann,

so sehr auch das Kreuz der Krieger bedarf, so bin ich doch genug dein Freund, um dir zu sagen, daß, wenn du dich verehlichst, du lieber friedlich zu Hause bleiben, und auf der Jagd die Mühen des Krieges vergessen solltest."

„Ich wollte, ich wüßte, was das Beste ist," sagte Otto unentschlossen. „Mein Bruder — ha, soll er immer mich überstrahlen? — aber Leoline, wie wird sie sich grämen — sie, die ihn meinetwegen zurückwies!"

„War das deine Schuld?" entgegnete der Templer lustig. „Es wird dir noch machmal begegnen, daß du einem Andern vorgezogen wirst. Meiner Treu', eine solche Sünde nimmt man leicht auf's Gewissen. Aber, beschlafe es, Otto; die Augen werden mir schwer."

Am folgenden Tage suchte Otto Leolinen auf, und machte ihr den Vorschlag, ihre Heirath seiner Abreise vorangehen zu lassen; aber er war so verwirrt, so zwischen zwei Wünschen getheilt, daß Leoline, beleidigt, verletzt, auf's Tiefste gekränkt durch seine Kälte, den Vorschlag sogleich fest zurückwies; sie verließ ihn, damit er ihre Thränen nicht sehen möchte, und dann — dann bereute sie sogar ihren gerechten Stolz!

Otto, strebend, sein Gewissen durch den Vorwand zu beruhigen, daß sie jetzt allein der schuldige Theil sey, beschäftigte sich mit den Zurüstungen seiner Abreise. Aengstlich bemüht, seinen Bruder zu überglänzen, reiste er nicht wie Warbek ab, allein und unbemerkt, sondern alle Männer, Pferde und Schätze, welche seine Besitzung Stern-

fels — er war noch nicht damit belehnt — aufbringen konnte, in Anspruch nehmend, zog er in Frankfurt an der Spitze einer glänzenden Schaar ein.

Der Templer gab einen Rückfall vor, und blieb zurück, indem er ihm versprach, in Constantinopel, welches er so laut gepriesen hatte, mit ihm zusammenzutreffen. Unterdessen wendete er seine ganze Kraft zu gefallen auf, um die unglückliche Waise zu trösten. Die Stärke ihrer unschuldigen Liebe war jedoch mächtiger als alle seine Künste. Umsonst suchte er ihr Zweifel an Otto beizubringen; sie hörte ihn nicht an; umsonst bemühte er sich, in den sanftesten Accorden ihr Ohr mit dem Zauber der Schmeichelei und des Gesanges zu umstricken, sie wandte sich unachtsam hinweg; und durch die Artigkeiten, welche so wenig denen Otto's glichen, nur gepeinigt, verschloß sie sich in ihr Zimmer, und seufzte in der Einsamkeit nach dem, der sie verlassen hatte.

Der Templer entschloß sich jetzt, die Macht schwarzer Künste an ihr zu versuchen; da plötzlich rief eine Mission des Großmeisters ihn ab, indem sie eine Leidenschaft in seiner Brust erregte, die stärker war als die Liebe — die Leidenschaft des Ehrgeizes, der er nicht zu widerstehen vermochte. Er hinterließ die Burg einsam; und da Otto sie nicht mehr mit seinen muntern Kameraden belebte, konnte jetzt die Einsamkeit selbst nicht seltener gestört werden.

Unterdessen, obgleich der Ruhm Warbek's immer wieder von Zeit zu Zeit ihr zu Ohren kam, so blieb er doch stets vereinzelt und unverschwistert mit jenem Otto's;

von diesem ward ihr keine Kunde, und so wurde die Liebe der zarten Waise durch die beständige Unruhe der Furcht wach erhalten. Endlich starb der alte Burgherr, und ließ Leolinen gänzlich allein zurück.

Eines Abends saß sie mit ihren Mägden in der Halle, als die Hufschläge eines Rosses in dem äußern Hofe hörbar wurden; ein Horn schallte, die schweren Thore wurden entriegelt, und ein Ritter von stattlichem Aeußern und bekleidet mit dem Mantel des Kreuzes, trat in die Halle; er stand unter der Thüre einen Augenblick still, wie von innerer Bewegung überwältigt, im nächsten aber schloß er Leolinen an seine Brust.

„Erkennst du deinen Vetter Warbek nicht wieder?“ Er legte seinen Helm ab, und sie sah die edlen Züge, welche, ungleich denen Otto's, gegen sie nie gewechselt, nie sich verdüstert hatten.

„Es ist gegenwärtig Waffenstillstand,“ sagte er. „Ich erfuhr meines Vaters Tod, und bin heimgekehrt, um mein Banner in der Halle aufzuhängen und meine Tage im Frieden zu verleben.“

Die Zeit und das Kriegsleben hatten Warbek's Aeußeres verändert; das schöne Haar, dessen Farbe jetzt dunkler war, bedeckte die Schläfe nicht mehr und enthüllte eine Narbe, welche die Schönheit eines Antlitzes eher erhöhte, das in seinen Zügen immer etwas Kühnes und Kriegerisches hatte; aber die Ruhe, die einst auf demselben thronte, hatte sich in Düsterheit verwandelt; er sprach weniger als ehedem, und obgleich er nicht weniger oft und

weniger freundlich lächelte, so war sein Lächeln doch jetzt nachdenklicher, und seine Freundlichkeit hatte die Innigkeit der Leidenschaft verloren. Er hatte, dieß war deutlich, einer Liebe entsagt, welche so früh aller Hoffnung beraubt worden war; aber nicht jener Treue der Erinnerung, welche ihm Leolinen theurer machte, als Alles in der Welt, und ihm verbot, die Züge zu verlöschen, welche er in seine Seele eingegraben hatte.

Der Name Otto's zitterte Leolinen auf den Lippen, aber eine gewisse Erinnerung verschloß ihr den Mund. Warbek beeilte sich, ihren Fragen zuvorzukommen.

Otto sey wohl, berichtete er, und halte sich in Constantinopel auf; er habe dort so lange verweilt, daß der Kreuzzug ohne seine Theilnahme beendigt worden; ohne Zweifel werde er jetzt seine Rückkehr beschleunigen; ein Monat, eine Woche, ja, ein Tag könne ihn an ihre Seite zurückführen.

Leoline tröstete diese Nachricht unaussprechlich; nur etwas schien ihr unerklärlich. Warum hatte er, dessen heißester Wunsch dieser Zug nach dem heiligen Grabe gewesen war, warum hatte er so lange in Constantinopel gezögert? Sie wunderte sich, sie trug sich mit Muthmaßungen, aber sie wagte nicht, der Sache weiter nachzuforschen.

Der edle Warbek verhehlte ihr, wie Otto ein leichtsinniges, unthätiges, verschwenderisches Leben führte; wie er seinen Reichthum in den Vergnügungen des griechischen Hofes vergeudete, und wie sein Ehrgeiz sich allein mit den abenteuerlichen Planen beschäftigte, in jenen fernen Landen,

welche die Abenteuer der Normänner für die ritterlichen Räuber der damaligen Zeit so einladend gemacht hatten, sich ein Fürstenthum zu gründen.

Die Verwandten erneuerten ihre alte Freundschaft, und Warbek glaubte, es sey Freundschaft allein. Sie durchwandelten wieder die Gärten miteinander, welche sie als Kinder durchstreift, sie saßen wieder auf dem grünen Rasen, wo sie Kränze geflochten hatten; sie schauten wieder in den ewigen Spiegel des Rheins hinab; — o! hätte er noch die unbekümmerte Frische ihres früheren Jugendlebens zurückstrahlen können!

Der ernste und beschauliche Sinn Warbek's ward durch die Ehren des Krieges nicht so befriedigt, daß er nicht noch jene friedlicheren Quellen für die Nahrung des Geistes, welche hier durch die Weisen des Orients sich ihm eröffneten, aufgesucht hätte. Er hatte aus dem Born der Weisheit dieser fernen Climate getrunken, und sich die Gewohnheit des Nachdenkens angeeignet, welchem jene weiseren Stämme ergeben sind, von denen die Kreuzfahrer dem Norden die Kenntnisse überbrachten, die ihre Nachkommen zu erleuchten bestimmt waren. Daher hatte Warbek wenig Gemeinschaft mit seinen rohen Nachbarn; er lud sie nicht zu seinem Tische ein, noch nahm er Theil an ihren lärmenden Gelagen. Oft, in jenem verfallenen Thurme, beschien seine einsame Lampe noch in später Nacht den mächtigen Strom, und seine einzige Erholung in dieser Einsamkeit war die Gegenwart und der Gesang seiner sanften Muhme.

Monate vergingen so, als plötzlich ein unbestimmtes, ängstigendes Gerücht nach dem Schlosse Liebenstein drang.

Otto sey auf der Rückkehr in seine Burg Sternfels begriffen, aber nicht allein. Er bringe eine Griechin von erstaunlicher Schönheit, und mit wahrhaft königlichem Reichthum ausgestattet, als seine Braut mit. Leoline war die erste, die das Gerücht für lügnerisch erklärte, aber auch bald die einzige, die noch ungläubig blieb.

Prächtig in den Strahlen der Mittagssonne glänzte der flüchtige Reiterzug; weit hinauf den steilen Pfad wand sich die schimmernde Cavalcade, und die einsamen Thürme von Liebenstein hörten das Echo von manchem lustigen Lachen und Jauchzen. Otto führte seine Braut heim in die Hallen von Sternfels.

In der Nacht darauf war ein großes Bankett in Otto's Schloß; alle Fenster waren erleuchtet, und immer tönte laut und schwellend die Musik. Neben Otto saß, strahlend in dem verschwenderischen Juwelenschmucke des Orients, die Griechin. Ihre dunkeln Locken, ihre blitzenden Augen, die falsche Röthe ihres Gesichtes, blendeten die Augen der Gäste. Ihr zur Linken saß der Templer.

„Bei dem heiligen Kreuzbilde," rief der Templer lustig, obgleich er sich bei diesen Worten bekreuzte; „wir werden heute Nacht die Eulen in den finstern Thürmen von Liebenstein aufscheuchen. Dein ernster Bruder, Herr Otto, wird an seiner Base viel zu trösten haben, wenn sie sieht, welch' ein glänzendes Leben sie mit dir geführt haben würde."

„Das arme Mädchen!" sagte die Griechin mit affectirtem Mitleid; „ohne Zweifel wird sie sich jetzt

mit ihrem verschmähten Liebhaber wieder ausgesöhnt haben. Der Ritter ist, wie ich höre, von stattlichem Aeußern."

„Stille!" sagte Otto finster, und stürzte einen vollen Becher hinunter.

Die Griechin biß sich in die Lippen und warf dem Templer einen bedeutungsvollen Blick zu, den er erwiederte.

„Nur einer Schönheit, wie der deinigen kann ich dieses verzeihen," sprach Otto, zu seiner Braut gewandt, und blickte ihr leidenschaftlich in die Augen.

Die Griechin lächelte.

Wohl schmeckte das Mahl, das Lachen schallte, die Becher kreisten, aber Otto's Auge ruhte auf einem Gaste an dem Ende der Tafel, der von Kopf bis zu Fuß in einen Mantel verhüllt, und dessen Gesicht durch einen dichten Schleier verborgen war.

„Verdamm' mich Gott!" rief er laut, „aber das geht nicht an bei unserem Gelage; wird der Fremde geruhen, seine Maske abzulegen?"

Bei diesen Worten wandten sich aller Augen auf die Gestalt, und die, welche ihr zunächst saßen, bemerkten, daß sie heftig zitterte; endlich erhob sie sich, ging lang-

sam, aber mit Anmuth auf die Griechin zu, und legte einen Blumenkranz vor sie hin.

„Es ist eine einfache Gabe, Herrin," sagte die Fremde mit einer Stimme, deren Süßigkeit selbst auf die rohesten der Gäste Eindruck machte; „aber es ist Alles, was ich bieten kann, und die Braut Otto's durfte nicht ohne eine Gabe aus meinen Händen bleiben. Möget ihr beide glücklich seyn!"

Mit diesen Worten wandte sich die Fremde und verließ die Halle geräuschlos, wie ein Schatten.

„Bringt die Fremde zurück!" rief die Griechin, als sie sich von ihrem Erstaunen wieder erholt hatte. Zwanzig Gäste sprangen auf, ihrem Befehle zu gehorchen.

„Nein, nein!" rief Otto, ungeduldig mit der Hand winkend. „Rühre sie keiner an, gehe ihr keiner nach, auf Gefahr seines Kopfes!"

Die Griechin beugte sich über die Blumen hin, um ihren Aerger zu verbergen; und sieh, aus denselben fiel die Hälfte eines zerbrochenen Ringes heraus. Otto erkannte ihn auf den ersten Blick; es war die Hälfte des Ringes, welchen er mit seiner Verlobten gebrochen hatte. Ach, es bedurfte keines solchen Zeichens, um sich zu überzeugen, daß diese Gestalt, so voll unaussprechlicher Anmuth, diese herzrührende Stimme, diese einfache, so zart gefühlte Handlung, diese Gabe, dieser Segen nur von der verlassenen, von der verzeihenden Leoline kommen könne.

Warbek, allein in seinem einsamen Thurme, ging mit aufgeregten Schritten auf und ab. Tiefer, unauslöschlicher Zorn über die Niederträchtigkeit seines Bruders, vermischt mit einer aufflammenden, seligen Hoffnung, erfüllte ihn. Er gestand sich nun, daß er sich selbst getäuscht habe, wenn er seine Leidenschaft für erstorben hielt; welches Hinderniß stand jetzt noch seiner Verbindung mit Leolinen entgegen?

Jenes Zartgefühl, welches seine Liebe ihm einhauchte, verbot ihm sie aufzusuchen, und ihr den Schimpf eines Trostversuchs anzuthun. Er fühlte, daß ein solcher Schlag allein getragen werden müsse; und doch lechzte und dürstete er, sich ihr zu Füßen zu werfen.

Aus diesen widerstreitenden Gedanken erweckte ihn ein Klopfen an seiner Thüre; er öffnete sie und Leolinens Mägde stürzten herein, blaß, ängstlich, weinend. Leoline hatte das Schloß verlassen, nur von einer einzigen Dienerin begleitet; niemand wußte, wohin; — ach sie sollten es nur zu bald erfahren! Aus den Hallen von Sternfels war sie in der dunkeln, unfreundlichen Nacht in das Thal hinabgestiegen, wo das Kloster Bornhofen ihrer müden Seele, ihrem gebrochenen Herzen eine Zuflucht an dem Altare Gottes eröffnete.

Mit Tagesanbruch war Warbek am nächsten Morgen vor dem Thore des Klosters. Er sah Leolinen; welche Veränderung hatte eine Leidensnacht in diesem Antlitz hervorgebracht, welches für ihn die Quelle aller Liebenswürdigkeit war. Er schloß sie in seine Arme; er weinte; er machte Alles geltend, was seine Liebe geltend zu machen

vermochte; er beschwur sie, das Herz anzunehmen, das nie auch nur durch einen Gedanken ihr Andenken gekränkt hatte. „O, Leoline, sagtest du nicht einst, daß diese Arme deine Kindheit beschützt haben; daß diese Stimme deine kindlichen Sorgen stillte? Ach, vertraue dich ihnen wieder und für immer. Von einer Liebe, die dich verließ, kehre zu der Liebe zurück, die niemals wankte.“

„Nein,“ antwortete Leoline, „nein. Was würde die Ritterschaft, deren Stolz du bist, was würde sie sagen, wenn du eine Verlobte und Verlassene freietest, die Jahre lang Eines Anderen harrte, die in deine Arme nur das Herz brächte, das Er verstieß? Nein; und selbst, wenn du — und ich weiß, daß du es seyn würdest — unempfindlich wärest für diesen Schimpf deines hohen Stammes, soll ich dir ein gebrochenes Herz, eine sieche Seele bringen? sollst du Kummer ernten, statt Freude? und sollen Seufzer, die nie aufhören, und Thränen, die nie trocknen, die einzige Morgengabe deiner Braut seyn? Und dazu du, der alle Segnungen des Himmels verdient? Nein; vergiß mich; vergiß deine arme Leoline! Sie hat nichts, als Gebete, für dich.“

Umsonst widersprach Warbek; umsonst drang er mit Allem in sie, was Leidenschaft und Wahrheit ihm eingaben; die Quellen der jugendlichen Liebe waren in dem Herzen der Waise für immer vertrocknet, und ihr Entschluß war unerschütterlich — sie entzog sich selbst seinen Armen, und das Thor des Klosters schied ihn für ewig von seinem Glücke!

Ein neuer, fürchterlicher Gedanke erfüllte ihn jetzt ganz; von Natur mild und sanft, pflegte er, wenn sein

Zorn einmal aufgeregt war, dieser Leidenschaft mit aller Kraft eines ruhigen Gemüthes. Leolinens Thränen, ihre Leiden, das ihr angethane Unrecht, ihr stummer Schmerz, dieses kummerbleiche Gesicht — Alles rief laut seine Rache auf. „Sie ist eine Waise," sagte er bitter; „sie hat keinen Beschützer, keinen Beistand, als mich. Meines Vaters Vormundschaft über ihre verlassene Jugend ist auf mich übergegangen. Was ändert es, wenn, der sie verließ, mein Bruder ist? er ist ihr Feind. Hat er nicht ihr Herz gebrochen? Hat er sie nicht einem Kummer preisgegeben, der sie bis in's Grab verfolgt? Und wie schimpflich; ohne Warnung, ohne Entschuldigung; mit lieberlichen Zechern feiert er sein Hochzeitgelage vor den Ohren — vor den Augen — seiner frühern Verlobten. Genug! Die Zeit ist gekommen, wo, wie er einst sagte, „einer von uns beiden fallen muß!" Er zog sein Schwert halb aus der Scheide, als er dieses sprach, stieß es dann wieder heftig hinein, und kehrte in seine einsame Burg zurück. Das Geräusch des Hufschlags der Rosse und der Ton des Jagdhorns empfingen ihn an der Pforte; der Brautzug von Sternfels, lauter Lust und Freude, zog auf die Jagd aus.

An diesem Abende trat ein Ritter in voller Rüstung in die Festhalle von Sternfels, und forderte Otto'n, im Namen Warbek's von Liebenstein, zum Zweikampf auf Leben und Tod.

Selbst der Templer bebte zurück vor einer so unnatürlichen Ausforderung; aber Otto hob glühend den Handschuh auf, und Tag und Ort wurden bestimmt. Unzufrieden, mit sich selbst zerfallen, ergriff ihn eine wilde Freude;

— er lechzte nach einem Schlachtopfer seiner Verzweiflung — und wäre es sein eigener Bruder. Denn in seinem eifersüchtigen Herzen hatte er diesem Bruder nie seine Tugenden und seinen Ruhm verziehen.

Zu der bestimmten Stunde trafen sich die Brüder als Gegner. Warbek's Visir war offen, und der gewohnte, strenge Ernst seines Gemüthes war auf seiner Stirn ausgeprägt. Aber Otto, eher Willens, den Waffen, als den Blicken seines Bruders die Stirn zu bieten, hatte sein Visir heruntergeschlagen. Der Templer stand mit gekreuzten Armen neben ihm; für seinen höhnenden Verstand war es ein interessantes Studium der menschlichen Leidenschaften. Kaum hatte die erste Trompete zu dem schrecklichen Kampfe gerufen, als eine neue Erscheinung die Blicke Aller auf sich zog. Das Gerücht von einem solchen unerhörten Ereignisse war auch in das Kloster Bornhofen gedrungen; — und jetzt kamen Paar und Paar die Schwestern des heiligen Altares, und die Bewaffneten machten Platz, als sie mit schleppenden Gewändern und verschleierten Angesichtern die Schranken hinabschwebten. In diesem Augenblicke verließ eine von ihnen die Reihe ihrer Schwestern, und trat mit langsam majestätischem Schritte vor, bis sie gerade zwischen den beiden feindlichen Brüdern stand.

„Warbek," sagte sie mit dumpfer Stimme, welche sein Blut gerinnen machte, „willst du so mir deine Liebe beweisen, und dein Beschützeramt über die elternlose Waise ausüben, welche dein Vater deiner Sorge anvertraute? Soll ich einen Mord auf meiner Seele haben?" Nach dieser Frage schwieg sie, und die, welche sie gehört hatten,

waren niedergedonnert und schauderten. „Den Mord eines Bruders durch die Hand seines eigenen Bruders! — Fort, Warbek! — Ich befehle es.“

„Soll ich vergessen, welche Unbill dir zugefügt wurde, Leoline?“ entgegnete Warbek.

„Unbill! sie führte mich zu Gott! sie ist vergeben; sie ist nicht mehr; die Erde hat mich verlassen; aber der Himmel hat mich in seine Arme aufgenommen; — soll ich murren über den Wechsel? Und du, Otto — (hier zitterte ihre Stimme) — schlägt dich dein Gewissen nicht? — willst du damit mir Ersatz geben für meine zertrümmerten Hoffnungen, daß du mir auch noch die Zukunft verschließest? Wie elend müßte ich seyn, könnte ich von Barmherzigkeit — könnte ich von Trost träumen, wenn dein Bruder durch dein Schwert in meiner Sache fiele? Otto! ich habe dir verziehen, und dich und die Deinen gesegnet. Einst, vielleicht, liebtest du mich; gedenke, wie ich dich liebte — wirf deine Waffen von dir!“

Otto blickte starr auf die verschleierte Gestalt vor ihm. Wo hatte die sanfte Leoline gebieten gelernt? — Er wandte sich zu seinem Bruder; er fühlte Alles, was er gegen Beide verschuldet hatte; und sein Schwert auf den Boden werfend, kniete er zu den Füßen Leolinens nieder, und küßte ihr Gewand mit einer Andacht, die nie ein Andächtiger an eine heiligere Heilige verschwendete.

Der Zauber, der über den Kriegern rings gelegen, war gebrochen; er ward zum Ruf der Freude und des lauten Beifalls. „Und du, Warbek?“ fragte Leo-

line, sich zu der Stelle wendend, auf welcher Warbek immer noch regungslos dastand.

„Habe ich je deinem Willen widersprochen?“ sprach er sanft, und begrub die Spitze seines Schwertes in die Erde. „Hier, Leoline, hier,“ fügte er, auf seinen knieenden Bruder blickend, hinzu, „hier bist du bereits und besser gerächt, als durch diesen Stahl!“

„Du bist es! du bist es!“ rief Otto, an seine Brust schlagend; und langsam, das Gedränge kaum achtend, das vor seinen Schritten zurückwich, verließ Warbek die Schranken.

Leoline sprach nichts mehr; ihre göttliche Sendung war erfüllt. Lang und gedankenvoll sah sie der stolzen Gestalt des Ritters von Liebenstein nach, und wandte sich dann, mit einem leisen Seufzer, zu Otto: „dieß ist das letzte Mal, daß wir auf Erden zusammentreffen. Friede sey mit uns allen!“

Dann trat sie mit der nämlichen, majestätischen und gesammelten Haltung in die Reihe ihrer Schwestern zurück; und als diese jetzt wieder in derselben, feierlichen Procession in ihr Kloster heimzogen, da war kein Mann gegenwärtig, nein, selbst nicht der verhärtete Templer, der nicht, gleich Otto'n, seine Kniee vor Leolinen gebeugt haben würde.

Noch einmal stürzte sich Otto in die wilden Lustbarkeiten des Zeitalters; seine Burg war mit Gästen gefüllt, und Nacht für Nacht glänzten die erleuchteten Hallen her-

nieder auf den ruhigen Rhein. Die Schönheit der Griechin, der Reichthum Otto's, der Ruhm des Templers, zogen die Ritterschaft von Nah und Fern herbei. Niemals hatten die Ufer des Rheines einen so gastfreien Burgherrn gekannt, als der Ritter von Sternfels war. Und doch beherrschte ihn Niedergeschlagenheit in der Mitte der Fröhlichkeit, und das Gelage war ihm nur willkommen als eine Zuflucht vor den Gewissensbissen. Aergerliche Gerüchte begannen schon, mit den Stimmen des Neides über Otto's Aufwand sich zu vermischen. Die schöne Griechin, sagte man, ihres Herrn müde, verschwende ihr Lächeln an Andere; die Jugendlichsten und die Schönsten seyen immer auf dem Schlosse am besten aufgenommen; und vor Allem sprach man von ihrer strafbaren Liebe für den Templer, welche sie kaum zu verbergen suche. Otto allein schien unwissend bei diesen Gerüchten, und ob er gleich begonnen hatte, seine Gattin zu vernachlässigen, so ließ doch keineswegs seine Vertraulichkeit mit dem Templer nach.

Es war Mittag, und die Griechin saß in ihrem Cabinette allein mit ihrem geheimen Liebhaber; die reichen Düfte des Orients verschwammen mit dem Wohlgeruche der Blumen; und allerlei Luxus, der bis jetzt an diesen nördlichen Ufern noch unbekannt war, gab dem Gemache einen weibisch-weichlichen Charakter.

„Ich sage dir," sprach die Griechin leichtfertig, „er beginnt Verdacht zu schöpfen; ich sah ihn dich beobachten, dabei vor sich hinmurmeln, und mit dem Hefte seines Dolches spielen. Lieber wollen wir jetzt fliehen, ehe es zu spät ist; denn seine Rache würde schrecklich seyn, wenn sie einmal gegen uns erwachte. Ach! warum vertauschte ich

je mein schönes Vaterland gegen diese barbarischen Ufer! Dort muß die Liebe nicht ewig währen, und Unbeständigkeit ist kein Verbrechen, das den Tod verdient."

„Gib dich zufrieden, Reizende," versetzte der Templer liebkosend; „du kennst die Gesetze unserer thörichten Ritterschaft nicht. Denkst du, ich könne aus der Halle eines Ritters fliehen, wie ein Dieb in der Nacht? Wahrlich, selbst das rothe Kreuz könnte eine solche Entehrung nicht verdecken. Wenn du fürchtest, daß dein finsterer Herr Verdacht nährt, so wollen wir uns trennen. Der Kaiser hat von Frankfurt aus nach mir gesandt. Noch ehe der Abend da ist, kann ich auf dem Wege dahin seyn."

„Und ich soll allein der Rache des Barbaren ausgesetzt bleiben? Ist dieß deine Ritterlichkeit?"

„O! sprich nicht so unüberlegt," erwiederte der Templer. „Wenn der Gegenstand seines Verdachtes einmal fort ist, so werden sicher deine Liebkosungen und deine griechische Schlauheit leicht den eifersüchtigen Freund wieder an dich locken. Wahrlich, du wärest im Stande, allen Männern die Köpfe zu verrücken — nur einem Templer nicht."

„Und du, Grausamer, willst du mich verlassen?" sagte die Griechin weinend. „Wie soll ich leben ohne dich?"

Der Templer lachte verächtlich. „Können solche Augen je weinen ohne einen Tröster zu finden? Aber, lebe wohl, ich darf nicht bei dir getroffen werden. Morgen reise ich nach Frankfurt ab; wir werden uns wieder sehen."

So bald die Thüre sich hinter dem Templer schloß, stand die Griechin auf und durchschritt das Zimmer. „O über den Egoisten!“ seufzte sie, „wie konnte ich ihm je trauen? Ich wage es nicht, Otto'n allein entgegenzutreten. Es war sicher sein Schritt, der uns in unserer gestrigen Zusammenkunft störte. Nein, ich will fliehen. Einen Begleiter werde ich leicht finden.“

Sie klatschte in die Hände; ein schmucker Page erschien; sie warf sich auf ihren Sitz und weinte bitterlich.

Der Page näherte sich ihr, und Liebe war mit seinem Mitleid verschmolzen.

„Warum weinest du, theuerste Frau?“ sagte er. „Gibt es etwas, worin Konrad's Dienste — Dienste — ach, du hast über sein ganzes Herz zu gebieten — seine innigste Ergebenheit dir nützen können?“

Otto war den ganzen Tag allein umhergewandert, und seine Vasallen hatten bemerkt, daß seine Stirn finsterer war, als gewöhnlich; denn nie sprach er etwas, was auch an seinem Innern nagte. Er hatte mit einigen seiner vertrautesten Diener sich besprochen, und die Unterredung hatte die Schatten seiner Gesichtszüge nur noch mehr verdüstert. Er kehrte in der Dämmerung zurück; die Griechin beehrte das Nachtessen nicht mit ihrer Gegenwart; sie war unwohl, und wünschte ungestört zu bleiben. Der lustige Templer war die Seele des Mahles.

„Du führst heute eine düstere Laune, Herr Otto,“ sagte er; „man möchte glauben, die Luft von Liebenstein habe dich angesteckt.“

„Es beunruhigt mich etwas," antwortete Otto, sich zu einem Lächeln zwingend, „was ich gerne deiner Freundesbrust anvertrauen möchte. Die Nacht ist hell und der Mond steht am Himmel; wir wollen allein in den Garten gehen."

Der Templer erhob sich, und vergaß nicht, sein Schwert umzugürten, als er dem Ritter folgte.

Otto schlug den Weg zu einer der entferntesten Terrassen ein, von welcher man den Rhein übersah.

„Herr Templer," sagte er und hielt an, „antworte mir auf eine Frage, bei deiner Ritterehre. War es dein Schritt, der gestern Abend das Gemach meiner Gattin verließ?"

Durch diese plötzliche Frage aus der Fassung gebracht, vermochte der Templer sie nur stotternd zu verneinen.

Das Blut stieg Otto'n in's Gesicht. „Nein, lüget nicht, Herr Ritter; diese Augen, Dank sey Gott, haben meine Schande nicht gesehen, aber diese Ohren haben sie von Anderen gehört."

Während Otto sprach, gewahrte des Templers Blick, der auf dem Wasser ruhte, ein Boot, das schnell über den Rhein ruderte; die Entfernung verhinderte ihn, mehr als die Umrisse der zwei Gestalten in demselben zu sehen. „Sie hatte Recht," dachte er, „vielleicht, daß dieß Boot sie bereits der Gefahr entführt."

„Herr Otto von Sternfels, wenn du für gut fandest, deine Vasallen zu fragen, so suche auch bei ihnen allein

deine Antwort. Nicht, um solchen Ohrenbläsereien zu widersprechen, pflegen die Ritter vom Tempel ihr Wort zu verpfänden.“

„Genug!“ rief Otto, der die Geduld verlor, und stieß den Templer heftig mit der Hand zurück. „Zieh, Verräther, zieh!“

Allein auf seinem einsamen Thurme wachte Warbek bis tief in die Nacht, und hing seinen schwermüthigen Gedanken nach. „Zu welchem Zwecke,“ dachte er, „habe ich diese heißen Leidenschaften, diese Empfänglichkeit für die Liebe, diese Sehnsucht nach Mitgefühl erhalten? Ungeliebt und ungekannt werde ich zu Grabe gehen, und alle die edleren Geheimnisse meines Herzens werden für immer verborgen bleiben.“

In solche Gedanken versunken, hörte er nicht den Ruf des Wächters auf der Mauer, noch die knarrenden Riegel des Thores, noch das Geräusch der Fußtritte die gewundene Treppe hinauf; die Thüre ward plötzlich aufgerissen, und Otto stand vor ihm. „Komm!“ sagte er mit dumpfer, leidenschaftlich zitternder Stimme; „komm, ich will dir zeigen, was dein Herz erfreuen soll. Zweifach ist Leoline gerächt.“

Warbek blickte erstaunt auf seinen Bruder, den er nicht mehr gesehen hatte, seit sie auf Leben und Tod einander gegenüber gestanden; und er sah, daß der Arm, den Otto gegen ihn ausstreckte, von Blut träufelte, das Tropfen für Tropfen auf den Boden fiel.

„Komm," sagte Otto, „folge mir; es ist meine letzte Bitte. Um Leolinens willen, komm!"

Bei diesem Namen zauderte Warbek nicht länger, er gürtete sein Schwert um und folgte seinem Bruder die Treppe hinab, und vor das Thor der Burg hinaus. Der Pförtner glaubte kaum seinen Augen, als er die beiden, so lange getrennten, Brüder, zu dieser Stunde allein, und scheinbar freundschaftlich, miteinander gehen sah.

Warbek, dessen Gefühl jene Höhe erreicht hatte, wo uns nichts mehr betäuben kann, folgte schweigend den schnellen Schritten seines Bruders. Die zwei Burgen, wie ihr seht, sind kaum einen Steinwurf von einander entfernt. Nach wenigen Minuten hielt Otto bei einem offenen Platze, auf einer der Terrassen von Sternfels, welche der Mond glänzend und ruhig beschien.

„Sieh," sagte er mit einer Geisterstimme, „sieh!" Und Warbek sah den Leichnam des Templers auf dem Rasen, in seinem Blute gebadet, das immer noch heiß und reichlich aus seinem Herzen strömte.

„Höre!" sprach Otto, „er war es, der zuerst mich in meiner Treue gegen Leoline wankend machte; er beredete mich, jene übertünchte Verrätherin zum Weibe zu nehmen. Höre wohl! er, der so an meiner wahren Liebe frevelte, er entehrte mich durch verbotenen Umgang mit meiner treulosen Gattin, und so, — so — so" — mit den Zähnen knirschend, trat er wieder und wieder den todten Körper des Templers mit den Füßen — „so wurden Leoline und ich gerächt!"

„Und dein Weib?“ fragte Warbek, mitleidig.

„Geflohen, davon mit einem feilen Pagen. Es ist gut! sie war das Schwert nicht werth, das einst Leoline mir umgürtete!“

Die Sage, theure Gertrude, erzählt uns weiter, daß Otto, obgleich oft durch die unvollkommene Justiz der damaligen Zeit wegen des Mordes des Templers bedroht, diesen Drohungen getrotzt und entgangen sey. In der Nacht seiner Rache noch ergriff ihn eine Krankheit, die ihn lange in fieberhaftem Wahnsinne hielt; der edle Warbek verzieh, vergaß Alles, außer, daß nicht Leolinens Liebe ihn geheiligt habe. Er pflegte ihn während seiner Krankheit; und als er wieder genas, war Otto ganz umgewandelt. Er entsagte den Kameraden, die er sonst um sich versammelt, den Gelagen, welche er mit ihnen zu halten gewohnt war. Die Hallen von Sternfels waren öde, wie die von Liebenstein. Die einzige Gesellschaft, welche Otto suchte, war Warbek, und Warbek hatte Geduld mit ihm. Sie hatten nichts miteinander gemein (für einen Gegenstand fühlte wenigstens Warbek zu tief, um ihn je mit einem Worte zu berühren), und doch vereinigte sie eine tiefe, geheime Sympathie. Sie hatten wenigstens einen gemeinschaftlichen Kummer; oft sah man sie miteinander an den einsamen Ufern des Flusses hinabwandern, oder die Wälder durchstreifen, ohne daß sie auch nur ein Wort oder ein Zeichen der Aufmerksamkeit miteinander wechselten.

Otto starb zuerst und noch in der Blüthe der Jugend, und Warbek stand jetzt ganz allein. Vergebens lockte ihn der Kaiserhof mit seinen Vergnügungen; umsonst

warf ihm das Schlachtfeld die Vergessenheit seines Ruhmes vor. Ach, konnte er sich von dem Orte trennen, wo er Tag und Nacht in der Ferne, in dem Thale, das Dach sehen konnte, unter dem Leoline weilte; wo jeder Busch, jeder Rasen, ihm frühere Tage zurückrief? Sein einsames, mitternächtiges Wachen, und fremde, seltsame Handschriften, die er in seinem Zimmer las, erwarben ihm nach und nach den Ruf eines Schwarzkünstlers, und wie er die Menschen floh, so mieden sie auch ihn. Aber immer noch war es ihm süß, von Zeit zu Zeit von der wachsenden Heiligkeit des Wesens zu hören, auf welches seine letzten irdischen Gedanken gerichtet waren. Sie war es, welche die Kranken heilte, welche die Armen tröstete; und der Aberglaube des Zeitalters brachte Pilgrime von Fern und Nah zu dem Altare, dem sie diente.

Viele Jahre nachher erschien eine Bande gesetzloser Räuber, die von Zeit zu Zeit aus ihren Raubschlössern hervorbrachen und die Thäler des Rheines plünderten und verheerten; die weder Geschlecht noch Alter schonten, weder Thurm noch Hütte, und selbst nicht das Heiligthum der Gotteshäuser; sie verwüsteten die Gegend um Bornhofen, und legten dem Kloster eine schwere Brandschatzung auf. Die Aebtissin, aus dem kühnen Geschlechte der Rüdesheimer, verweigerte die kirchenschänderische Forderung. Das Kloster wurde gestürmt; die Vasallen widersetzten sich; die Räuber, im Blutvergießen aufgezogen, errangen den Sieg; bereits waren die Thore erbrochen, als ein Ritter, an der Spitze einer kleinen aber tapfern Schaar, von dem Berge herabsprengte und dem Gefechte einen andern Ausschlag gab. Wo er sein Schwert schwang, da fiel ein Feind. Wo sein Kampfruf erschallte, da häuften sich bald die

Leichen im wilden Gedränge. Das Gefecht war gewonnen, das Kloster gerettet. Die Aebtissin und die Schwestern kamen, ihren Befreier zu segnen. Sie fanden ihn unter einer Eiche in seinem Blute liegend; sein Kopf war bloß und seine Locken grau, aber nicht in Folge der Jahre. Eine allein unter den Schwestern erkannte dieß majestätische Antlitz; Eine erquickte seine dürren Lippen; Eine hielt seine sterbende Hand; und in Leolinen's Gegenwart hauchte der letzte Ritter von Liebenstein seine treue Seele aus!

„Ach," rief Gertrude, mit thränenden Augen, „du mußt die Wahrheit verändert haben; gewiß — gewiß — es kann nicht seyn, es ist unmöglich, daß Leoline, die Warbek's Herz kannte, Otto'n mehr liebte, als ihn.

„Mein Kind," erwiederte Vane, „so denken die Weiber, wenn sie eine Geschichte von der Liebe lesen, und das ganze Herz vor ihnen aufgeschlossen sehen; aber so handeln sie nicht im wirklichen Leben — wenn sie nur die Oberfläche des Charakters erschauen und nicht eher in seine Tiefe dringen — als wenn es zu spät ist!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Unsterblichkeit der Seele. — Ein gewöhnlicher Umstand, der noch nie zuvor beschrieben wurde. — Trevylyan und Gertrude.

Die Abende wurden jetzt kühl, und die Luft griff den zarten Körper der Leidenden an. Sie beschlossen deßhalb, nicht weiter zu reisen, und da sie Diener und Gerätbschaften mit sich führten, wodurch sie in der Wahl ihres Weges unabhängig von der Gewohnheit des großen Haufens waren, steuerten sie nach dem entgegengesetzten Ufer, und landeten bei einem Dörfchen, das schön in einem abgeschiedenen Thale da lag, und wo sie so glücklich waren, eine Wohnung zu erhalten, wie man sie selten in den malerischsten Gegenden trifft.

Gertrude begab sich früh zur Ruhe, aber Vane und Du—e begannen eine speculative Unterhaltung über die menschliche Natur. Vane's Philosophie war ein ruhiger, passiver Scepticismus; der Arzt war kühner und trieb seine Zweifel bis zur Verneinung. Die Aufmerksamkeit Trevylyan's, der in Gedanken vertieft allein da saß, wurde, wider seinen Willen, durch ihre Reden gefesselt. Er horchte, ohne eigenen Antheil daran zu nehmen, dem Gespräche zu, dessen erhabener Gegenstand aber, wie er nie zuvor bei seinem jugendlichen Sinn und unter den Beschäftigungen der Welt sich ihm so eindringlich vor Augen gestellt hatte, plötzlich sein ganzes Interesse rege machte.

„Großer Gott!" dachte er in seiner unaussprechlichen Angst, während er den heftigen Eifer des Franzosen, und die ruhige Beistimmung Vane's anhörte; „wenn dieser Glaube wirklich wahr wäre, — wenn es keine andere Welt gäbe — wenn Gertrude auf ewig für mich verloren wäre — wenn die finstere Nacht des Todes kein Stern durchbräche!"

Es gibt ein Etwas, das vielleicht uns Allen zu Zeiten im Leben begegnet, was ich aber noch nie in einem Buche geschildert fand, nämlich einen Zweifel an dem zukünftigen Seyn gerade in dem Augenblicke zu vernehmen, wo die Gegenwart gänzlich umwölkt ist, und auf einmal diese Welt ihrer Täuschung, und zugleich die künftige ihres Trostes entkleidet zu sehen. Vielleicht mehr um Anderer, als um unserer selbst willen, fordert das liebende Herz ein Jenseits. Die stille Ruhe, die Nacht, das Schweigen, der bloße Stillstand der Lebensuhr haben keine

Schrecken für den Weisen, der den wahren Werth der Welt kennt —

„Süß ist, nach dem Wogen der stürmischen See,
Endlich der Hafen der Ruhe!"

Aber nicht so, wenn uns dieses Stillstehen zum Wahrzeichen ewiger Trennung wird; wenn wir uns denken sollen, daß die, welche wir mit all' der Leidenschaft, der Hingebung und der heiligen Sorge geliebt haben, deren das schwache Menschenherz nur immer fähig ist, für uns unwiderbringlich verloren sind; — daß, nach langen Jahren trauriger Einsamkeit und trostlosen Wittwenstandes auf Erden, die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung in jener unsichtbaren Welt über den Sternen ein leeres Hirngespinnst ist; — daß mit dem Lichte des Lebens auch die Fackel der Liebe für ewige Zeiten erlischt; — und daß das Grab, in welchem wir so gerne den willkommenen Vorboten erblicken, der die zerrissenen Bande wieder knüpfen soll, nur das Siegel gänzlicher, hoffnungsloser — unwiderruflicher Trennung ist! Und diese Gedanken — diese Empfindungen sind es, welche aus dem Leiden selbst die religiösesten Gefühle erwecken, und festen Glauben dem trauernden Herzen verleihen, das, in seiner Wonne über die Vereinigung mit dem Gegenstande seiner Liebe, die Nothwendigkeit eines Himmels früher nicht empfunden hatte. Für wie Viele ward nicht der Tod eines geliebten Wesens die Wiege des feurigsten Glaubens!

Durch seine Gedanken aufgeschreckt, stand Trevylyan plötzlich auf, und schlich sich von dem engen Gasthause in die dunkle, stille Nacht hinaus. Aus dem Fenster Ger-

trudens warf ein Licht seinen ruhigen Schimmer in die Finsterniß.

Mit ungleichen, oft unterbrochenen Schritten ging er unter diesem Fenster auf und ab, und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Wie innig fühlte er, daß Gertrude ihm Alles sey, wie bitter sah er die Veränderung voraus, welche ihr Tod in seinem Leben und seinem Charakter bewirken werde. Denn wer, der ihn in frühern Jahren gekannt, ließ sich je träumen, daß so sanfte und doch so heftige Gefühle dieses kalte Herz noch erfüllen würden? Wer würde je geglaubt haben, daß eine Zeit kommen werde, wo der abgehärtete, kalte Trevylyan, wie jetzt, unter dem Fenster eines so wenig ihm ähnlichen Wesens, wie Gertrude, Wache halten würde, in diesem entlegenen, einsamen Dörfchen, umschlossen von den sagenreichen Bergen des Rheines, und in dem Mondlichte des romantischen Nordens?

Während er diesen Gedanken nachhing, wurde das Licht in Gertrudens Zimmer plötzlich ausgelöscht; es ist unmöglich auszudrücken, wie dieses alltägliche Ereigniß ihn ergriff! Es schien ihm ein Vorbild dessen, was kommen sollte; das Licht war für ihn das einzige Lebenszeichen von ihr in dieser Stunde gewesen; und jetzt stand er allein in dem Schatten der Nacht. War es nicht ein Vorbote von Gertrudens Tod, dieses Verlöschen des einzigen lebendigen Strahles, der in die dunkle Welt einbrach?

Seine Angst, das Vorgefühl seiner gänzlichen Verlassenheit, wuchsen zusehends. Er seufzte laut; er schlug mit geballten

Händen an seine Brust; ein reichlicher, kalter Todesschweiß fiel in Tropfen von seiner Stirn. „Vater!“ rief er mit angestrengter Stimme, „laß diesen Kelch an mir vorüber-geben! Schmettere meinen Ehrgeiz in den Staub; schlage mich mit Armuth, Schande und leiblichen Uebeln, nur laß mir diesen einzigen Trost, diese einzige Genossin meines Looses!“

In diesem Augenblick wurde Gertrudens Fenster sanft geöffnet, und er vernahm ihre schmelzende Stimme.

„Ist das deine Stimme, Albert?“ sagte sie sanft; ‚ich hörte dich gerade, als ich mich niederlegte, und konnte nicht schlafen, während du so der feuchten Nachtluft ausgesetzt bist. Du antwortest nicht? gewiß es war deine Stimme; wann verkannte ich sie je?“

Mit dem heftigsten Kraftaufwande seine Bewegung meisternd, antwortete Trevylyan mit einer Art von krampfhafter Fröhlichkeit:

„Wie darfst du an diesen Ufern, theuere Gertrude, ungefeiert bleiben durch die Ritterdienste, deren Heimath sie sind. Was können Wind und Wetter in dem Umkreise deiner Gegenwart mir anhaben; und welchen süßeren Traum kann der Schlaf mir bringen, als der wache Gedanke an dich ist?“

„Es ist kalt,“ sagte Gertrude schauernd; „komm herein, theurer Albert; ich beschwöre dich, und ich will dir morgen danken.“ Gertrudens Stimme wurde durch einen hectischen Husten unterbrochen, der gleich einem

Pfeile in Trevylyan's Herz drang; er fühlte, daß in ihrer Angst um ihn, sie ihren eigenen Körper der ungesunden Nachtluft aussetze.

Er sprach nichts mehr, sondern sprang in das Haus; und als das graue Licht des Morgens auf seine düsteren, von der Schlaflosigkeit verstörten, Züge fiel, konnte dieses trübe Auge, diese eingefallene Wange wohl den Glauben wecken, daß die Liebenden nie getrennt werden würden — selbst nicht durch den Tod.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Worin der Leser erfahren wird, wie die Feeen von den Beherrschern der Minen aufgenommen wurden. — Die Klage des letzten Faun's. — Der rothe Jäger. — Der Sturm. — Der Tod.

In dem tiefen Grunde von Ehrenthal hielten die Metallkönige — der Fürst der Silberpalläste, der Gnomenmonarch der dumpfen Bleiminen, und der Präsident der vereinigten Kupferstaaten — Hof, um die Feeenwanderer zu empfangen, welche von der Insel Nonnenwerth herkamen.

Der Prinz trug einen eleganten Jagdanzug aus Eichenblättern — zu Ehren Englands, und war mit einer Menge Feeen-Orden bedeckt, die von Zeit zu Zeit zum Ruhme solcher menschlichen Poeten gestiftet worden waren, welche die geistigen und ätherischen Wesen am schönsten besungen

hatten. Der Hauptorden war das Ehrenzeichen des crystallisirten Thau's, der in der Nacht deiner Geburt, süßer Träumer des Sommernachttraums*) — dieser großen Epoche in der Geschichte der geistigen Welt — auf das säuselnde Schilfrohr des Avon fiel. Noch warst du, geliebter Musäus, noch du, tiefer — träumender Tiek; noch waret ihr — der phantastische Bildner der goldlockigen Undine, und der wunderliche Geist, der die Hexen der todten Alpen und die Geister der Erde und Luft dem düstern Manfred vorführte — auch ihr waret nicht übergangen bei den ehrenden Huldigungen der Feeen! Euer Andenken mag aus dem Herzen der Menschen verschwinden, und die Sprüche neuer Zauberer die Reize vergessen machen, womit ihr einst die Außenseite der gemeinen Welt umwebtet; aber immer auf den grünen Hügeln des heimlichen Thales, in den tiefen Schatten der Wälder und den gestirnten Pallästen der Luft, werdet ihr durch die Geschöpfe eurer Träume, als Halbgötter und Könige, verehrt werden. Eure Gräber schmücken unsichtbare Hände, und die Stätten eurer Geburt heiligt ein unvergänglicher Gottesdienst.

Während ich dieses schrieb **), verließest du — ferne unter den caledonischen Hügeln und in den Wäldern, die du mit unsterblichem Grün bekleidetest; du, der die Harfe an Glenfillan's einsamer Quelle erweckte, — die Erde,

---

*) Shakespeare. Anm. d. Uebers.

**) Gerade zu der Zeit, als der Autor dieses Werk beendigte, beschloß der große Meister seiner Kunst die irdische Laufbahn. Anm. d. Verf.

welche du mit Entzücken bemaltest; und so ist aller irdische Ruhm vergänglich!

An der Seite deines heiligen Altars mögen unsere Kindeskinder neue Idole aufrichten, und spotten, wo ihre Väter anbeteten; aber um dich wird die Meerfrau des Oceans wehklagen, und der Geist trauern, der in dem Wasserfalle lebt! Fremde Gestalten werden dein Monument in den einsamen Felsen hauen, und im Mondlichte wird der Reigen der Feeen stille halten, wenn das Lied ihres Minnesängers sie an deinen Gesang erinnert; — sie unterbrechen ihren Schmaus und weinen schweigend um die mächtige Leyer, welche Geister und Menschen zauberhaft hinriß!

Der König der Silberminen saß in einer Höhle in dem Thale, durch welche der Mond gerade hereindrang, und auf den von Metallen aller Art glänzenden Boden seinen Schatten warf; und unter ihm, auf niedrigerem Throne, mit grauem Barte und niedergeschlagenen Augen, saß der alte König der Zwerge, der dem dumpfen Reiche des Blei's vorsteht, und die Verse des X. und die Prosa des Z. inspirirt! Noch war hier ein phantastischer Hauselfe, der Präsident der Kupferrepublik — ein Geist, der die Oeconomie und die Interessen liebt, und dem Schönen selten zulächelt.

Aber mitten in der Höhle, auf Betten von dem sanftesten Moose, das in fünf Jahrhunderten kein Tritt berührt hatte, ruhten die Feeengäste — saß Nymphalin bei ihrem Verlobten. Rings an den Wänden der Höhle standen tausend seltsame Gestalten und contrastisch gekleidete Zwerge,

bereit zu dienen den Herrschern der Metalle. An den vorspringenden Felsenschichten hingen Fledermäuse, in Ruhe aber nicht in Schlaf gezaubert, in dichten Haufen, und bewachten mit starren, verwunderten Augen die Scene; und eine alte graue Eule, der Liebling der Hexe des Thales, saß mit feurigen Augen in einem Winkel, und horchte mit aller Aufmerksamkeit, damit sie ihrer Herrin recht viele Neuigkeiten zu berichten habe.

„Und sage mir, Fürst der Rheininsel-Feeen," sprach der König der Silberminen, „denn du bist gereist und ein Fee, der viel gesehen hat, wie stehen die Angelegenheiten der Menschen in der Oberwelt? Was uns betrifft, wir leben hier in einem tauben Glanze, und hören nur etwas von den Tagesneuigkeiten, wenn unser Bruder von dem Bleilande die englischen Druckerpressen besucht, oder der Kupferpräsident nach seinen Verbesserungen an den Dampfmaschinen umherschaut."

„In der That," antwortete Fayzenheim, und machte Anstalten zu einer Rede, wie Aeneas an dem carthagischen Hofe; „in der That Eure Majestät, ich weiß wenig, was bei dem gegenwärtigen Stande der menschlichen Angelegenheiten für Euch von Interesse seyn wird; ausgenommen, daß Ihr heut zu Tage noch immer eben so sehr geehrt seyd, als damals, wo die römischen Sieger ihre Kniee in den Taunusgebirgen vor Euch beugten; und eine ungeheure Menge von kleinen, runden Unterthanen von Euch, werden beständig von den Reichen umhergetrieben, und von den Armen mit hoffnungsloser Andacht ersehnt. Aber, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn ich frage, wie Euer Vetter, der König der Goldminen, sich befindet?

Ich weiß wohl, daß er in diesen Thälern keine Besitzungen hat, und wundere mich deßhalb nicht, daß er von Eurem Hofe diese Nacht abwesend ist; aber ich treffe so wenige von seinen Unterthanen auf der Erde, daß ich fürchten würde, sein Reich wolle sich zu Ende neigen, wenn ich nicht überall die sclavische Verehrung einer Macht gezollt sähe, welche gegenwärtig fast unsichtbar geworden ist."

Der König der Silberminen seufzte tief auf.

„Ach, Prinz," sagte er, „Eure Ahnung von dem Verlöschen des Reichs meines Vetters ist nur zu richtig. So Viele seiner Unterthanen sind nach und nach der Welt entzogen und in Militärdienste gesteckt worden, woraus sie niemals wieder zurückkehren werden, daß sein Königreich fast unbevölkert ist. Er selbst lebt ferne in entlegenen Erdtheilen, in einem Zustande von melancholischer Abgeschiedenheit; das goldene Zeitalter ist vorbei, das papierne hat begonnen."

„Papier," versetzte Nymphalin, welche gerne die précieuse spielte; „um das Papier ist es etwas Herrliches. Welche prächtige Bücher schreiben die Menschen darauf."

„Ach, das ist gerade, was ich sagen wollte," fiel der Silberkönig ein. „Es ist weniger das Zeitalter des Papiergeldes, als der Papierherrschaft; die Presse ist die wahre Bank." Der Lordschatzmeister der englischen Feeen spitzte bei dem Worte „Bank" seine Ohren, denn er war der Attwood der Feeen; er ging mit einem Lieblingsplane um, Geld aus Binsen zu machen, und hatte vier dicke Bienenflügel voll über das wahre Wesen des Capitals geschrieben.

Während sie sich so unterhielten, brachen plötzlich Töne, wie von einer bäuerischen, rohen Musik, durch die Luft, und von rauher Baßstimme erscholl ein Lied folgenden Inhaltes:

Die Klage des letzten Faun's.

Der Mond wacht seufzend über den Bergen von Latmos, und selbst die silberne Quelle in dem dorischen Thale weint. Aber die Träume Endymion's sind entschwunden; — und die crystallene Fluth beweint die Nymphe, deren Schönheit die Ströme glättete!

Rund um Arcadiens Eiche webt der bacchische Epheu sein Grün; aber der Satyr ist unsichtbar, der aus glatten Blättern hervorlachte. Die lyrische Laute schweigt; noch wächst die Saat des mänalischen Rohrs, aber die Pfeife Pan's ist stumm!

Die Blätter säuseln in der Mittagssonne; — auf den Bergen grünt die Rebe; — und die kühlen Wogen der Tiber rollen noch an Sylvan's Höhle vorbei; aber meine Brüder sind todt, und weit von ihren Gräbern irre ich umher, und träume einsam von der Vergangenheit!

Die Sonne des Nordens ist kalt, und rauh der nordische Wind; — ach, wo ist der Gesang an den argivischen Hügeln — wo der Tanz im cretischen Thale! — Die Jugend der Erde ist vorüber, und das reiche Leben der goldenen Geschlechter füllt nicht mehr ihre Brust!

Mein Geschlecht ist glücklicher, als ich, schlafend in seinem fernen Bette; besser wäre, gestorben zu seyn, als um die begrabenen Todten zu seufzen — an entlegenen Strömen umherzuirren, in Dämmerung und Dunkel, ein einsamer Faun, der letzte der griechischen Träume!

Als der Gesang zu Ende war, trat ein Schatten vor das Mondlicht, das weiß und glänzend durch die Oeffnung der Höhle drang; Nymphalin sah auf und erblickte eine zwar nicht abschreckende, aber groteske Gestalt, welche außen auf dem Rasen stand und auf die Gruppe in der Höhle herab sah. Es war ein zottiges Wesen, mit Geißfüßen und spitzigen Ohren; die übrigen Theile des Körpers und die Höhe der Statur hatte sie jedoch mit den Menschen gemein. Ein schalkhaftes, lustiges, doch etwas schadenfrohes, Lächeln spielte um ihren Mund; und in ihrer Hand hielt sie die Hirtenpfeife, von der die Poeten so viel sangen, mit deren Begleitung sie aber schwerlich hätten singen können.

„Wer bist du?" fragte Fayzenheim, mit der Haltung eines Helden.

„Ich bin der letzte verspätete Wanderer von dem Geschlechte, welches die Römer verehrten: ich folgte ihren siegreichen Schritten hierher, und blieb in diesen grünen Höhlen zurück. Manchmal am stillen Mittage, wenn die Frühlingsblätter auf den säuselnden Bäumen knospen, verlasse ich mein felsiges Lager, und erschrecke den Landmann mit meiner fremden Stimme und der seltsamen Gestalt. Dann geht er nach Hause und verwirrt sein dickes Gehirn mit Einbildungen und Fratzen, bis er sich zuletzt aus mir,

dem Geschöpfe des Südens, einen seiner nordischen Dämonen macht, und seine Poeten die Erscheinung für ihre barbarischen Erzeugnisse zurichten."

„He!" sagte der Silberkönig, „gewiß bist du das Urbild jenes fabelhaften Satans, den die Kuttenträger, welche meist in diesen Ruinen lebten, mit Hörnern und Bocksfüßen darstellten; so daß der unschuldige Faun in die Gestalt des unversöhnlichsten aller Dämonen umgebildet wurde. Aber warum denn, o Wanderer des Südens, weilst du in diesen fremden Thälern? Warum kehrst du nicht in die Berge von Achäa zurück, oder zu den Ebenen, welche die gelbe Tiber bespült?"

„Meine Brüder sind nicht mehr," klagte der arme Faun, „und der Glaube, der uns heiligte und beschützte, ist erstorben. Aber hier werden noch alle unsterblichen Geister verehrt; und so wandere ich, um Silenus trauernd, durch die Weinberge, die mich für seinen Verlust trösten sollten."

„Du hast zu deiner Zeit große Wesen gekannt," sagte der Bleikönig, der die Philosophie der trivialen Wahrheit liebte.

„Ach ja," entgegnete der Faun; „meine Geburt fiel mitten in die Blühte der Welt, und die Frische des allgemeinen Lebens verlieh allen Dingen die Farbe der Göttlichkeit; kein Baum war, der nicht seine Dryade — keine Quelle, die nicht ihre Nymphe hatte. Ich saß bei dem grauen Throne Saturns, in seinen alten Tagen, ehe er entthront wurde (denn er war kein erdichtetes Ideal, sondern der Erz-Monarch des Hirtenzeitalters); und von seinen Lippen

hörte ich die Geschichte von der Geburt der Welt. Aber diese Zeiten sind für immer vorbei — und herbe Jahrhunderte folgten auf sie."

„Es ist ein papiernes Zeitalter," murrte der Lordschatzmeister, den Kopf schüttelnd.

„Auf! zum Tanze!" rief Fayzenheim, der zu vornehm dachte, um zu moralisiren; und er wirbelte mit der schönen Nymphalin in den Walzer. Die Feeen strömten herbei, und alle Zwerge kamen zum Tanze. Und der Faun lehnte sich an eine alte Ulme, und zu der Pfeife des Minnesängers der alten griechischen Welt tanzten die Elfen ihren zauberischen Reigen, noch ehe die Mitternacht herabgesunken war.

„Hast du schon, meine Nymphalin," flüsterte Fayzenheim in einer Pause des Tanzes, „die Schlupfwinkel des Harzes und die rothe Gestalt seines gewaltigen Jägers gesehen?"

„Es ist ein schrecklicher ick, aber mit dir würde ich mich nicht fürchten."

„Auf denn," rief Fayzenheim, „bei dem ersten Hahnenruf wollen wir hinaus in diese rauhen Thäler, denn dort bedürfen wir nicht der Verborgenheit der Nacht; und die zeugenlose Dämmerung des Morgens, und die öde Stille des Mittags sind eine eben so angemessene Zeit für die Lustbarkeiten der übermenschlichen Geschlechter, als die Stunden, welche dem Monde seine Macht geben."

Nymphalin, welche der Vorschlag bezauberte, gab bereitwillig ihre Zustimmung, und in der letzten Stunde der Nacht eilte die Feeenvalaccade auf den Strahlen der vielnamigen Friga dem Dunkel des mystischen Harzes zu.

Gerne würde ich erzählen, wie sie in den dunkeln Klüften des Waldes ankamen; wie sie den wilden Jäger auf einer ungefallenen Fichte, neben einer weiten Erdspalte sitzend, fanden; wie die Aeste der Zauber-Eiche über seinem Haupte sich zum Dache wölbten, und sein Bogen und sein Speer müßig zu seinen Füßen lagen. Gerne würde ich von der Aufnahme berichten, deren er die Feeen würdigte, und wie er ihnen von seinen ehemaligen Siegen über die Menschen erzählte; wie er über die sich stets mehrenden Einbrüche in seine Besitzungen wüthete, und wie freudig er auf eine große Erschütterung in den nördlichen Staaten hindeutete, welche, in diesen einsamen Wäldern seinen düstern Träumen nachhängend, der gewaltige Dämon vorher sah. Alles dieses würde ich gerne erzählen, aber es gehört nicht zum Rheine, und meine Geschichte erlaubt mir solche Abschweifungen nicht. — Während sie so mit dem Jäger sich unterhielten, war der Mittag herbeigekommen, und der Himmel hatte sich überzogen und verfinstert. Die riesigen Bäume schwankten rauschend hin und her, und das ferne Rollen des Donners verkündigte den nahenden Sturm. Der Jäger erhob sich und schüttelte seine mächtigen Glieder, ergriff seinen Speer und schritt eilig in den Wald, um mit den Wesen seiner Gattung zusammenzutreffen, welche der Sturm von ihren rauhen Lagern aufweckte.

Eine plötzliche Erinnerung ergriff Nymphalin. „Ach, ach!“ rief sie, die Hände ringend; „was habe ich

gethan! Ueber dieser Reise mit dir vergaß ich meines Amtes; ich habe vernachläßigt, über die Elemente zu wachen; und vielleicht zu dieser Stunde unterliegt mein Schützling, der Menschengeborene, der ganzen Wuth des tobenden Sturmes."

„Beruhige dich, theure Nymphalin," sagte der Prinz; „wir wollen den Sturm legen." Und er schwang sein Schwert und murmelte die Zauber, welche die Winde bändigen und den rollenden Donner zurückwälzen; aber der Sturm gehorchte seinem Zauber nicht; und als die Feeen durch die stürmische Luft eilten, begegnete ihnen unterwegs eine blasse, schöne Gestalt; und die Feeen hielten an und zitterten, denn die Macht dieses Wesens konnte selbst sie überwinden. Es war die Gestalt eines Weibes, mit goldenem Haare, und mit einem Kranze von verwelkten Blumen gekrönt; ihr Busen, von ausnehmender Schönheit, lag bloß in dem Winde, und ein Kind klammerte sich an denselben, in so tiefen Schlaf versunken, daß weder das Rollen des Donners, noch die gelben von Wolke zu Wolke flackernden Blitze seinen Schlummer auch nur beunruhigen, noch weniger es aufwecken konnten. Das Antlitz des Weibes war unaussprechlich ruhig und mild, — obgleich mit einem Anfluge von Ernst — keine Linie, keine Falte war auf ihrer farblosen Stirn bemerklich. Die Sorge hatte nie ihre entstellenden Charaktere auf diese unvergängliche Schönheit geschrieben. Sie kannte keinen Kummer, keinen Wechsel; gespenstig und Schatten gleich schwebte diese Gestalt einher über dem Abgrunde der Zeit, die Welt mit unbestrittener und geräuschloser Macht regierend. Und die Kinder der grünen Einsamkeit, die lieblichen Feeen meiner Erzählung, schauderten, als sie

die Gestalt sahen, und erkannten in ihr — die Gestalt des Todes!

Vertheidigung des Todes.

„Und warum," sprach die schöne Gestalt mit einer Stimme, so sanft, wie die letzten Seufzer eines sterbenden Säuglings; „warum beunruhigt ihr die Luft mit euren Zaubern; mein ist die Würde und die Herrschaft, und der Sturm ist das Geschöpf meiner Macht. Ferne dort gen Westen fegt er über die See, und das Schiff hört auf, die Wellen zu durchschneiden; er faßt den Wald, und der Baum, den er sich ausersehen, fühlt, aus seinen Wurzeln gerissen, nicht mehr den Winter das Laub von seinen Aesten streifen! — Der Sturm der Elemente ist der Vorbote der ewigen Ruhe für ihre Opfer; und die, welche das Fortschreiten meiner Macht hören, schaudern thörichterweise vor dem kommenden Frieden. Und du, zarte Tochter der Feeenkönige, warum grämst du dich über das Schicksal eines Sterblichen? Weißt du nicht, daß mit den Jahren die Sorge kömmt, und das Leben Seufzen heißt? Glücklich ist die Blume, die, in ihrer ersten Blühte geknickt, nicht den Windstoß fühlt, der ihre Blätter, eins nach dem andern, fortführt, und ihr nur den dürren Stängel übrig läßt. Glücklich ist die Jugend, die ich an meine Brust schließe und in den Schlaf singe, den kein Sturm unterbricht, und aus welchem sie der Morgen nicht zu Kummer und Mühe erwecken kann. Das Herz, das in der Blühte seiner ersten Gefühle stille steht, — das mit seinem letzten Schlage noch sich zu dem Auge der Liebe wendet, deren Veränderlichkeit es nie auch nur ahnete — hat bereits

den Wein des Lebens ausgetrunken, und nur die Hefe ist ihm erspart. Wie die Mutter die Klage ihres leidenden Kindes durch den Schlaf schweigt, so öffnen sich meine Arme dem gequälten Geiste, und mein Busen wiegt den Unruhigen in die ewige Ruhe!"

Die Feeen antworteten nicht, denn Furcht und Schauer hatten sie ergriffen; und die Gestalt glitt weiter; und wie sie durch die verhüllenden Wolken hin schwebten, hörten sie immer noch ihre leise Stimme singen mitten in dem Heulen des Sturmes, wie der Gesang des Wassergeistes das Schiff in den Wirbel oder zur Sandbank lockt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Thurmberg. — Ein Sturm auf dem Rheine. — Die Ruinen von Rheinfels. — Die Liebe macht fühllos gegen die Gefahr. — Das Echo des Lurleyfelsens. — St. Goar. — Kaub, Gutenfels und Pfalzgrafenstein. — Geistesgröße der ersten Einsiedler. — Die Scenerie des Rheines bei Bacharach.

Unsere Gesellschaft setzte ihre Reise am nächsten Tage fort, der weniger hell war, als alle, die sie bis jetzt erlebt hatten. Schwarze, schwere Wolken bedeckten den Himmel, und ließen nur manchmal einen Strahl der Sonne aus ihren Zwischenräumen hervorbrechen; sie durchschifften die kreisförmige Bucht, welche der Rhein in diesem Theile seines Laufes bildet, und sahen die Ruinen von Thurmberg und die reichen Gärten vor sich, welche die Ufer unten einsäumen. Als Trevylyan diese himmelansteigenden

Ruinen das letztemal gesehen hatte, und das grüne Laubwerk an dem Fuße des Felsens, und das ruhige Dörfchen, das abgeschlossen unten da liegt, seine Giebel und den einsamen Thurm in den Wellen abspiegelnd, war eine fröhliche Sommergesellschaft lustiger Freunde bei ihm, die während der Mittagshitze auf dem entgegengesetzten Ufer gehalten, und bei Wein und Früchten die Gruppen des Bocaccio nachgeahmt hatten, mit Lautenspiel, Scherzen, flüchtiger Liebe und lustigen Erzählungen abwechselnd.

Wie verschieden davon waren seine jetzigen Gedanken, — der Zweck dieser Reise — seine gegenwärtigen Gesellschafter! Geräuschlos schwinden die Jahre dahin, wir beachten, wir bemerken es nicht, bis, wenn wir den nämlichen Weg wieder betreten, den wir vor langer Zeit gemacht haben, wir über die tiefen Eindrücke erstaunen, die wir von ihnen zurückgelassen finden. Die Scenen unserer Jugend wieder besuchen, heißt: unser eigenes Gespenst heraufbeschwören.

Die Wolken umzogen den Himmel schwarz, und der erste ferne Donner erschreckte die Reisenden. Plötzlich und schnell kam der Sturm, und Trevylyan zitterte, als er Gertrude in die rauhen Bootsdecken hüllte, welche sie mitgenommen hatten; das kleine Fahrzeug begann wild auf den Wellen auf und ab zu tanzen. Hoch über ihnen standen die großartigen, zerstörten Ruinen von Rheinfels; der Blitz schoß durch die verfallenen Fenster und eingestürzten Gewölbe, und beleuchtete die dunkeln Bäume, die hier und dort den Felsen bekleideten, und in dem heftigen Winde hin und her schwankten. Pfeilschnell flogen die Wasservögel über dem Flusse hin; sie netzten ihr Gefieder

in dem weißen Schaume, und stießen immer wieder ihr mißtönendes Geschrei aus. Ein Sturm auf dem Rheine hat etwas unbeschreiblich Großartiges. Seine Felsen, sein Laubwerk, die mittelalterlichen Ruinen, welche überall auf den steilen Höhen emporsteigen — erzählen mit ernster, verwitterter Schrift uns von manchem frühern Kampfe gegen die Zeit und die Elemente; der breite, schnelle Lauf des sagenreichen Rheins stimmt ganz überein mit solchem Streite; und man fühlt, daß, wer den Rhein nur im Sonnenscheine sah, den prachtvollsten Anblick desselben nicht kennt. Wie viele Fehden und Kämpfe sahen diese Ruinen als Zeugen mit an. Die Räubereien des tyrannischen Gebieters dieser Burg riefen den ersten Rheinbund hervor, — den großen Streit zwischen der neuen und alten Zeit, — zwischen der Burg und der Stadt, — dem Ritter und dem Bürger.

Grau und finster trotzten diese Ruinen dem Sturme; — ein Bild des Geistes ihrer Zeit, welcher sie einst mit bewaffneten Leibeigenen bemannte; aber jetzt, in Ruinen verfallen, kann er den Anforderungen der siegenden Freiheit nicht länger widerstehen!

Von Trevylyan's schützenden Armen umschlungen, und ihren Kopf an seine Brust bergend, fühlte Gertrude nichts von dem Sturme, als den großartigen Eindruck, welchen er machte; und Trevylyan's Stimme flüsterte Muth und Beruhigung in ihr Ohr. Sie antwortete durch ein Lächeln und durch einen Seufzer, aber nicht aus Schmerz. In den Kämpfen der Natur vergessen wir unser eigenes, abgesondertes Daseyn, unsere Plane, unsere Entwürfe, unsere Befürchtungen; unsere Träume kehren in ihre

Zellen zurück. Eine Leidenschaft allein dämpft der Sturm nicht; denn die Gegenwart der Liebe vermischt sich mit der Stimme des gewaltigsten Sturmes, wie mit dem Flüstern des Südwindes. So fühlte auch Gertrude, indem sie einander umschlungen hielten, und während sie den ängstlichen Schrecken von Trevylyan's Antlitz wegzulächeln sich bemühte — eine sorglose Sicherheit, ein gewisses Entzücken; denn Gefahr ist süß für das furchtsame Weib, wenn sie den Eindruck lebhafter in ihr hervorruft, daß sie geliebt sey.

„Einen Augenblick noch, und wir erreichen das Land," lispelte Trevylyan.

„Ich wünsche es nicht," antwortete Gertrude sanft. Aber ehe sie noch St. Goar erreichten, fiel der Regen in Strömen herab, und selbst die dichten Tücher, in welche Gertrude gehüllt war, reichten nicht hin, sie gegen ihn zu schützen. Durchnäßt und triefend erreichten sie das Gasthaus; aber weder jetzt, noch in den ersten Tagen nachher, fühlte sie den Stoß, den ihre geschwächte Gesundheit hier erlitten hatte.

Der Sturm dauerte nur wenige Stunden, und die Sonne erglänzte dann wieder so freudig, und der Strom prangte wieder in so einladender Ruhe, daß sie dem ernstlichen Wunsche Gertrudens nachgaben, und auf einem größern Fahrzeuge ihre Fahrt fortsetzten. Sie durchschifften die gefährliche Stromenge des „Gewirres" und den fürchterlichen Wirbel der „Bank"; und an dem linken Ufer stieg der Lurleyfels, ungeheuer und ungestaltet, vor ihren Blicken empor. Dieser Stelle ist ein ausgezeichnetes Echo eigen; und einer der Schiffer blies auf dem Horn,

was eine fast übernatürliche Musik hervorbrachte, — so wild, laut und tausendfältig wiederhallend war der Ton.

Der Strom krümmt sich jetzt durch ein enges, tiefes Bett zwischen rauhen Abhängen, auf welche die untergehende Sonne lange, seltsame Schatten wirft, und hier nahm der Eremit, von dessen heiligem Namen die Stadt St. Goar den ihrigen ableitet, seinen Aufenthalt, und predigte die Religion des Kreuzes. „Es spricht eine gewisse Geistesgröße," sagte Vane," aus der Wahl der gänzlichen Einsamkeit, welcher die ersten Schwärmer unserer Religion sich ergaben. Die abgelegene Wüste, der einsame Fels, die rohe Wohnung in der Höhle, die ununterbrochene Beschäftigung mit ihrem eigenen Herzen, mit der Natur und ihren Träumen von Gott, alle diese Züge bilden ein Gemälde von einer ernsten, übermenschlichen Größe. Saget, was ihr wollt, von der Nothwendigkeit und den Reizen des geselligen Lebens; es ist etwas Großes um einen Mann, der dem Umgange mit den Menschen entsagt."

„Was das betrifft," versetzte Du—e, die Achseln zuckend; „so war zweifelsohne guter Wein in der Nähe, und die Augen der Weiber um Oberwesel sind ausgezeichnet blau."

Sie näherten sich jetzt Oberwesel, auch einer der ehemaligen Reichsstädte; und hinter derselben erblickten sie die Ruinen der Burg, welche einst die berühmte Familie von Schomberg, Ahnen der alten Helden von Boyne, bewohnte. Weiter oben, am entgegengesetzten Ufer, erhob sich die Burg Gutenfels über der gewerbsamen Stadt Kaub.

„Hier," sagte Trevylyan, „liegt eine andere Scene vor uns, eben so sehr durch Liebe, wie durch Ruhm verherrlicht; denn der Name der Burg ist von dem einer schönen Dame, der Geliebten eines Kaisers, abgeleitet; und unten, auf einer jener Höhen, ertheilte Gustav Adolph einst die Befehle zum Beginnen der Schlacht gegen die Spanier."

„Jetzt hat die Gegend ein ganz friedliches Aussehen," versetzte Vane, und deutete auf die Nachen hin, welche in dem Strome lagen, und die grünen Bäume, welche sich über eine Krümmung des Ufers hinbeugten. In der Mitte des Stromes selbst stand das einsame Schloß Pfalzgrafenstein, welches als Gefängniß für ausgezeichnete Verbrecher einer traurigen Berühmtheit genießt. Wie viele sehnsüchtige Augen mögen sich von diesen Fenstern aus zu den rebenbewachsenen Hügeln des freien Ufers gewendet haben; wie viele empörte Herzen mögen die Flüche tiefsten Hasses in den Kerkern unten ausgestoßen, und nach der Welle geseufzt haben, die gegen die grauen Mauern schlug, daß sie sich den Weg herein bahne und sie befreie!

Hier scheint der Rhein nach allen Seiten vom Ufer umgränzt, und bietet den Anblick eines jener täuschenden Seen dar, in welche sein Bett sich so häufig zu verflachen scheint; und wenn man so einherschifft, so ist es, als ob die Wasser schweigend über die Ufer emporstiegen und sich durch die Spalten der gebirgigen Küste den Weg bahneten. Vorbei an der Insel Werth auf der einen, und der Burg Stahleck auf der andern Seite schifften unsere Reisenden nach Bacharach, welches, die mittelalterlichen Erinnerungen mit der classischen Zeit verknüpfend, seinen

Namen von dem Gotte des Weines führt, und, wie Du—e, einen großen Becher Bacharacher Weines leerend, mit besonderem Nachdrucke erklärte: „dieſe Ehre reichlich verdient“!

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Reise nach Bingen. — Entschuldigung für die Einfachheit der Ereignisse in dieser Erzählung. — Zustand und Charakter Gertrudens. — Die Unterredung der Liebenden in dem Tempel. — Gedanken, welche ein Narrenhaus in einer der schönsten Landschaften des Rheines veranlaßt.

Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise wieder fort. Gertrude war munterer als gewöhnlich; die Luft schien ihr leichter, und sie athmete mit weniger Anstrengung. Noch einmal kehrte die Hoffnung in Trevylyan's Seele wieder, und so war denn auch, während das Boot die Wogen theilte, Aller Unterhaltung in die lichteste Farbe getaucht. Wenn irgend das Wohlbefinden Gertruden begünstigte, so hatte Niemand so heitere und so sanft-heitere Laune, als sie, und jetzt rief die naive Scherzhaftigkeit

ihrer Bemerkungen sogar auf die Lippen des trockenen Vane ein Lächeln, und glättete selbst die sorgenschwere Stirn Trevylyan's. Auch Du—e, der, trotz dem Ernste seines Berufs, doch ein freundlicher Gesellschafter war, stimmte von Zeit zu Zeit Stellen an aus französischen Arien und Trinkliedern, indem er seine Lustigkeit als Wirkung der Luft von Bacharach darstellte. Unter solchen Scherzen sahen sie, wie die Ruinen von Fürstenberg und das Thal mit dem Echo von Rheindiebach an ihnen vorüberzogen; auf dem jenseitigen Ufer aber gewahrten sie den alten Flecken Lorch (von dem es heißt, daß er zuerst den Anbau des rothen Weines soll versucht haben), und vor ihnen, im Wasser, die grünbedeckte Insel. Auf allen seinen Biegungen nun bietet der Rhein dem Beobachter die Ansicht dar von Burg auf Burg, alle gleich verfallen, alle aber auch gleichmäßig hingebaut in fast unzugänglicher Höhe. Weiterhin konnten sie dann noch die St. Clemenskapelle und Angesichts derer das Dorf Aßmannshausen erschauen, ferner, auf äußerer Spitze eines Felsens erbaut, den hohen Rossell, und endlich den Thurm des Hatto, den Southey's Ballade berühmt machte, und das alterthümliche Bingen. Hier aber unterbrachen sie für einige Zeit ihre Reise, um den Rheingau, oder das Thal des Rheines, genauer in Augenschein zu nehmen.

Wohl jedem meiner Leser wird das Wagniß klar seyn, welches ich bestehe, indem ich in diesen Zügen aus der Geschichte Trevylyan's mehr nur eine Episode aus dem wirklichen Leben beschreibe; ich darf schwerlich ein höheres Interesse in Anspruch nehmen, als nur der einfachsten und gewöhnlichsten Art. Es ist wahr, daß für Trevylyan jeder Tag, jede Stunde ereignißreich war;

aber was sind solche Ereignisse Andern? Eine Wolke am Himmel, ein Lächeln auf Gertrudens Lippen, das war für ihn merkwürdiger, als die mannigfaltigsten Scenen seiner früheren abenteuerlichen Laufbahn; aber die Geschichte des Herzens ist nicht leicht in Worte zu übertragen, und die Welt wird nicht gerne ihre Geschäftigkeit unterbrechen, um den Farbenwechsel auf der Wange eines sterbenden Mädchens zu belauschen.

Was ist eine Einzelnheit in der unermeßlichen Summe menschlichen Daseyns? Jede Scholle, auf die wir treten, ist das Grab eines früheren Wesens: und doch stimmt es unser Herz weich, ohne es zu entnerven, wenn wir mit unserem geistigen Auge in der Geschichte eines Andern diese Empfindungen und Gefühle verfolgen, welche wir alle an uns selbst erfahren haben. Denn wem begegnet es nicht auf seinem Lebensgange, daß er sich in all' seinem gewöhnlichen Treiben plötzlich gehemmt, und die Wechsel des Schicksals in eine Chronik der Liebe verwandelt sieht? Wer hat nicht das Hinscheiden irgend eines Wesens bewacht, das damals für ihn mehr war, als die ganze Welt? Und diese Einzelnheit, so unbedeutend nach der Berechnung Anderer, von welchem unschätzbaren Werthe war sie nicht für ihn? Wenn das Leben eines Andern solche Erinnerungen wieder an uns vorüberführt, beruhigt und gemildert durch die Zeit, so fühlen wir die wundervolle Heiligkeit des menschlichen Seyns; wir fühlen, welche Empfindungen ein einziges Wesen hervorrufen, welch' eine Welt von Hoffnungen ein einziges Grab vernichten kann! Und so erhalten wir in uns die sanften Quellen der Moralität lebendig, welche uns mit unserem Geschlechte vereinigt, und über die rauhen Scenen und die stürmischen

Streitigkeiten der Erde das Licht allgemeiner Liebe ausströmt.

Oft zeigen die Jahreszeiten, in welchen solche Gedanken in uns hervorgerufen werden, eine gewisse Uebereinstimmung mit den bereits angeregten Gefühlen. Dieß schreibend, höre ich die letzten Seufzer des scheidenden Sommers, und in das Grün der Natur rauschen schon die dürren, gelben Blätter hernieder. Aber wenn dieß Buch in die Welt hinausgeht, wird das Jahr den Kreislauf des Dahinwelkens weiter durchlaufen haben, und die ersten melancholischen Zeichen des Winters werden über die Weltseele jenen Hauch von Traurigkeit ausgegossen haben, mit dem das Andenken an Freunde, an Gefühle, die nicht mehr sind, sich so leicht verschwistert. Die Jahreszeiten, wie wir selbst, bezeichnen ihre Pfade nur durch die Schönheiten und den Ruhm, welche sie zurücklassen mußten. Wie der Reisende im Lande Palästina Grabmal um Grabmal vor sich aufsteigen sieht, als Merkzeichen seines Weges und als einzige Hindeutung auf die Heiligkeit des Bodens, so durchwandert das Gedächtniß die heiligste Stätte seiner bilderreichen Welt, ohne andere Wegezeichen, als die Gräber der Vergangenheit.

Jetzt begann Gertrude den Schlag zu fühlen, welcher ihre Gesundheit in jenem Sturme auf dem Rhein getroffen hatte. Kalte Schauer überliefen sie oft, ihr Husten wurde hohler, und ihr Körper zitterte bei dem leisesten Luftzuge.

Vane wurde ernstlich unruhig; er bereute, daß er dem Wunsche Gertrudens, den Rhein statt der Tiber

oder des Arno zu besuchen, nachgegeben hatte; er würde jetzt noch schnell über die Alpen in ein wärmeres Clima geeilt seyn, wenn nicht Du—e erklärt hätte, daß sie die Reise nicht überleben würde, und daß allein von der Ruhe Besserung für sie zu hoffen sey. Gertrude jedoch, in der fortwährenden, ihrer Krankheit eigenthümlichen, Selbsttäuschung, hing fest an dem Glauben an ihre Wiederherstellung, hielt so die Hoffnung ihres Vaters immer noch aufrecht, und schweigte durch vertrauliche Gespräche von der Zukunft die Angst ihres Verlobten. Der Leser wird wohl eine der rührendsten Stellen in den alten Tragödien, die Vertheidigungsrede der Iphigenia, kennen, worin sie, um Verlängerung ihres Lebens bittend, ein so zartes Bild ihrer Schönheit und Jugend in uns hervorruft; und hierin glich Gertrude ganz der griechischen Schöpfung — an den Marken des Todes fühlte sie all' die Blüthe, Gluth und Lieblichkeit des Lebens. Ihre Jugend war von Hoffnungen und mannigfaltigen Träumen erfüllt; sie liebte, und die Farben des Morgens lagen hell über der noch nicht entzauberten Erde. Der Himmel war für sie nur das Firmament; die Welle hatte für ihr Ohr ihre eigenthümliche Musik, und die rauschenden Blätter einen Wohllaut, den Niemand, dessen Herz nicht in Liebe und Schönheitsgefühl genährt ist, unterscheiden mag. Deßhalb bot es, in späteren Jahren, einen tieferen Trost für Trevylyan, daß sie so wenig für ihre Gefahr empfindlich war, daß die Landschaft für sie nicht die düstere Farbe des Grabes trug, und daß, nach dem griechischen Bilde, „der Tod sie, schlummernd unter Blumen," fand.

Nach wenigen Tagen trat wieder einer jener plötzlichen Wechsel, die diese Krankheit hervorruft, in Ger-

trudens Befinden ein; ihre Jugend und ihr Glück kämpften gegen die Eingriffe des Tyrannen an, und während der nächsten beiden Wochen konnte man wieder Gefühlen der Hoffnung Raum geben. In dieser Zeit machten sie verschiedene Ausflüge in den Rheingau, und beendigten ihre Reise nach dem alten Heidelberg.

Auf einer dieser Partieen kamen sie eines Morgens durch das Gehölz von Niederwald, und in diesem lieblichen Haine zu jenem kleinen aber geschmackvollen Tempel, welcher, über dem Gipfel des Berges hängend, eine der schönsten Landschaften der Erde beherrscht. Dort saßen die Lieben= den traulich beisammen, und blickten hinab auf die schöne Welt unter ihnen. In der Ferne links lagen die glückli= chen Inseln in der Umarmung des Rheines, der sich durch die niedriggelegenen, üppigen Wiesen windet, welche sich gegen Niederingelheim und Mainz hinziehen. In der Entfernung glänzten das jenseitige Nahethal, der Mäuse= thurm und die Ruinen von Klopp, welche das alte Bin= gen krönen, in dem Mutterflusse. Dort erhoben sich, auf beiden Seiten der Stadt, die Berge von St. Rochus und Rupert, mit ihren alten, düstern Klosterruinen. Aber nä= her, unter dem Tempel, gähnte, im Gegensatze mit allen andern Zügen der Landschaft, ein finsterer, wilder Strudel, von ulmenbewachsenen Klippen und verfallenen Thürmen umgürtet, das wahre Vorbild des Abgrundes der Zeit — schwarz und unergründlich zwischen Trümmern und Verödung.

„Ich denke zuweilen," sagte Gertrude, „wenn wir so bei einander sitzen und, der wirklichen Welt entrissen, nur die Zauber sehen, womit die Ferne unsere Augen blen=

det — ich denke dann wohl, welch' ein Vergnügen es einst für uns seyn wird, diese Stunden uns in's Gedächtniß zurückzurufen. Wenn je deine Liebe zu mir könnte geschwächt werden, so brauchte ich dir nur zuzuflüstern: „der Rhein!“ und würden dann nicht alle Gefühle, die du jetzt für mich hegst, dich wieder beleben?“

„Ach, solche Erinnerungen wird meine Liebe nimmer veranlassen; sie kann nie wanken.“

„Wie sonderbar ist das Leben,“ fuhr Gertrude fort; „wie unzusammenhängend, wie flüchtig erscheinen alle seine Stunden. Haben diese süßen Augenblicke, welche du fern von den Sorgen und dem Treiben des Alltagslebens zubringst — haben sie nur das Geringste gemein mit deiner vergangenen Laufbahn — mit deiner zukünftigen? Du wirst wieder in die Welt hinaustreten, und nach wenigen Jahren wirst du solchen Augenblicken der Muße und des Nachdenkens entsagen müssen; das thätige Leben, das du am liebsten suchst, ist ein Wirkungskreis, der, eifersüchtig, weder Abschweifung noch Ruhe duldet. Dann werden dir diese Augenblicke wie jene Inseln im Rheine erscheinen — der Strom zögert bei ihnen für einen Augenblick, und eilt dann fort in seinem schnellen Laufe; sie verleihen ihm Abwechslung, aber können ihn nicht unterbrechen.“

„Reich ist deine Phantasie, meine Gertrude; aber jenes Gleichniß sollte treffender seyn. Lieber mögen diese Ufer unser Leben andeuten, und unsern einzigen Gedanken dieser Strom, der ewig zwischen beiden fließt, und beide mit unsterblicher Frische segnet.“

Gertrude lächelte; und als Trevylvans Arm sie umschlang, barg sie ihr schönes Antlitz an seiner Brust; er bedeckte es mit seinen Küssen, und in diesem Augenblicke fühlte sie, daß selbst aus dem Tode diese Umarmung sie in's Leben zurückgerufen haben müßte.

Sie verfolgten ihre Reise nach Mainz, theils zu Land, theils zu Wasser. Als sie eines Tages, zurückkehrend von dem rebenbedeckten Johannisberge, der den ganzen Rheingau, das schönste Thal in der Welt, beherrscht, im Boote der Stadt Ellfeld zufuhren, sagte Gertrude:

„Dein Lieblingsdichter spricht einen Gedanken aus, den du oft wiederholtest, und den ich nicht für wahr halten kann:

„Die Natur kennt keine Melancholie."

Mir scheint eine gewisse Melancholie von der Schönheit untrennbar; in dem sonnigsten Mittage durchzieht die Landschaft ein Gefühl von Einsamkeit und Stille, welches uns selbst in der Blüthe des Lebens mit einer sanften, gedankenvollen Traurigkeit erfüllt. Warum ist dieß so?"

„Ich kann es nicht sagen," erwiederte Trevylyan traurig; „aber ich gestehe, daß es wahr ist."

„Es ist," fuhr die romantische Gertrude fort, „als ob der Geist der Welt zu uns in dem Schweigen spräche, und uns mit einem Gefühle unserer Sterblichkeit erfüllte — einer Warnung gleich, welche die natürliche Religion uns zuflüstert, die stets die Erde mit der Erinnerung

an den Himmel zu verknüpfen strebt. Ach, was würde ohne einen Himmel selbst die Liebe seyn! ein beständiger Schrecken vor der Trennung, welche einst doch kommen muß! Wenn," begann sie feierlich nach einem augenblicklichen Schweigen, und ein Schatten lagerte sich über ihrem jungen Gesichte, „wenn es wahr ist, Albert, daß ich dich bald verlassen muß —"

„Unmöglich, unmöglich!" rief Trevylyan in heftiger Aufwallung; „sey still, ich beschwöre dich!"

„Dorthin sehet, auf jenen Hügel zur Linken," unterbrach Du—e zur rechten Zeit die Unterhaltung der Liebenden; „einst war dort eine Abtei, jetzt steht ein Asyl für den Wahnsinn da. Aber welch' ein ruhiger, heiterer Sitz für die verstimmten, irren Gemüther, welche hier wohnen!? Welch' ein Geheimniß ist doch die menschliche Natur! — Diese sonderbaren, verwilderten Phantasieen, welche an die Stelle unserer gesunden Vernunft treten, wie eindringlich predigen sie uns die menschliche Schwäche!"

Es erfüllt uns in der That mit eigenthümlichen und düsteren Gedanken, wenn, mitten unter diesen lieblichen Scenen, wir auf solchen einsamen Zufluchtsort Derer stoßen, welchen die Natur vielleicht vergebens lächelt! Sie sehen auf den breiten Rhein herab, mit seinen ruhigen Inseln; aber ihr irrer Wahn tauft vielleicht den Fluß mit einem andern Namen, und bevölkert die Thäler mit nicht vorhandenen Gestalten. Vielleicht strahlt der zerbrochene Spiegel in ihnen, statt der Züge der wirklichen Dinge, Schatten und Gestalten zurück, die in wilder Unordnung einander durchkreuzen — Phantasie-Träume eines Fieberkranken!

Doch vielleicht blieb noch eine Erinnerung unversehrt bei der allgemeinen Zerrüttung seines Gehirns, und macht für ihn selbst den schönen Rhein noch schöner, als er dem gemeinen Auge erscheint — schmückt ihn mit der Farbe vergangener Liebe, und läßt ihren Eigner die Rebenhügel mit Wesen durchwandern, die nicht mehr sind.

Dort sitzt vielleicht der eingebildete Monarch auf seinem Throne, und spricht die Schiffe unten als seine Flotten und die Wellen und Thäler als sein Eigenthum an. Dort sieht der Schwärmer, versengt von dem Lichte irgend eines phantastischen Glaubens, die Gestalten der Engel und den Thron Gottes in der Wolke, welche die untergehende Sonne röthet. Dort erweckt das Opfer verlassener oder getrennter Liebe, mächtiger als die alten Zauberer, die Todten wieder, oder ruft den Treulosen durch die Liebestränke ihrer unvergänglichen Einbildungen zu sich zurück. Ach, gesegnet seyst du, beschwingte Macht der Phantasie in uns! — Du besiegst selbst den Kummer und erleuchtest selbst die Verzweiflung. Du nimmst uns von der Welt, wenn uns die Vernunft nicht länger an sie bindet, und gibst dem Wahnsinn die Begeisterung und den Trost des Dichters! Du, die Mutter der reineren Liebe, weilst noch, wie die Liebe, wenn wir selbst uns verlassen, und erleuchtest die zertrümmerten Kammern des Herzens mit der Glorie, welche die Verwüstung heiligt!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ellfeld. — Mainz. — Heidelberg. — Eine Unterhaltung zwischen Vane und dem deutschen Studenten. — Die Ruinen des Schlosses von Heidelberg und ihr einsamer Bewohner.

Es war jetzt Vollmond; leichte Wolken schwebten über dem jenseitigen Ufer des Rheines; aber die gothischen Thürme von Ellfeld überglänzte der Himmel blau und klar; die sonnigen Wellen des Flusses tanzten an den alten grauen Mauern hin, und neben ihnen, aus einem Boote, ertönten lustige Stimmen von einer Schaar munterer Reisenden, und dieß Alles verlieh der Scene ein fröhliches Leben. Auf dem jenseitigen Ufer verliefen die Hügel in den fernen Horizont, und nur ein leichter Kahn in der Mitte des Wassers unterbrach die stille Feier der mittägigen Ruhe.

Die Stadt Ellfeld war das Geschenk Otto's I. an die Kirche; nicht weit dayon ist die krystallene Quelle, welche dem köstlichen Markebrunner=Gewächse den Namen gibt.

„Ah!“ sagte Du—e, „ohne Zweifel machten die guten Bischöfe von Mainz den besten Gebrauch von dieser Nachbarschaft!“

Unsere Reisenden verweilten in Ellfeld einige Tage, und besuchten von da aus die Ruinen von Scharfenstein; sie schifften dann den Strom hinauf, an Walluf, dem Thore des Rheingaues, und den üppigen Gauen von Schierstein vorüber. Die Aussicht auf das schöne alte Schloß der Fürsten von Nassau=Usingen und auf die beiden langen, schmalen Inseln in dessen Nähe, begleitete sie bis fast nach Mainz hin, und als sie dort ankamen, erglühten die Wasser in den letzten Strahlen der Sonne, die den stolzen Thurm der Kathedrale vergoldeten, während hinten um die Felsen des Rheingaues die Nebel sich zu sammeln begannen.

Ewig merkwürdiges Mainz! — gleich wichtig der Freiheit, wie dem Gesange — wie oft ertönten in diesen Mauern der Troubadours liebliche Lieder, und wie oft pochte das Herz der Jungfrauen an diesem Flusse bei den Liedern der Sänger! In diesen Mauern faßte der kühne Walpoden zuerst den großen Plan zu dem hanseatischen Bunde; und vor Allem, merkwürdiges Mainz, ist dein der Anspruch auf die früheste Erfindung des mächtigsten Werkes menschlichen Verstandes — des großen Ausgleichers aller Gewalten — des Demiurg der moralischen Welt

— der Presse! — Und hier lebte der mißhandelte Held des größten Drama's der neuen Zeit, dieser mährchenhafte Faust; dieses Sinnbild des Schicksals, das seine Nachfolger in der Verbreitung des Lichtes erwartete; als ein Ungeheuer angestaunt, wegen seiner Weisheit, und von den Menschen zu den Strafen der Hölle verdammt, zum Lohne für die Wohlthaten, die er der Welt erzeigt hat.

In Mainz hörte Gertrude so rühmend und so beständig von Heidelberg sprechen, daß sie ungeduldig wurde, den so gepriesenen Ort zu sehen; und da Du—e die Luft von Heidelberg für reiner und stärkender hielt als die von Mainz, so beschlossen sie, ihren einstweiligen Aufenthalt in jener Stadt zu nehmen. Ach, es war der Ort, der bestimmt war, ihr kurze und traurige Pilgerfahrt zu beschließen, und für das Herz Trevylyan's die heiligste Stätte zu werden, welche die Erde enthielt — die „Kaaba" der Welt! Aber die ahnungslose Gertrude unterhielt sich fröhlich, während ihr Wagen schnell dahinrollte; und beständig, von jedem neuen Eindrucke bewegt, rührte sie durch die eigenthümliche Lebhaftigkeit ihres Wesens Alle, die auf ihrem kurzen Wege mit ihr zusammentrafen.

Es liegt ein großer Zauber für uns in den Beobachtungen eines Menschen, dem die Welt neu ist, wenn wir selbst ihrer abgenützten Ansichten und Klänge schon etwas überdrüssig geworden sind; wir erkennen in der Frische seiner Bemerkungen eine befreundete Stimme, als wäre sie jene aus unserer eigenen Jugend.

In dem lieblichen Thale des Neckars, an dem krystallhellsten aller Flüsse, liegt die Stadt Heidelberg. Die Schatten

des Abends lagerten über ihr, als der schwere Reisewagen durch die alten Straßen rasselte, und erst am nächsten Tage konnte Gertrude all' der unvergleichlichen Schönheiten sich erfreuen, welche diesen Ort umgeben.

Vane, der früh zu erwachen gewohnt war, ging am Morgen allein aus, um die Stadt zu besehen; als er am Thurme von St. Peter betrachtend stille stand, hörte er plötzlich seinen Namen rufen; er wandte sich um und sah den deutschen Studenten an seiner Seite, der in dem Taunusgebirge ihr Reisegefährte gewesen.

„Sie haben gut daran gethan, hierher zu kommen," sagte der Student, „und ich bin gewiß, unsere Stadt wird Ihre Erwartungen nicht täuschen."

Vane antwortete höflich; und da der Deutsche sich erbot, ihn auf seinem Spaziergange zu begleiten, so war es natürlich, daß ihre Unterhaltung auf das Universitätsleben und die gewöhnliche Erziehungsweise in Deutschland fiel.

„Es ist auffallend," sagte der Student, „daß die Menschen, während sie immer neue Erziehungssysteme erfinden, doch stets bei dem Alten stehen bleiben. Wie viele Jahre sind jetzt verflossen, seit Fichte in dem Systeme Pestalozzi's die Wiedergeburt des deutschen Volkes vorhersagte. Was ist geschehen? Wir bewundern — wir preisen es, aber wir trotten auf dem nämlichen Wege fort, den Pestalozzi als fehlerhaft erwies. Gewiß, es muß ein Grundübel in einem Erziehungssysteme seyn, aus welchem nur ausnahmsweise ein Genie, als gewöhnliches Ergebniß

aber die Thorheit hervorgeht. Hier gerade, auf unseren deutschen Universitäten, beweist Alles, daß die Erziehung für sich — mit Ausnahme wenig guter Institutionen — von nur höchst geringem Einflusse ist auf die Ausbildung des Charakters. Die jungen Männer der verschiedenen Universitäten leben unter sich in vollkommener Gleichheit; sie sind muthig, schwärmerisch und in die Freiheit fast närrisch verliebt; sie scheiden von der Universität, aber keine politische Laufbahn läßt sie die früher angenommene Geistesrichtung verfolgen; sie versinken in Dunkelheit, leben zurückgezogen und auf sich beschränkt, und der einst von Schiller entzückt gewesene Student endet als ein indifferenter Priester, oder als ein lethargischer Baron. Sein collegialisches Leben, statt ihn auf das spätere vorzubereiten, ist dessen entschiedenes Gegentheil; er ist in einem System erzogen worden, um später nach einem entgegengesetzten zu handeln. Und dieß halte ich für den allgemeinen Irrthum bei der Erziehung in allen Ländern; man betrachtet sie als Etwas, was in einem bestimmten Alter beendigt seyn muß, und statt sie zu einem Theile der fortlaufenden Geschichte des Lebens zu machen, bildet man aus ihnen nur eine Abschweifung von derselben."

„Sie waren in England?" fragte Vane.

„Ja, ich bereiste es fast ganz zu Fuß. Ich war zu der Zeit arm, und da ich mir einbildete, es bestehe eine Art von Freimaurerverbindung zwischen allen Gelehrten, so fragte ich in jeder Stadt nach den Savans, und bat sie um einige Unterstützung für meine Reise, solchen Wunsch als eine ganz einfache und ordnungsmäßige Sache betrachtend.

Vane lachte fast laut über die Aufrichtigkeit und das unbefangene Selbstbekenntniß des Studenten, womit er sich öffentlich für einen Bettler erklärte. — „Und mit was für einem Erfolge im Allgemeinen?“ fragte er.

„In den meisten Fällen wurde ich mit Gefängnißstrafe bedroht, und dreimal ward ich von dem Friedensrichter der Dorfpolizei übergeben, um nach einem gewissen mystischen Mekka geschafft zu werden, das sie ein Parish (Kirchspiel) zu nennen beliebten. Ach,“ fuhr der Deutsche mit vieler Gutmüthigkeit fort, „es war ein Elend anzusehen, wie eine große Nation so vielen Werth auf ein so erbärmliches Ding legt, als das Geld ist. Aber was mich am meisten in Erstaunen setzte, war der Ton Eurer Poesie. Frau von Staël, die vielleicht England so gut kannte, als Deutschland, sagt: ihr Hauptcharakter sey das Chevalereske; aber, den einzigen Scott ausgenommen, der, beiläufig erwähnt, kein Engländer ist, fand ich nicht einen Dichter unter Euch, der der Ritterpoesie gehuldigt hätte. Doch,“ sprach der Student weiter, „ich glaube, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte unserer allgemeinen Bildung ein noch unaufgeklärter Irrthum über den Werth der Poesie herrscht. Sie ergötzt noch wie einst, aber sie hat aufgehört zu belehren. Die Prosa des Herzens erleuchtet, rührt und begeistert viel mehr, als die Poesie. Eure, ob noch so philosophischen, Dichter würden Gemeinplätze enthalten, wenn man sie in Prosa übersetzte. Childe Harold, der so tief scheint, verdankt seine Tiefe seinem Style, und enthält in der Wirklichkeit nichts, was als neu erschiene, außer der Eigenthümlichkeit seiner Diction. Die Verse können die feinen, tiefen Gedanken nicht fassen, welche ein großer Prosaist verkörpert; der Reim verkrüp-

pelt sie immer; er hat es seinem Wesen nach nur mit den allgemeinen Aufgaben über die menschliche Natur zu thun, welche jetzt abgenutzt sind; nicht aber mit den feinern philosophischen Folgesätzen, welche sich daran knüpfen. So, obgleich es auf den ersten Anblick paradox erscheinen muß, sind die Gemeinplätze mehr das Element der Poesie als der Prosa. Schiller fühlte dieses so gut, daß er den Fiesco, das am tiefsten gedachte seiner Trauerspiele, in Prosa schrieb."

Diese Ergießung des Studenten ergötzte Vane'n, der nichts Poetisches in seinem Wesen hatte; und mit einer Behaglichkeit, wie er sie selten bei dem Wiedersehen einer neuen Bekanntschaft fühlte, lud er den Studenten ein, das Frühstück im Gasthofe mit ihm zu theilen.

Nach dem Imbiß wanderte unsere Gesellschaft durch die Stadt, dem wundervollen Schlosse zu, welches ihr Hauptreiz ist, und die edelsten Trümmer deutscher Herrlichkeit aufweist.

Am Fuße des Berges weilten sie; vor ihnen lag die stattliche Ruine, umschlossen von den hängenden Terassen und den massiven Mauern, an denen mannigfaltiges Laubwerk in geringer Unterbrechung sich hinaufrankte. Aus dem Hintergrunde ragte der großartige Berg hervor, bewachsen, bis fast zum äußersten Gipfel, mit dunkeln Bäumen, aber in seinem geheimnißvollen Innern die Schattenwesen der Mährchenwelt bergend. Auf steilen Stufengängen zu den Ruinen hinaufsteigend, sahen sie nur, wie etliche Schaafe auf dem knorrigen Boden weideten. Aber über den Wällen erhob sich, großartig und öde, der Pallast

der alten pfälzischen Kurfürsten. Die geborstenen Mauern ließen deutlich die Spur der Blitze verfolgen, welche seine alte Pracht fällten, aber immer noch bildet der riesige Bau ein würdiges Denkmal, Carls des Großen sich zu erinnern.

Unten, in der Ferne, dehnt sich die Ebene, weit und geräumig, bis der schattige Fluß, mit einigen einsamen Segeln auf seiner Fläche, die melancholische Scene der Erde mit dem herbstlichen Himmel vereinigt.

„Seht," sagte Vane, auf zwei Bauern deutend, welche in ihrer Nähe die Angelegenheiten ihres geringfügigen Gewerbes besprachen, ohne nur im Geringsten um die erhabenen Erinnerungen sich zu bekümmern, welche an diesen Ort geknüpft sind. „Seht!" rief er, „was man auch von der Herrlichkeit menschlicher Größe geträumt und was man um sie gethan haben möge, immer bleibt sie doch die vereinzelte Größe Weniger. Jahrhunderte vergehen, und lassen das arme Landvolk, die Masse der Menschen, ewig was sie war — Holzhauer und Wasserträger. Der Glanz der Fürsten hat seine Ebbe und Fluth, aber der Bauer verkauft seine Früchte eben so vergnügt dem Fremden in den Ruinen, als dem Kaiser in dem Pallaste."

„Wird es immer so seyn?" fragte der Student.

„Laßt es uns nicht hoffen," versetzte Trevylyan, „hätte ein Volk jenen Pallast gebaut, sein Glanz würde nie verschwunden seyn."

Vane zuckte die Achseln und Du—e nahm eine Prise.

Aber alle diese Eindrücke, welche das Schloß, von der Entfernung gesehen, in ihnen rege machte, schwanden in ein Nichts gegen ihr Staunen, als sie in dem weiten Hofraume die Architektur aller Jahrhunderte in eine Ruine zusammengetragen sahen. Die reichen Farben des Mauerwerks, die stolzen Façaden, alle verschiedene Bauarten, wie sie je zur Befestigung oder zur Pracht erfunden worden — finden sich hier vereinigt in dem einen Charakter — des Verfallens. Die mittelalterliche Brustwehr, der gähnende Graben, der rohe Thurm, das prachtvolle Gewölbe, die Stärke eines Forts, die Pracht eines Pallastes, alles regt in Gemeinschaft uns an, wie die Geschichte eines untergegangenen Reichs in allen ihren Epochen.

„Diese Ruinen haben nur einen einzigen Bewohner," sagte der Student, „einen einsamen Maler, der hier schon seit etwa zwanzig Jahren wohnt, allein mit seiner Kunst. Kein anderes Zimmer, als das, welches er inne hat, ist von einem menschlichen Wesen bewohnt."

„Welch' eine poetische Existenz!" rief Gertrude, bezaubert von dem Gedanken einer Einsamkeit, die so große und reiche Gefühle anzuregen im Stande ist.

„Vielleicht ist es so!" sagte der grausame Vane, der es nicht über sich gewinnen konnte, eine Täuschung bestehen zu lassen; „aber viel wahrscheinlicher noch hat die Gewohnheit ihn für Alles abgestumpft, was uns mit Ehrfurcht erfüllt; er wird diese Ruinen eher betreten, um einige rohe Bruchstücke von Antiquitäten daraus aufzustö-

bern, als um seine Einbildungskraft an den dunkeln Ueberlieferungen zu nähren, welche die Mauern mit einer so erhabenen Poesie umkleiden."

„Ihre Vermuthung hat etwas Wahres," entgegnete der Deutsche, „aber der Maler ist — ein Franzose."

Diese den Ruinen von Heidelberg eigenthümliche Düsterheit und Majestät, dieser Gegensatz, welchen wir hier in dem Aufwand von Kraft und der gänzlichen Zerstörung erblicken, weckt in uns die Gedanken an ein dumpfes Verhängniß. Zweimal hat der Blitz diesen Bau getroffen, und so ist das Schloß mehr Ruine der Elemente, als der Menschen; während der großen Belagerung, welche es auszuhalten hatte, soll der Blitz zufällig gerade das Pulvermagazin entzündet haben.

„Welch' ein Stoff für das größte Werk einer reichen Phantasie! welch' ein äffendes Dazwischentreten des Grimmes der Natur zwischen die kleinlichen Künste der Menschen. Ein einziger Schlag des „rothen rechten Arms" über uns, zertrümmerte den Triumph von Jahrhunderten, und verlachte spottend die Macht der Belagerer und die Stärke der Belagerten.

Sie brachten den ganzen Tag unter diesen großartigen Trümmern zu, und als sie wieder in ihren Gasthof herabstiegen, war ihnen ein Gefühl geblieben, als ob sie aus den Gewölben irgend eines mächtigen Grabmals heimkehrten.

Dreißigstes Kapitel.

Keine Stelle auf Erden ist in Wahrheit völlig einsam. — Der Gesang der Feeen. — Die heilige Stätte. — Die Hexe der unheilvollen Winde. — Der Zauber und die Pflicht der Feeen.

Welche Stelle auf Erden ist gänzlich einsam? Die Eitelkeit des Menschen sieht da Einsamkeit, wo er nicht ist. Wer kann aber sagen, wie viele Millionen geistiger Wesen unsichtbar die Orte umschweben, welche für uns am ödesten erscheinen? Oder was wissen wir von unserem eigenen Mechanismus, daß wir die Möglichkeit des Lebens und der Bewegung Dingen absprechen sollten, welche wir nicht selbst erkennen mögen?

Beim Mondenlicht, in dem größten Hofe von Heidelberg, an den Rändern des verfallenen, grasüber-

wachsenen Bassins, hörten die melancholischen Schatten, welche Nachts die alten, zusammengestürzten Hallen durchstreifen, und in der düstern Höhle des Berges von Heidelberg umherziehen, folgendes Lied:

Gesang der Feeen in den Ruinen von Heidelberg.

Aus den Wäldern und dem grünenden Estrich, wo der wilde Thimian blüht, von den Flüssen her, deren gekräuselter Strom das zitternde Moos leicht küßt, während der Zwerg aus seiner Berghöhle vorsieht, und der Erlkönig aus seinem Lager, und die Wassernymphe aus ihrer seufzenden Fluth, durchstreifen wir die elastische Luft.

Die Rebhügel am Ufer freuen sich und lächeln, es lächeln die burggekrönten Höhen; sie träumen sich zurück in die Tage der Vorzeit und lächeln bei unserem festlichen Reigen!

Mit leichtem Schritt durchtanzen wir diese Hallen, mit leichtem, leisem Schritt; doch horch! mit dem einzigen Laute scheuchten wir die schläfrige Eule wach auf dem grabstillen Baume, und die Kobolde!

„Sie kommen nicht," sagte Pipalee, „und doch ist das Gastmal zugerichtet, und die arme Königin wird sich nach Erfrischung sehnen."

„Jammerschade, alle Rosenblätter werden versengen!" bedauerte Nip.

„Erlustigen wir uns einstweilen mit dem alten Maler!“ Dieß vorschlagend, sprang Trip über die Ruinen.

„Guter Gedanke!“ riefen Pipalee und Nip, und alle drei hüpften in das Zimmer des Makers, indem sie den Lordschatzmeister, staunend über ihren Leichtsinn, zurückließen. Wir sehen sie jetzt die Papiere ihres Opfers mit Dinte überschütten, seine Pinsel zerbrechen, die Farben untereinander mengen, seine Nachtmütze ihm verwechseln, und in der Gestalt einer großen Fledermaus um sein Gesicht schwirren, bis der bestürzte Franzose endlich eine tolle Laune vermuthete, von der die schwermüthigen Burgkobolde seyen ergriffen worden. Nun lassen wir sie wieder fort eilen, und finden sie auf einem kleinen Rasenplatze wieder, der im Neckarthale, an den Ufern des silberhellen Stromes, wenig fern von der Stadt gelegen ist. Er war rings, außer auf der Seite, welche der Fluß begränzt, mit dunkeln Bäumen umschlossen. Zahlreiche wilde Blumen blühten auf dem weichen, heiter-grünen Rasen. Und dort beschrieb der deutsche Fee einen Kreis rings um den Ort, und erschloß seinen elfischen Zauber. Und Nymphalin saß niedergeschlagen in der Mitte, ihr Haupt war gebeugt, wie das Haupt einer Wasserlilie, und verdüstert, und sie weinte crystallhelle Thränen.

Da kam ein hohles Murmeln durch die Bäume und ein Rauschen, wie von einem mächtigen Winde, und eine dunkle Gestalt tauchte aus dem Schatten hervor und näherte sich dem Platze.

Das Gesicht war faltig und alt, und blickte finster und böswillig umher. Der hagere, abgezehrte Körper stützte

sich auf einen Stab, und die gebeugten Schultern bedeckte ein kurzer, grauer Mantel.

„Ihr Mondscheinwesen," sagte die Gestalt mit gellender, schrecklicher Stimme, „was wollt ihr hier, und warum bannet ihr durch euern Zauber mich und die meinen von dieser Stelle?"

„Finstere Hexe des Frostes und Mehlthaues," antwortete der Fee, „du, die du dieß Kraut in seiner zarten Jugend knickst und das Herz des schwachen Keims aufzehrst, siehe, es ist nur ein kleines Plätzchen, das die Feeen von deinem Erbgute ansprechen, und auf dem sie, durch Kühlung und Wärme, das Laub grün und die Lüfte sanftwehend erhalten wollen."

„Und warum, Bewohner des Innern der Erde, willst du diese Stelle vor der Unbill der Jahreszeit beschützen?"

„Wir wissen durch unsere natürliche Weisheit," erwiederte der Fee, „daß diese Stätte das Grab einer Jungfrau werden wird, welche die Feeen lieben; hierher wollen wir, durch unsern unfühlbaren Einfluß, ihre lebendigen Schritte leiten, und wenn sie diese Stelle sieht, so wird die Sehnsucht nach Ruhe und die Ergebung in den Tod ihre Seele durchdringen. Siehe, in der ganzen Welt ist Alles im Kriege mit einander; der Löwe mit dem Lamm, die Schlange mit dem Vogel, und selbst der sanfte Vogel mit dem Käfer in der Luft oder dem Wurme der niedrigen Erde. Was kann es also für Menschen oder für Geister, die höher stehen, als die Menschheit, Schöneres, was Heiligeres geben, als ein Wesen, das nie Jemanden kränkte?

was Lieblicheres, als die Unschuld? was Traurigeres, als ihr frühes Grab? und soll diese Grabstätte nicht geheiligt seyn? soll sie nicht unter unserem treuesten Schutze stehen? Sollen wir nicht ihr Hinscheiden beklagen, als das eines schönen Wunders der Natur, zu zart, um auszudauern, zu selten, um vergessen zu werden? Und darum, finstere Wächterin des Frostes, wollen die Feeen dieses kleine Plätzchen weihen; darum wollen wir durch unsern Zauber von diesem lieblichen Rasen den wandernden Ghoul und die bösen Kinder der Nacht wegbannen. Hierher soll die Unglück weissagende Eule, die blinde Fledermaus oder der unreine Wurm nicht kommen. Und du sollst weder den Willen, noch die Gewalt haben, die aufsprossenden Blumen zu knicken, oder die grünen Sommergräser zu versengen. Ist es nicht, finstere Mutter der bösen Winde, ist es nicht unsere ewige Pflicht, das Grab der Unschuld zu warten, und die Blumen frisch zu erhalten rund um die Ruhestätte jungfräulicher Liebe?"

Die Hexe hüllte sich in ihren Mantel, leise vor sich hinmurrend; und ohne zu antworten, wandte sie sich und verschwand unter den Bäumen, während der Ostwind, der sie begleitete, die melancholischen Blätter ihren Pfad entlang aufwirbelte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Gertrude und Trevylyan, als in jener das Vorgefühl ihres nahen Todes erwachte.

Am nächsten Tage machten Gertrude und ihre Begleiter eine Spazierfahrt an den Ufern des lieblichen Neckars. Sie hatte eine schlaflose und schmerzliche Nacht gehabt; ihr bewegliches, kindliches Gemüth war zu schwermüthiger, nachdenklicher Stimmung niedergedrückt. Sie lehnte in einem offenen Wagen neben Trevylyan, der beständig an ihrer Seite war, während Du—e und Vane langsam vorausritten. Trevylyan bemühte sich umsonst, sie aufzuheitern, selbst seine (sonst so freudig aufgenommenen) Versuche, ihre getrübteren Augenblicke durch Erzählungen oder Legenden zu beschwören, schlugen dießmal fehl. Sie schüttelte sanft den Kopf — drückte seine Hand und sagte: — „Nein, theurer Trevylyan — nein — selbst

deine Kunst ist heute vergeblich, aber nie deine Güte!“ und indem sie seine Hand an ihre Lippen preßte, brach sie in ein leidenschaftliches Weinen aus.

Erschreckt und geängstigt, drückte er sie an seine Brust und strebte, ihr Antlitz, das auf den Busen herabgesunken war, aufzurichten, um ihre Thränen wegzuküssen.

„O,“ sagte sie endlich, „tadle meine Schwäche nicht, ich bin von meinen eigenen Gefühlen überwältigt; ich sehe die Welt an und fühle, daß sie so schön und gut ist; ich sehe dich an, und sehe Alles, was ich verehren und anbeten kann. Das Leben erscheint mir so süß, die Erde so lieblich; kannst du dich also wundern, wenn ich bei dem Gedanken an den Tod bebe? Nein, unterbrich mich nicht, theurer Albert; ich muß den Gedanken ertragen und mich ihm muthig entgegenstellen. Ich habe ihm nicht nachgehängt, ich habe ihn nicht gepflegt während meiner langen, stets zunehmenden Krankheit; aber es gab Augenblicke, wo er sich selbst mir aufdrang, und jetzt, jetzt unabweisbarer denn je. Halte mich nicht für schwach und kindisch; ich fürchtete den Tod nie, bis ich dich kennen lernte; aber dich nicht mehr zu sehen — diese theuere Hand nicht mehr zu berühren — nicht mehr dir für deine Liebe zu danken — deine Sorgen nicht mehr anerkennen zu können — dazuliegen und zu schlafen, und nie — nie wieder von dir zu träumen! — Ach, das ist ein bitterer Gedanke! Aber ich will ihm trotzen — ja ihm Trotz bieten, damit du siehst, daß ich deiner Achtung würdig bin.“

Trevylyan, von seiner Bewegung hingerissen, bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen, und suchte, in

den Wagen zurückgelehnt, umsonst seine Seufzer zu unterdrücken.

„Vielleicht," sagte sie, immer noch an Hoffnung hängend, die ihn gänzlich verlassen hatte, „Vielleicht mag ich mich selbst täuschen; und meine Liebe zu dir — mir scheint es, als ob sie selbst den Tod müßte bezwingen können — verleiht mir die Kräfte, dieser grausamen Krankheit Trotz zu bieten; — die Hoffnung, mit dir zu leben — dich zu pflegen — deine hohen Träume zu theilen, und, ach! vor Allem, dich in Kummer und Krankheit zu trösten, wie du mich tröstetest — sollte diese Hoffnung nicht selbst diesen sinkenden Körper aufrecht erhalten können? Und wer wird dich lieben, wie ich dich liebe? wer dich bewachen, wie meine Augen dich bewachten? wer für dich in Dankbarkeit und Thränen beten, wie ich für dich betete? O, Albert, so wenig bin ich eifersüchtig, so wenig denke ich an mich, daß ich meine Augen glücklich und zufrieden schließen wollte für diese Welt, wenn ich wüßte, daß eine andere dir werden würde, was ich dir seyn konnte."

Gertrude," erwiederte Trevylyan, und sein farbloses Angesicht erhebend, sah er sie mit ruhigem, feierlichem Ernste an. „Gertrude, laß uns jetzt noch das Band knüpfen, das uns auf ewig vereint! Wenn das Schicksal uns trennen muß, so soll es auch das letzte Band zerreißen; wir wollen wenigstens das Gefühl mit uns nehmen, daß auf Erden wir einander Alles in Allem waren; wir wollen dem Tode in's Angesicht trotzen. Sey die Meine — morgen — heute — o Gott! sey die Meine!"

Das blasse Gesicht, zwischen dessen Farben die Lampe des Lebens nur noch so schwach hindurchschimmerte, überflog für einen Augenblick eine tiefe, strahlende Röthe, die schöne Ruine mit der Glut jungfräulicher Tugend und leidenschaftlicher Hoffnung erleuchtend, und schwand dann schnell wieder weg.

„Nein, Albert," sagte sie seufzend; „nein, es darf nicht seyn; du wirst den Schmerz vielleicht ertragen, wenn wir noch nicht ganz vereinigt sind; und ich, für meinen Theil, bin zu selbstsüchtig, und meine: wenn ich so scheide, werde ich ein zärtlicheres Andenken in deinem Herzen hinterlassen — zärtlicher, aber nicht so traurig; und ich möchte nicht, daß du dich bei meinem Andenken verwittwet fühltest, und diese Erinnerung, trübem Gewölke gleich, auf allen schönen Aussichten deiner Zukunft läge. Lieber gedenke meiner, wie eines Traumes; wie etwas, das niemals ganz dein Eigenthum war, und deßhalb nicht Treue, nur ein treues, gütiges, nachsichtiges Andenken fordert. Erinnerst du dich noch jenes Abends, als wir auf dem Rheine hinsegelten — ach glückliche, glückliche Stunden! — und wir von den Ufern eine Musik herüber tönen hörten, nicht so kunstreich ausgeführt, daß sie werth gewesen wäre, um ihrer selbst willen angehört zu werden; aber sie paßte so zu der Stunde und der Scene, daß wir schweigend anhielten, damit wir sie besser hören möchten; und als sie unmerklich über dem Wasser erstarb, beschlich uns eine gewisse Melancholie; wir fühlten, daß etwas uns fehle, was der Landschaft ihren sanften Reiz verlieh, und unsere Unterhaltung wurde matter, als zuvor. So, mein einzig geliebter — mein einzig angebeteter Trevylyan, einen solchen Eindruck mag unsere kurze Liebe — deiner

armen Gertrude innige Liebe — in deinem Gedächtnisse hinterlassen. Ein Ton — eine gewohnte Gegenwart — soll eine kleine Weile, aber nicht länger, dein Heimweh nach mir erregen, bis du wieder für den Glanz empfänglich wirst, der deinen Pfad umstrahlt."

Als Gertrude dieß sagte, wandte sie sich zu Trevylyan, und sah den Kampf seiner Seele; da konnte sie sich nicht länger zurückhalten; sie fühlte, daß hier jeder Trost zum Hohne würde; sie warf sich an seine Brust, und es verschwammen ihre Thränen mit den seinigen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine Stätte, wie man zum Grabmale sie wünscht.

Auf dem Heimwege nahm Du—e den ersten Sitz im Wagen ein, und bemühte sich, durch seine gewöhnliche Lebhaftigkeit die Stimmung seiner Gefährten aufzuheitern; und so weich war Gertrudens Gemüth, daß bei ihr sein gutmüthiges Streben bis auf einen gewissen Grad mit günstigem Erfolge gekrönt ward.

Immer empfänglich für jeden Reiz der Natur, äußerten die Schönheiten der Landschaft, welche jede Wendung des Weges ihren Blicken eröffnete, allmählig die freundlichste Wirkung auf sie; die Silberglätte des Flusses, der überall dieser Gegend den vorzüglichsten Reiz gewährt, die liebliche Jahreszeit und die Klarheit des Himmels, durch jenen Zauber noch erhöht, mit welchem die Natur immer

ihre Verehrer entzückt, verfehlten nicht, einem Gemüthe seine Heiterkeit wieder zu geben, das, wie die Sonnenblume, dem Naturantriebe gemäß, sich vom Schatten zum Lichte wandte.

Einmal hielt Du—e den Wagen auf einem, zwischen Bäumen gebetteten, Rasenplatze an, und sagte zu Gertruden: „Wir sind an einem der vielen Plätze längs des Neckars, welchen Ihre Lieblingssagen heiligen. Dort, unter jenem Busche, wohnte in den früheren Zeiten des Christenthums ein Eremit, der, obgleich jung an Jahren, wegen der Heiligkeit seines Lebens berühmt war. Niemand wußte, woher er kam, oder warum er seinen Lebenskreis auf die Einsamkeit seiner Zelle beschränkt hatte. Er sprach selten, außer wenn sein geistlicher Rath oder seine frommen Gebete verlangt wurden; er lebte von Kräutern und den wilden Früchten, welche die Landleute in seine Höhle brachten; und jeden Morgen und jeden Abend kam er zu dieser Stelle, um seinen Krug aus dem Flusse zu füllen. Aber man bemerkte, daß er hier immer noch lange nach Beendigung seines Geschäftes verweile, und da sitze und zu den Mauern eines Klosters hinüberschaue, welches damals auf der entgegengesetzten Seite des Ufers stand, während jetzt nicht einmal die Trümmer mehr sichtbar sind. Nach und nach litt seine Gesundheit unter der Strenge seines ascetischen Lebens; und eines Abends fanden ihn einige Fischer ohnmächtig auf dem Rasen. Sie trugen ihn in das nahe Kloster, wo ärztliche Pflege für ihn zu finden war, und eine aus der Schwesterschaft, die Tochter eines Fürsten, wurde mit der Wartung des Einsiedlers beauftragt. Aber, als er seine Augen wieder aufschlug, schien eine plötzliche Wiedererkennung Beide zu fesseln. Er sprach, aber in einer

fremden Zunge; und die Schwester warf sich auf das Lager des Sterbenden, und rief einen Namen aus, den berühmtesten in dem ganzen umliegenden Lande; den Namen eines einst gefeierten Minnesängers, der, in jenen rohen Zeiten, den Dichter mit dem gesetzlosen Anführer vereinigt hat, und, nach der allgemeinen Annahme, schon vor mehreren Jahren in einem jener, damals so häufigen, Kämpfe zwischen Fürsten und Geächteten gefallen seyn sollte, als er eben die Burg stürmte, welche sie — jetzt die fromme Nonne, damals die Schönheit und Königin der Turniere und Ritterspiele — bewohnte. In ihren Armen hauchte der Eremit seinen Geist aus; sie überlebte ihn nur wenige Stunden, und überließ es so dem Reiche der Vermuthungen, diese Geschichte aufzuhellen, deren Faden nie aufgefunden werden konnte. Mancher Troubadour lieferte in späterer Zeit aus dem Schatze seiner Poesie die Einzelnheiten, welche die Wahrheit zu ergänzen sich weigerte; und der Platz, wohin der Eremit bei Sonnenaufgang und Untergang täglich kam, um nach dem Kloster hinüberzublicken, wurde durch das Lied geweiht."

Das Interesse, welches diese Sage an den stillen Platz knüpft, vermehrt den eigenthümlichen Eindruck von schwärmerischer Ruhe, welchen er auf den Beschauer macht. Wilde, verspätete Blumen schmückten noch den Rasen, und zwischen dem Binsenriede, welches ihn lieblich umsäumte, stöhnte der sanftfließende Neckar eine klagende Musik. — Kein Lüftchen bewegte die Bäume; aber in kleiner Entfernung von dem Orte sah der Thurm einer Kirche aus dem Gebüsche hervor, und während sie hier weilten, erklangen plötzlich von dem heiligen Hause die Glocken, und riefen zu dem Begräbnisse eines Verstorbenen. So im Einklange

mit dem Orte, der Stunde der rings athmenden Ruhe, drang der Ton zu den Ohren, daß er mit unaussprechlicher Gewalt Aller Herzen traf. Er war wie eine Stimme aus einer andern Welt — die mitten in der Einsamkeit der Natur den eingeschlummerten Geist von den Sorgen dieser Welt abrief; — die Todtenglocke tönte, aber mehr sanft als schauerlich war ihr Ruf; sie lud ein, sie schreckte nicht.

Gertrude wandte sich, mit Thränen in den Augen, legte ihre Hand in die Trevylyan's, und flüsterte: „Solch' ein Plätzchen, so ruhig, so abgeschieden, und doch in der Nähe des Gotteshauses, möchte ich mir einst zu der letzten Ruhestätte dieses zerstörten Körpers wünschen."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Schluß dieser Erzählung.

Von diesem Tage gewann Gertrudens Stimmung wieder ihre gewohnte Heiterkeit; und in der folgenden Woche kam sie nie wieder auf ihr nahes Loos zurück; sie schien noch einmal völlig vergessen zu haben, welch' eine kurze Laufbahn ihr noch beschieden sey. Vielleicht, daß sie, für Trevylyan besorgt bis an's Ende, zu den Schmerzen ihrer frühen Trennung nicht noch vorhergehende Niedergeschlagenheit hinzufügen wollte; oder vielleicht verschwanden, als sie einmal die Gewißheit ihres Schicksals fest in's Auge gefaßt hatte, die Schrecken desselben. Die Saiten des Gemüths, die bei der zartesten Berührung in Schwingung kommen, können durch einen einzigen Vorfall, oder in einer einzigen Stunde anders gestimmt werden; ein Ton einer heiligen Musik, ein grüner, stiller

Begräbnißplatz, kann die Gestalt des Todes in den Anblick eines Engels verwandeln. Und deßhalb entkleideten die Griechen, nach einer weisen und schönen Lehre, das Grab seiner eingebildeten Düsterheit, und weislich stellten sie das große Prinzip der Ruhe unter feierlichen, lieblichen Bildern dar, unbekannt mit dem Wahnsinn des Nordens, der die Ruhe zu einem Gespenste macht.

Aber während Gertrudens Gemüth die Freude des Wohlseyns wieder genoß, ward ihr Körper schrecklich schnell zerstört, und wenige Tage richteten jetzt eine Verheerung an, welche sonst Monate nicht herbeiführen mochten.

Eines Tages begegnete Trevylyan, der allein fortgegangen war, um den Gedanken nachzuhängen, welche er in Gertrudens Gegenwart zu ersticken strebte, mitten unter den öden Ruinen Heidelbergs plötzlich ihren Vater. Dieser ruhige, fast unempfindliche Zögling der Leiden der Welt stand allein, und blickte auf die verfallenen Fensterflügel und die geborstenen Thürme, durch welche jetzt die Sonne in schiefen Strahlen den Abschiedsgruß herabsandte.

Trevylyan, der diesen kalten, unempfänglichen Mann nie, außer um Gertrudens willen, geliebt hatte, fühlte bereits einen Groll über ihn in sich erwachen, als er dachte, zu solch' einer Zeit, während der Tod über der Blüthe seines Hauses schwebe, könne er noch ruhig seyn, und lächeln und sinnen und moralisiren, und seine gewohnte Alltagsmenschenrolle fortspielen. Er schritt langsam auf ihn zu, und als er gerade vor ihm stand, sagte er mit hohler Stimme und krankhaft erzwungenem Lächeln:

„Sie unterhalten sich trefflich, mein Herr. Dieß ist eine schöne Scene — und über Schmerzen, die seit tausend Jahren schon gestillt sind, sich Gedanken machen, ist besser, als ein krankes Mädchen bewachen, und das Herz in Furcht aufzehren.“

Vane sah ihn ruhig, aber gespannt, an, und antwortete nicht.

„Vane,“ fuhr Trevylyan fort, mit der nämlichen, übernatürlichen Anstrengung zur Ruhe; „Vane, in wenigen Tagen wird Alles vorüber seyn, und Sie und ich werden allein stehen und verlassen unter den jämmerlichen Geschöpfen, unter den falschen Weltmenschen — verlassen von dem einzigen Wesen, das unser dumpfes Leben schmückt, das, durch seine Liebe, Jeden von uns eines Gedankens werth machte.“

Vane fuhr zusammen und wandte sein Gesicht weg. „Sie sind grausam,“ sagte er mit bebender Stimme.

„Wie, Mann!“ schrie Trevylyan, ihn plötzlich bei der Hand fassend, „können Sie auch fühlen? Ist Ihr kaltes Herz gerührt? Kommen Sie denn,“ fügte er mit wildem Lachen hinzu, „kommen Sie, wir wollen Freunde seyn.“

Vane trat mit einer gewissen Würde, die selbst in dieser Stunde auf Trevylyan tiefen Eindruck machte, zurück. „Einige Jahre noch,“ sagte er, „und Sie werden auch kalt genannt werden, wie ich; Sorgen werden Sie die Weisheit des Gleichmuths lehren — es ist eine bittere Schule, Herr, eine bittere Schule! Aber, denken Sie, daß

ich in der That unbewegt sey bei der letzten zertrümmerten Hoffnung — bei dem letzten zerrissenen Bande, das mich an mein Geschlecht fesselt? Nein, nein! Ich fühle, was ein Mann fühlen kann; aber ich verhehle es, wie es einem Manne ziemt, der im Unglück grau geworden ist! Mein Kind ist mir mehr, als Ihnen die Verlobte; denn Sie sind jung und reich, und das Leben lacht Ihnen noch; aber mir — nicht mehr — Herr — mir nicht mehr."

„Vergeben Sie mir," sagte Trevylyan besänftigt; „ich habe Ihnen Unrecht gethan; aber Gertrude ist eine Entschuldigung für jedes Verbrechen der Liebe; und nun hören Sie meine letzte Bitte — geben Sie mir — selbst am Rande des Grabes ihre Hand. Der Tod kann ihr in den Armen — in dem Schutze — einer Liebe, wie die meine, nichts anhaben."

Vane schauderte. „Es hieße sich dem Tode vermählen!" sprach er; „Nein!"

Trevylyan wandte sich um, und eilte fort, ohne ein Wort zu erwiedern, und kehrte in die Stadt zurück; er suchte den Eigenthümer des Grundstückes auf, in welchem Gertrude gewünscht hatte begraben zu werden. Er kaufte es, und noch in dieser Nacht suchte er den Priester der Nachbarkirche auf und gab ihm den Auftrag, den Platz mit den herkömmlichen Feierlichkeiten und Ceremonien einzuweihen.

Dem Priester, einem alten, frommen Manne, fiel das Gesuch und der Anblick dessen, der es vorbrachte, auf.

„Muß es sogleich geschehen?" fragte er zögernd.

„Sogleich," antwortete Trevylyan mit einem ruhigen Lächeln. — „Ihr wißt, ein Bräutigam ist von ungeduldiger Natur."

In den nächsten drei Tagen ward Gertrude so schwach, daß sie das Bett hüten mußte. Während dieser ganzen Zeit saß Trevylyan vor ihrer Thüre ohne zu sprechen, ja kaum seine Augen von dem Boden erhebend. Die Diener gingen zu und ab, er bemerkte sie nicht; und vielleicht gerade jetzt, als selbst die fremden Dienstboten sich abwandten und ihre Augen trockneten und zu Gott beteten, daß er ihn trösten möchte, war er des Mitleids weniger bedürftig, als zu irgend einer andern Zeit. Der Kummer stumpft ab, und das Herz schläft schmerzlos, wenn es durch seine Martern erschöpft ist.

Am vierten Tage stand Gertrude wieder auf, und wurde, (ach wie verändert und doch wie liebenswürdig noch immer!) in das gemeinschaftliche Zimmer herabgeführt. Während dieser drei Tage war der Priester oft bei ihr gewesen, und ihr von Kindheit an tief religiöses Gemüth wurde durch seinen Trost unaussprechlich beruhigt. Sie nahm Speise von Trevylyan's Hand; sie lächelte ihm so süß zu, wie sonst. Sie unterhielt sich mit ihm, obgleich mit schwacher Stimme und mit häufigen Unterbrechungen. Aber sie fühlte keine Pein, ihr Leben eilte allmählig und schmerzlos dahin. „Mein Vater," sagte sie zu Vane, dessen Züge, was auch in seinem Innern vorgehen mochte, immer ihre gewöhnliche Ruhe zeigten, „ich bin überzeugt, daß, wenn ich gestorben bin, du dich tiefer grämen wirst, als die Welt muthmaßen mag; denn ich allein weiß, wie du vor Jahren warst, ehe die Freunde dich ver-

ließen und das Glück dir zürnte und meine arme Mutter starb. Aber glaube, glaube ja nicht, daß Hoffnung und Trost dich mit mir verlassen. So lange Himmel und Erde bestehen, ist dort oben Trost und Hoffnung für Alle."

Sie wohnten nicht in der Stadt, sondern hatten ihre Wohnung in der Vorstadt, im Angesicht des Neckars, aufgeschlagen; und von dem Fenster aus sahen sie ein leichtes Segel munter auf demselben hingleiten, bis es verschwand, und Einsamkeit wieder über dem Wasser ruhte.

„Das Segel verschwindet vor unsern Augen," sagte Gertrude, „aber noch gleitet es ebenso glücklich dahin, obgleich wir es nicht mehr sehen; und ich fühle — ja Vater, ich fühle — ich weiß, daß es auch mit uns so ist. Wir gleiten den Strom der Zeit hinab, und verschwinden aus den Augen der Menschen, aber wir hören deßhalb nicht auf, zu seyn!"

Und jetzt, als die Dämmerung anbrach, drückte sie den Wunsch aus, ehe sie zur Ruhe gehe, noch mit Trevylyan allein gelassen zu werden. Er saß damals nicht an ihrer Seite, denn er traute seiner eigenen Stärke nicht, sondern mit abgewandtem Gesichte etwas von ihr entfernt. Sie rief ihn bei seinem Namen; er antwortete nicht, noch wandte er sich um. So schwach, als sie war, richtete sie sich von dem Sopha auf, und schlich sanft an der Wand hin, bis sie zu ihm kam, und in seine Arme sank.

„Ach, Unfreundlicher!" seufzte sie, „das erstemal willst du dich von mir wenden? Komm, wir wollen noch ein-

mal auf den Fluß hinaus schauen; sieh, die Nacht dunkelt über ihm; unsere schöne Reise, das Bild unserer Liebe, ist zu Ende, unser Segel wird nicht mehr ausgespannt werden. Nie wieder kann deine Stimme mit der Legende oder dem Gesange die Ermattung der Krankheit verscheuchen — die Fahrt ist vollendet, das Schiff ist zerbrochen, und die Nacht bedeckt seine Trümmer; aber jetzt, in dieser Stunde, liebe mich, sey freundlich gegen mich, wie sonst. Noch laß mich deine einzige Gertrude seyn — noch laß auch diese Nacht, wie sonst, mich meine Augen schließen mit dem süßen Bewußtseyn, daß ich geliebt bin.“

„Geliebt! — O Gertrude, spricht nicht so!“

„Komm; das bist du selbst wieder!“ und sie hing mit ihren schwachen Armen liebkosend an seinem Halse; „und jetzt,“ sagte sie feierlicher, „laß uns vergessen, daß wir sterblich sind; laß uns daran allein denken, daß dieses Leben nur ein kleiner Theil, von unserer Laufbahn ist; laß uns in dieser stillen Stunde, und während wir ungetrennt sind, die Gegenwart des Allmächtigen, der in uns wohnt, recht fühlbar machen, und daß es nicht der ewige Tod ist, was uns trennt, sondern nur eine kurze Abwesenheit; und wenn einmal die Pein des Abschieds vorüber ist, so denke nur, daß wir uns bald werden wieder finden. Wie? du wendest dich noch von mir?! Sieh, ich weine nicht, noch gräme ich mich; ich habe den Schmerz der Trennung bezwungen; willst du dich von mir besiegen lassen? Erinnere dich, Albert, wie du mir einst erzähltest, daß der weiseste der Weisen des Alterthums in dem Gefängnisse und vor seinem Tode seine trauernden Freunde mit dem Beweise der Unsterblichkeit der Seele getröstet habe. Ist es nicht auch

mein Trost? — reicht er nicht hin? oder willst du ihn für weise annehmen von den Lippen der Weisheit, und für eitel von den Lippen der Liebe?"

„Stille, Stille!" rief Trevylyan fassungslos, „oder ich muß denken, du seyest bereits ein Engel."

Aber laßt uns diese Mittheilungen schließen und die letzten heiligen Worte, welche sie auf Erden austauschten, nicht der Menge Preis geben.

Als Vane und der Arzt sich leise in das Zimmer zurück stahlen, winkte ihnen Trevylyan, stille zu seyn. „Sie schläft," flüsterte er, „stille!" Und wirklich, ermüdet von ihrer eigenen Anstrengung, und eingewiegt durch den Glauben, daß sie den beruhigt habe, bei dem ihr Herz immer noch weilte, war sie an seiner Brust in Schlaf oder vielleicht auch in Empfindungslosigkeit hingesunken. Während sie so da lag, so schön, so schwach, so zart, vertiefte sich die Dämmerung zum Dunkel, und der erste Stern, wie die Hoffnung der Zukunft, brach durch die Schatten der Erde.

Nichts konnte der Stille, die außen herrschte, gleichkommen, als diejenige, welche athemlos innen lag. Nicht Einer der Gruppe rührte sich oder sprach; und Trevylyan, über Gertruden hingebeugt, wandte nie sein Auge von ihrem Angesichte, immer die verblichenen Lippen bewachend, und sich einbildend, als ob er ihren Athem einschlürfe. Ach, der Athem war entflohen. Vom Schlafe in den Tod

war sie ohne einen Seufzer hinübergeglitten: Glücklich, tausendmal glücklich durch diesen Tod! — umfangen von den Armen treuer Liebe, und ihr letztes Denken durch das Bewußtseyn ihrer Unschuld, durch die Zuversicht auf den Himmel verherrlicht!

* * *

Trevylyan kehrte, nach einem langen Aufenthalte auf dem Festlande, nach England zurück. Er stürzte sich in das thätige Leben, und wurde, was in diesem Zeitalter kleiner Namen ein berühmter, ausgezeichneter Mann genannt wird. Aber, was an seinem spätern Leben besonders merkwürdig blieb, war seine beständige Unruhe. Was er ergriff, selbst die verschiedenartigsten, entgegengesetztesten Dinge, trieb er mit einer gewissen Hast; Geschäfte — Litteratur — die Bestrebungen des Ehrgeizes — Vergnügungen. Er duldete keinen Stillstand in seiner Laufbahn, und Unthätigkeit war für ihn, was für Andere Sorgen. Er lebte in der Welt, wie andere Menschen — verrichtete seine Geschäfte, pflegte seiner Neigungen und genügte seinen Pflichten. Aber eine tiefe, winterliche Veränderung war in seinem Innern vorgegangen — der Sonnenschein seines Lebens war vorüber. Die Lieblichkeit der Romantik war für ihn von der Erde verschwunden. Der Stamm trotzte den Winden wie zuvor, aber die grünen Blätter waren für immer abgestreift, und der Vogel hatte seine Zweige verlassen. Einmal hatte er die Schönheit angebetet, und die Glut und die

Herrlichkeit der Gedanken, welche nicht aus gemeinem Erdenthon geformt sind; aber die Quelle des Enthusiasmus war vertrocknet, und der goldene Becher lag zerbrochen an dem Borne. Mit Gertruden war die Poesie des Lebens ihm entschwunden. Wie sie selbst ihren Verlust beschrieb: eine Musik hatte aufgehört, über der Oberfläche der Dinge zu schweben, und mochte die Barke auch flüchtig dahin segeln wie zuvor, mochte die Woge des Stromes auch noch so stolz sich blähen, etwas, was in dem Herzen geklungen hatte, war stille, und der Zauber der Reise zerstört.

Und Gertrude schlief an der Stelle, wo sie ihr letztes Lager gemacht wünschte; und viel — o viel theurer ist das kleine Plätzchen an den Ufern des stillen Neckars dem Herzen Trevylyans, als alle die ausgedehnten Ländereien und fruchtbaren Felder seiner angestammten Besitzung. Der Rasen hat immer noch sein smaragdenes Grün, und es kam mir vor, als ob die Feldblumen um das Grabmal noch üppiger aufgesproßt seyen, als ehedem. Eine Uferkrümmung bricht die Strömung des Neckars, und darum scheint er hier still zu stehen, als ob er nur mit Widerstreben das einsame Grab verlassen könne, und noch zögere und klage zwischen den rauschenden Binsen, ehe er weiter fließt. Und als ich das letzte Mal dieses ruhige Plätzchen sah — als ich den Rasen so frisch, und die Blumen so glänzendfarbig fand; da dachte ich, daß in der That ätherische Hände die Scholle pflegen mögen; daß keine bloß eingebildeten Zauber es waren, durch welche ich die Feeen in meiner Erzählung erscheinen ließ, sondern daß sie in Wahrheit — ein beständiges, obgleich unsichtbares Todtenamt übend — alle entheiligenden Fußtritte, und den rauhen Einfluß der Jahreszeiten von dem Grabe Derjenigen abhielten, die ihr Geschlecht

so sehr liebte, und deren sanfte, makellose Tugend sie würdig machte, dem schönen Ideale der Welt verwandt zu heißen. Und ist Einer unter uns, der nicht irgend ein Wesen kennen gelernt hat, welches ihn zu solchen Träumereien hinriß, ohne daß er befürchtet hätte, sie möchten für das Ergebniß einer allzukühn aufgeregten Phantasie gehalten werden?

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Mohamed

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

Die Wanderer am Rheine

Stuttgart 1834
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Angl.625
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11081332-0